
P. o. rel.
5014
l



Bibliothek ausländischer Klassiker. 12.

Björnstjerne Björnson's

Bauernnovellen.

Aus dem Norwegischen übertragen

von

Edmund Lobedanz.

Erster Theil.

Arne.

8 Bogen — 6 Sgr.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1865.

Auszug aus dem Prospectus.

Was unsere Sammlung bieten wird, sind nur die wirklich gediegenen, von der Zeit wie von der Kritik als „**klassisch**“ erprobten und anerkannten Hauptwerke der verschiedenen Literaturen, und zwar, wodurch wir unserer Bibliothek den Vorrang vor anderen Sammlungen zu sichern gedenken — nach einem zweckmäßigen, festen **Plan**. Beschränkt sich unsere Bibliothek einerseits auf nur klassische Schriften, so soll sie diese auch in einer gewissen Vollständigkeit, oder, wo diese nicht thunlich erscheint, in wohlbemessener Auswahl mittheilen, so daß sie, wenn vollendet, mehr oder minder **alle Chefs d'oeuvre der englischen und amerikanischen, der französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, der skandinavischen wie der slavischen Literaturen, ferner die Hauptwerke des klassischen Alterthums, endlich einiges Geeignete aus dem Orientalischen und das Beste aus dem reichen Schatze der Volkspoesie umfassen, daß sie von jeder dieser Literaturen ein charakteristisches Totalbild geben und so als ein abgerundetes und geschlossenes, planvoll geordnetes Ganze sich darstellen wird.**

Beispielsweise nennen wir von bereits in Angriff genommenen Bestandtheilen unseres Programms:

Aus der englischen Literatur: **Chaucer's** Canterbury-Geschichten; **Shakespeare's** sämmtliche Dramen; **Milton's** Verlorenes Paradies; die besten Werke von **Swift, Pope, Goldsmith**; die großen Humoristen des vorigen Jahrhunderts: **Sterne, Fielding, Smollet** 2c.; **Defoe's** Robinson; **Macpherson's** Ossian; Lustspiele von **Sheridan** u. A.; **Burns'** Gedichte; die vorzüglichsten Romane und poetischen Erzählungen von **W. Scott**; die poetischen Werke von **Lord Byron, Shelley, Thom. Moore** und den vorzüglichsten Dichtern der sogenannten Seeschule, von den Neueren namentlich **Tennyson**; auch einige Amerikaner, zunächst **W. Irving, Longfellow.**

Aus der französischen Literatur: Die bedeutendsten Lustspiele **Molière's**; eine Auswahl aus den Dramen **Racine's** und **Corneille's**; **Le Sage's** Gil Blas und Hinkender Teufel; **La Bruyère's** Charaktere; die schönsten Erzählungen von **Voltaire** und **Diderot**; die Hauptwerke **Rousseau's**; die Erzählungen von **Bernardin de St. Pierre** und **Chateaubriand**; Frau **v. Stael's** Corinne; das Beste aus den Poesien und Romanen von **V. Hugo, Lamartine, G. Sand, Töpffer** 2c.; **Beranger's** Gedichte.

Aus der italienischen Literatur: **Dante's** Göttliche Komödie; **Boccaccio's** Decamerone; **Ariost's** Roland; **Tasso's** Befreites Jerusalem; Dramen von **Alfieri, Silvio Pellico** 2c.; Erzählungen von **Manzoni, Ugo Foscolo** 2c.; Poesien von **Leopardi, Giusti** 2c.

Aus der spanischen und portugiesischen Literatur: **Camoen's** Lusiaden; die Romanzen vom **Cid**; eine Auswahl von Dramen aus der Blüthezeit des **altspanischen Theaters; Cervantes'** Don Quixote; das Beste aus den Werken neuerer Dichter, wie **Moratin's** Lustspiele 2c.

Bibliothek ausländischer Klassiker

in

deutscher Uebertragung.

12. Band.

Skandinavische Literaturen.

Novellen von Björnstjerne Björnson.

Erster Theil.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1865.

Björnstjerne Björnson's

Bauernnovellen.

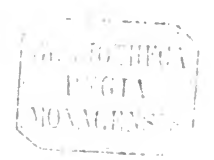
Aus dem Norwegischen übertragen

von

Edmund Lobedanz.

Erster Theil.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1865.



Björnstjerne Björnson.

Geboren ward dieser, von der gütigen Natur mit seltener poetischer Kraft und Tiefe, mit ächter Originalität, die gleich sehr im allgemein Menschlichen als im nordisch-germanisch Nationalen wurzeln, am 8. December 1832 und zwar in einer einsamen Gegend des Doprefjäld in Norwegen, woselbst sein Vater Pfarrer an der Kirche zu Qvikne war.

Die Natur, in welcher Björnson seine erste Jugend verlebte, war ächt norwegisch. Wer kennt sie nicht wenigstens nach Landschaften! Deutsche Maler, z. B. Achenbach, haben in ihnen die herrlichsten Motive für ihre Werke gefunden und wenn der Deutsche von Norwegen hört, dann steht vor seinem innern Blicke eine Natur auf voll ernster Größe und Hoheit. Himmelhohe, blaugraue Felsenwände, über welche die Nacht des Nordens ihre riesigen Schatten wirft, während die Sonne des Südens mit ihrem rothen Lichte nur in einzelnen Momenten des Glücks ein süßes, aber um so entzückenderes kostbares Lächeln darüber breitet. Kahl sind diese Felsen zumeist, hie und da Tannen und Birken, Moos und Flechten, Haidekraut mit Beeren in Fülle. Dann in der Höhe das Kreisen des Adlers, die Schaaren weißer Schneehühner! In Wäldern und Schluchten der „König" Bär, der oft Menschen und Thiere anfällt! Ueber allem diesen aber an der Küste des Landes das ewige Meer, mit seinen Wogen und seinem Schaum, nur selten ganz ruhend, aber dann lieblich und lockend wie mit dem heimlichen Zauber, den Goethe in der Ballade vom Fischer schildert. Endlich die gewaltigen Wasserfälle, welche über himmelhohe Felsen hinabstürzen, als wollten sie ganze Reiche hinabschwemmen in das Meer, in dessen Abgrund sie endlich verschwinden! Und in dieser Natur nur sparsam einsame Menschenwohnungen, armselige Kirchlein von Holz, in denen aber das Bild des Erlösers über dem Altar im Schmerze des Todes lächelt und Zeugniß ablegt von der Macht der Liebe, die aus Nazareth über die Welt kam.

Dies ganze großartige Naturleben, mit seinem Ernste und seiner Strenge, mit der leidenschaftlichen Kraft des Meeres und der Katarakte, gemildert zur demüthigen Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das die Sonne der Liebe auch in die Herzen sendet, die mit Eis und Schnee bedeckt schienen, finden wir auf Schritt und Tritt in Björnson's Werken.

Das war sein Lehrmeister, ihm lauschte er seine geheimnißvollsten Züge ab und gab ihnen charaktervolle Worte und darum fühlen wir uns so wunderbar angeregt in einer neuen Umgebung, die uns tausend unerwartete Ideen und Gesichtsbilder gibt, während wir doch überall auch wieder das alte bekannte Menschenherz mit seinem Leid, seiner Freude, seinen Schwächen und Irrthümern, seinen Thorheiten und Kurzsichtigkeiten wiederfinden.

Einsam lag der Predigerhof, den kein wogendes Kornfeld umgab, weil Korn dort nicht gedeihte. Gespielen hatte der Knabe nicht, da er das erste Kind seiner Eltern war. So wurden Vater und Mutter es, und wenn im Winter haushoher Schnee die Berge bedeckte und das Haus mit Schneewällen umgab wie eine Burg, dann fuhr der Vater den Sohn im Schlitten. Wie ein Sturmwind sausten sie die Bergabhänge herunter — im „fröhlichen Burschen" hat er uns auch dieses geschildert. Wollte die Mutter das Bürschlein für seine Unarten mit der Ruthe züchtigen, so kroch er auf den Schneewall, der das Haus umgab, und dorthin konnte sie ihm nicht folgen. Droben aber konnte er hineinnicken in den zweiten Stock, wo der Vater studirte und dieser bat dann lachend für den Sünder, daß er der Strafe entging.

Der Vater ward endlich in eine andere Gegend versetzt und zwar nach Nässet in Romsthal, einer der schönsten romantischen Gegenden Norwegens. Man denke sich nach nackten Felsen mit ewigem Eise und Schnee, baumlos und ohne Kornfeld, eine Gegend wie bei Bodenbach in der sächsischen Schweiz, oder wie in Thüringen, in den schönsten Gegenden Baierns oder Tyrols! Der Unterschied ist herzergreifend und seelenerweckend, er lehrt den Menschen nachzudenken und zu vergleichen. Das Alte, was er kennt, sieht er mit den Augen des Neuen und das Neue mit denen des Alten. Ein Schritt ist dann nur zu dem Grunde aller Tüchtigkeit, aller Größe bei dem Menschen: daß er lernt, auch sich selbst mit fremden Augen zu sehen, und erfährt, was sein Eignes ist, worin die gütige Natur ihm Vorzüge schenkte, worin Andre ihn überragen und was er thun soll, um nicht blos in der Eitelkeit des eigenen Herzens zu gelten, die irreleitet und keinen Werth hat, sondern auch in dem Urtheile der Menschen, das im Großen und Ganzen doch zuletzt immer das rechte ist. Diese Gegend war auch für Norwegen ungemein bevölkert und nach dem einsamen Umgang mit der Natur genoß er auch den der Menschen und sammelte unbewußt reiche Schätze der Erfahrung, die überall als reinstes Gold aus den Zügen seiner Schöpfungen hervorglänzen.

Es erging Björnson, wie so vielen Dichtern, daß sein Wesen, weil es im scheinbaren Traum im Innern arbeitete, den andern mißfiel. Man hielt

ihn, weil er treuherzig dem Menschenworte glaubte, da er das Seltsame, Märchenhafte als Möglichkeit in seinem Innern trug, für einfältig. Dies jedoch machte ihn demüthig und vertiefte unbewußt sein Seelenleben. Er ließ sich viel gefallen, grade so wie sein „Sigurd", aber wenn seine Geduld am Ende war, so war er stärker, als die Anderen. Als der Knabe noch die Schule besuchte, geschah es, daß sein Vater von seinem Amte, in Folge einer falschen Beschuldigung, suspendirt wurde. Zwar ward er freigesprochen und erhielt ein besseres Amt, allein diese Begebenheit erweckte etwas Bitteres, Wildes in der Natur des Knaben, troß seiner Menschenliebe, und auch dieses finden wir in seinen Dichtungen wieder.

Als Student in Christiania begann Björnson, einem mächtigen Triebe folgend, seine literarische Laufbahn. Nur zwei Aufführungen auf dem dortigen Theater hatte er gesehen, als er auch schon selbst ein Stück schrieb. Gelesen hatte er noch nie ein Schauspiel. Es wurde zur Aufführung angenommen und der Dichter erhielt dafür einen Freiplatz im Theater. Da lernte er indessen bald, was seinem Erstlingswerke fehlte, zog es zurück und opferte es den Flammen. Er hatte nun das Theater kennen gelernt. Diese Erfahrung hatte ihm sein hohes angeborenes Kunstideal zum Bewußtsein gebracht und zwar, wie Asmus Carstens einst, unverfälscht durch schulpedantische, akademische Mißbildung, deren Gift, wenn es zu früh an das wachsweiche Kinderherz tritt, es so oft für das ganze Leben vergiftet. Er wollte daher das Theater reformiren, schrieb Kritiken in dem Wahn, das Publikum und die Künstler liebten die wahre Kunst und wünschten die Wahrheit zu hören — allein die Folge war lediglich, daß Künstler und Publikum blieben wie sie waren, und er selbst verleumdet, verschrien, verketzert und verhaßt wurde. — Er wäre zu Grunde gegangen, wenn nicht glücklicherweise die Welt größer gewesen wäre, wie die norwegische Hauptstadt, welche, irregeleitet, die Größe nicht sehen konnte noch wollte, welche unter ihr in Armuth und Verkennung einherwandelte, und begreiflicherweise in Verbitterung auch die Wenigen verletzte und zurückstieß, welche es gut mit ihr meinten. Er nahm nämlich Theil an einem der nordischen Studentenzüge, diesmal nach Upsala und erwarb sich, wohlthätig angeregt, das Gleichgewicht des Gemüthes wieder, welches zur Schöpfung reiferer Werke vonnöthen ist.

Auf dem Seewege nach Upsala hatte er Kopenhagen kennen gelernt und Verbindungen mit Männern angeknüpft, welche, frei von den Vorurtheilen seiner Landsleute, mit Freuden anerkannten, was er geschaffen und ihm den Muth zur Arbeit gaben durch die Verheißung, daß auch ihm dermaleinst Gerechtigkeit und Satisfaktion werden würde. Er miethete sich ein Dachstübchen im Hôtel „Phönix" in Kopenhagen und schrieb hier unter

Sammlung und Ruhe und unter der süßen Hoffnung auf Anerkennung seine ersten Bauernnovellen und Dramen, welche von der dänischen Nation, trotz des etwas Fremdartigen in seinem Norwegisch, mit so gut wie ungetheiltem Beifall aufgenommen wurden. Die Novellen wurden sofort in fast alle Sprachen übersetzt und machten den gehaßten, armen, gemiedenen „Blattschmierer" zu einer europäischen Berühmtheit und zum Stolze seines Vaterlandes, als dessen ersten Dichter die meisten ihn jetzt anerkennen.

Als er nach Norwegen zurückkehrte, übernahm er die Direktion des Theaters in Bergen, gab sie jedoch bald wieder auf. Später redigirte er eine Zeitung in Christiania, gab sich jedoch in dieser Wirksamkeit, da ihm die hinreichende politische und juristische Bildung und die Geschmeidigkeit des Charakters fehlte, so viele Blößen, daß seine Feinde abermals gewonnenes Spiel hatten. Er trat also wieder ab und dichtete, und mit der Anerkennung, welche ihm, namentlich aus Dänemark, zuströmte, gewann er die Ruhe des Gemüths wieder.

Von der Regierung ward dem norwegischen Storthing vorgeschlagen, ihm ein Reisestipendium zu geben und darauf ging das Storthing nach einigem Widerstande endlich auch ein. Er reiste nun durch Deutschland nach Rom, studirte dort und schrieb u. a. seinen „König Sigurd", der die dänisch-norwegische Lesewelt in Entzücken versetzte. Mehr und mehr legte er seine künstlerischen Mängel ab, seine oft dunkle, seltsame Sprache ward klar und ebenmäßig und nur selten noch spürt man eine gewisse Unfertigkeit in seiner philosophischen Bildung und ein Fehlgreifen und Tappen in Betreff der Form. Von Rom zurückgekehrt, erhielt der nunmehr berühmte Dichter vom Storthing ein jährliches sogenanntes Dichtergehalt von 1000 Rthlr. dänisch bewilligt. Er lebt jetzt in Christiania und hält mitunter vor brechenden Zuschauerräumen öffentliche Vorlesungen, in denen die ganze Gewal seiner originellen Persönlichkeit sich geltend macht und auch die Lauen begeistert. Er ist ein hochgewachsener, herkulisch gebauter, blonder Mann, mit einer seltenen Kraft des Blickes. Er macht keine überflüssigen Worte; angeregt jedoch durch würdige Gegenstände fesselt er durch einen herrlichen Redefluß, der auch dem Gleichgültigen das Gefühl der Nähe des Außerordentlichen gibt. Bei dem jugendlichen Alter, in dem er noch steht, hat die Welt noch manches hohe Werk von ihm zu erwarten, welches ihn den ersten Dichtern der germanischen Völker für immer anreihen wird.

Edmund Lobedanz.

Arne.

Zur Einleitung.

Zwischen zwei Felsen lag eine tiefe Schlucht; durch diese Schlucht zog eine wasserreiche Elv schwer hin über Stein und Kraut. Hoch war's zu beiden Seiten und steil, und deshalb war die eine ganz nackt; aber dicht neben der Elv, so dicht, daß ihr Wasser im Lenz und Herbst darüber ging, stand ein frischer Wald in Gruppen, sah empor und vor sich, und konnte weder hierhin, noch dahin kommen.

„Wie, wenn wir den Felsen kleideten?" sagte der Wachholder eines Tags zur ausländischen Eiche, welche näher als alle andern stand. Die Eiche sah nieder, um zu erfahren, wer gesprochen habe; dann sah sie wieder empor und schwieg. Die Elv arbeitete so heftig, daß sie ganz weiß war, der Nordwind strich durch die Schlucht und heulte in den Felsenrissen, der nackte Felsen hing schwerfällig vornüber und fror, — „wie, wenn wir den Felsen kleideten?" sagte der Wachholder zur Föhre an der andern Seite. „Sollt's Jemand thun, so müßten wir's wohl sein", sagte die Föhre; darauf zupfte sie sich am Bart und sah hinüber nach der Birke: „Was meinst du?" — Aber die Birke schielte vorsichtig nach dem Felsen empor; so schwer lag er gleichsam über ihr, daß sie fast glaubte, nicht Athem schöpfen zu können. „Laßt uns ihn bekleiden in Gottes Namen", sagte die Birke, und obwohl sie ihrer nur drei waren, fingen sie doch an, den Felsen zu bekleiden. Der Wachholder ging voran.

Als sie ein gutes Stück Weges gekommen waren, begegnete ihnen das Haidekraut. Der Wachholder wollte an ihm gleichsam vorbeigehen. „Nein, nimm das Haidekraut mit", sagte die Föhre. Und das Haidekraut schloß sich ihnen an. Bald fing der Wachholder an auszugleiten und zu rutschen. „Beiß dich fest in mir", sagte das Haidekraut. Der Wachholder that es, und wo sich nur ein Riß oder eine Spalte fand, da streckte das Haidekraut einen

Finger hinein, und wo es erst einen Finger hatte, bekam der Wachholder die ganze Hand. Sie krappelten und krochen, die Föhre schwerfällig hinterher, die Birke desgleichen. „Es ist doch Erbauung darin", sagte die Birke.

Aber der Felsen fing an, darüber zu denken, was das wohl für Gewürm sein könnte, welches an ihm hinauf kröche und klimme. Und als er darüber ein paar Jahrhunderte nachgedacht hatte, sandte er einen kleinen Bach hinunter, um nachzusehen. Es war noch im frühesten Frühling und der Bach klein, bis er auf das Haidekraut stieß. „Liebes, liebes Haidekraut, kannst du mich nicht durchlassen; ich bin so klein", sagte das Bächlein. Das Haidekraut hatte so viel zu thun, es hob sich blos ein wenig empor und arbeitete weiter. Das Bächlein drunter durch und vorwärts. „Lieber, lieber Wachholder, kannst du mich nicht durchlassen; ich bin so klein." Der Wachholder sah es scharf an; da aber das Haidekraut es durchgelassen, konnte es immerhin auch der Wachholder. Das Bächlein drunter durch und vorwärts; es kam nun dahin, wo die Föhre stand und stöhnte. „Liebe, liebe Föhre, kannst du mich nicht durchlassen; ich bin so klein, ich", sagte das Bächlein und küßte der Föhre die Füße und machte sich so herzlich lecker. Die Föhre erröthete darüber und ließ es durch. Aber die Birke machte Platz, eh das Bächlein fragte. „Hihihi!" sagte das Bächlein und wuchs. „Hahaha!" sagte der Bach und wuchs. „Hohoho!" sagte der Strom und warf das Haidekraut, den Wachholder, die Föhre und die Birke nieder und trug sie auf seinem Rücken auf und nieder in den großen Bergen. Der Felsen saß manches Jahrhundert hindurch und dachte nach, ob er an dem Tage nicht gelächelt habe.

Es war deutlich genug, der Felsen würde nicht gekleidet werden. Das Haidekraut ärgerte sich so, daß es zum zweiten Mal grün wurde und dann kroch's wieder von dannen. „Frisch auf!" sagte das Haidekraut.

Der Wachholder hatte sich halb aufgerichtet, um nach dem Haidekraut zu sehen; er saß so lange halb aufgerichtet, bis er sich endlich ganz aufrichtete. Er kratzte sich in den Haaren, keilte aus und biß sich so fest, daß er meinte, das müsse der Felsen durchaus

fühlen. „Willst du mich nicht, will ich doch dich!“ Die Föhre humpelte ein Streckchen auf den Zehen, um zu sehen, ob sie noch heil seien, hob den einen Fuß auf, welcher heil war, dann den anderen, der auch heil war, und dann alle beide. Sie untersuchte zuerst, wo sie gegangen sei, dann wo sie gelegen habe, und endlich wo sie gehen sollte. Dann machte sie sich auf die Beine und that, als ob sie nie gefallen sei. Die Birke hatte sich „so schrecklich“ beschmuzt, stand aber doch auf und reinigte sich. Und nun ging's wieder los, weiter und weiter, empor und zur Seiten, im Sonnenschein und Regenwetter. „Was ist das für Gewürm?“ sagte der Felsenberg, wenn die Sommersonne darauf stand; es glitzerte Alles im Thau, die Vögel sangen, die Waldmaus pfiff, der Hase hüpfte, das Hermelinwiesel verbarg sich und schrie.

So war der Tag endlich gekommen, wo das Haidekraut sein ein' Aug' über die Felsenkante wegkriegte. „O ne! o ne! o ne!“ sagte das Haidekraut, und weg war es. „Lieber, was ist's, das das Haidekraut sieht?“ sagte der Wachholder und kam so weit, daß er hinüber gucken konnte. „O ne! o ne! o ne!“ schrie er und war weg. „Was fällt denn heute dem Wachholder ein?“ sagte die Föhre und machte lange Schritte in der Sonnenhitze. Bald konnte sie sich auf die Zehe stellen und hinüberschielen. „O ne!“ Zweige und Nadeln blieben aus Verwunderung emporstehen. Sie stelzte ganz hinauf, kam oben an und — weg war sie. „Was ist das, so alle anderen sehen, nur ich nicht?“ sagte die Birke, hob das Unterröckchen zierlich auf und trippelte hinterher. Da kriegte auch sie den ganzen Kopf plötzlich über den Felsen empor. „O ne, ah! — steht nicht da ein großer Wald, beides aus Föhren und Haidekraut und Wachholder und Birken auf dem Felde dort, und erwartet uns?“ sagte die Birke und die Blätter zitterten im Sonnenschein, so daß der Thau rollte. „Ja, so ist es, wenn man vorwärts strebt!“ sagte der Wachholder.

Erstes Kapitel.

Arne wurde geboren auf dem Hofe Kampen.

Seine Mutter hieß Margit, sie war das einzige Kind ihrer Eltern. In ihrem achtzehnten Jahre blieb sie einmal bei einem Tanzgelage zu lange sitzen; ihr Begleiter hatte sie verlassen und so dachte Margit, der Weg nach Hause würde gleich lang sein, ob sie den Schluß des Gelages abwarte oder nicht. So geschah's, daß Margit dablieb, bis der Vorgeiger, Niels der Schneider genannt, auf einmal die Fidel hinlegte — das pflegte er stets zu thun, wenn er etwas getrunken hatte, — die andern arbeiten ließ, das schönste Mädel zum Tanz aufforderte, den Fuß so sicher setzte, als der Takt in einem Liede, und mit der Stiefelhacke den Hut vom Kopfe des Größten holte, den er erreichen konnte. — „Hoh!“ sagte er dann.

Als Margit an dem Abend heimging, spielte der Mond so wunderbar schön auf dem Schnee. Hinaufgekommen in ihr Dachschlafkämmerchen, mußte sie noch einmal hinausschauen. Sie zog ihr Mieder aus, blieb sinnend mit demselben in der Hand stehen und sah nieder auf ihren Busen. Da fühlte sie, daß sie fror, fuhr aus ihrem Sinnen empor, entkleidete sich schnell und verkroch sich tief unter der Decke aus Bärenfell. In dieser Nacht träumte Margit von einer großen rothen Kuh, welche sich auf dem Felde in's Korn geschlichen hatte. Sie sollte sie wegtreiben, allein wie sehr sie sich auch anstrengte, so vermochte sie doch nicht von der Stelle zu kommen; die Kuh blieb ruhig stehen und fraß, bis sie rund und satt wurde, indem sie sie von Zeit zu Zeit mit großen, sanften Augen anblickte.

Als das nächste Mal Tanz in der Bygde*) war, fehlte Margit am wenigsten. Sie hatte an jenem Abend keine rechte Lust zum Tanzen; sie saß still und hörte auf die Musik, sie war nicht unzufrieden, daß Niemand sie dem Tanze vorzog. Als die Zeit vorgerückt war, erhob sich plötzlich der Geiger und

---

*) Spr. Böide, eine Sammlung von Bauernhöfen in Norwegen, Dörfer gibt es daselbst nicht.

wollte tanzen. Er trat mit rascher Wendung gerade auf Margit Kampen zu. Sie wußte nicht recht, wie ihr geschah; aber sie tanzte mit Niels dem Schneider!

Bald darauf ward das Wetter milder und milder, man tanzte nicht mehr. In diesem Frühling nahm Margit sich so sehr eines kleinen Lammes an, welches ihnen krank geworden war, daß die Mutter fast meinte, sie nähm' sich's zu sehr zu Herzen und thue des Guten zu viel. „Es ist ja nur ein Lamm!" sagte die Mutter. „Ja, aber ein krankes", antwortete Margit. —

Sie war in längerer Zeit nicht zur Kirche gewesen; sie gönnte lieber der Mutter diese Freude, sagte sie, und Jemand müsse das Haus hüten. Eines Sonntags gegen den Sommer, das Wetter war so schön, daß das Heu gut einen Tag länger draußen liegen konnte, sagte die Mutter, nun könnten sie wohl einmal beide gehen. Margit wußte nicht viel dagegen zu sagen, sie kleidete sich daher an; als sie aber so weit gekommen waren, daß sie die Kirchenglocken hören konnten, brach sie in Weinen aus. Die Mutter ward leichenblaß; sie gingen weiter, die Mutter voraus, sie hinterher, hörten die Predigt, sangen die Lieder bis zur letzten Zeile, hörten das Schlußgebet und ließen ausläuten, eh sie gingen. Als sie aber wieder daheim in der Stube waren, nahm die Mutter Margits Kopf zwischen beide Hände und sagte: „Verbirg mir nichts, mein Kind!" —

Es kam wieder ein Winter, da tanzte Margit nicht. Aber Niels der Schneider spielte, trank mehr als zuvor, und schwang stets am Ende das schönste Mädchen im Tanz. Damals konnte man für ein gut Wort zu hören bekommen, daß er unter den schönsten Bauertöchtern nur zu wählen brauche; einige fügten hinzu, daß die wohlhabende Eli Böen selbst für ihre Tochter Birgit um ihn gefreit hätte, die aus Liebe zu ihm fast krank sei.

Aber grad um die Zeit war's, daß ein Kind der Tochter des Hofes Kampen zur Taufe kam; es erhielt den Namen Arne; Niels den Schneider bezeichnete man als den Vater. —

Am Abend desselbigen Tages war Niels zu einer großen Hochzeit; dort trank er sich voll. Er wollte nicht geigen, sondern tanzte wie toll, es konnt' fast Keiner vor ihm Platz finden. Als

er zu Birgit Böen trat und sie zum Tanz aufforderte, schlug sie's ab. Er stieß ein kurzes Gelächter aus, drehte sich auf der Hacke um und ergriff die erste die beste. Die sträubte sich auch. Er blickte auf sie hinab; es war eine kleine Schwarze, die ihn schon lange verwundert angeschaut und nun ganz bleich wurde. Er beugte sich leicht auf sie hinab und flüsterte: „Tanzest du nicht mit mir, Karen?“ Sie antwortete nichts. Er fragte sie nochmal. Da sagte sie leiser, wie er gefragt: „Der Tanz könnt' weiter gehen, als ich wünschte.“ Er zog sich langsam zurück, allein in der Mitte des Saales machte er einen Sprung und tanzte nun den Hallingstanz allein. Kein Anderer tanzte mit ihm; alle standen schweigend und sahen ihm zu.

Nachher ging er hinaus auf den Heuboden. Dort legte er sich nieder und — weinte.

Margit saß daheim mit dem kleinen Buben. Sie hörte von Niels, daß er umherfuhr von Tanz zu Tanz, sah das Kind an und weinte, sah es wieder an und war selig. Das Erste, was sie ihn lehrte, war „Papa“ zu sagen, allein das durfte sie nicht, wenn die Mutter oder „Großmutter“, wie sie von nun an hieß, in der Nähe war. Die Folge davon war, daß das Bübchen die Großmutter für den Papa hielt. Es kostete Margit viel, dies wieder aus ihm herauszubringen, und dies trug wieder dazu bei, daß er sich früher entwickelte. Er war noch nicht sehr groß, als er schon wußte, daß Niels der Schneider sein Vater sei, — und als er das Alter erreicht hatte, wo das Abenteuerliche zu schmecken anfing, bekam er auch zu wissen, was Niels der Schneider eigentlich für ein Mensch sei. Die Großmutter hatte streng verboten, seiner auch nur zu erwähnen; ihr ganzes Thun und Lassen war darauf gerichtet, das Stück Land, was sie besaß, zu einem rechten Bauerhofe zu machen, damit die Tochter und der Enkel möglichst sorgenfrei gestellt seien. Sie benutzte des Nachbars Armuth, kaufte von ihm sein Grundstück, bezahlte jedes Jahr ab und stand der Arbeit vor wie ein Mann; denn sie war bereits vierzehn Jahre Wittwe gewesen. Kampen war schon ein nicht kleiner Besitz, es wurde nun vergrößert, so daß es bereits vier Kühe, sechzehn Schafe ernähren konnte und ein Pferd zur Hälfte mit einem Andern besaß.

Niels besuchte mitunter die Bygde. Sein Verdienst hatte sich verringert; theils weil sein Sinn weniger darnach stand, theils weil seine Beliebtheit abgenommen. Er legte sich immer mehr auf's Geigen und dies gab öfter und mehr zu trinken, daneben Schlägereien und böse Tage. Einige erzählten, daß sie ihn hätten Klagen ausstoßen hören.

Arne mochte wohl sechs Jahre alt sein, als er an einem Wintertage im Bette rumorte. Er hatte sich aus einem Betttuche ein Segel gemacht und saß mit einem Schleef [hölzerner, großer Löffel] in der Hand wie am Steuer. Die Großmutter saß im Zimmer und spann, sie mochte in ihre Gedanken versunken sein, sie nickte mitunter, als solle das feststehen, woran sie gedacht. Da glaubte der Bube, Niemand gebe auf ihn Acht und sang, wie er's gelernt hatte, die Weise von „Niels dem Schneider“, roh und wild wie sie war.

Wenn du nicht erst heute geboren bist,
Hört'st du sagen, wie schön der Niels Schneider ist,

Und wenn du nicht heut erst gar kamst zur Welt,
Wie er den Riesen Knud Großmaul an die Wand gestellt.

Den Ola-Peer hat er auf's Stalldach gesandt:
„Spiel ich wieder mit dir Ball, so sorg für Proviant!“

Hans Bugge wohl rings seines Gleichen nicht fand,
Er spuckt, wo er hinkam, am Strand und im Land.

„Sag an, du Niels Schneider, wo du liegen willt,
Ich spuck auf den Fleck und du liegst, wenn es gilt!“ —

„Ah, komm' nur so nah, daß ich recht dich kann fassen,
Mit dem Maul mich zu beißen, das sollst du wohl lassen!“

Der erste Gang war immer noch so wie so,
Matt schienen sie beide und keuchten: „oho!“

Beim zweiten erblich schon Hans Bugge's Glanz,
„Bist fertig schon, Bugging? Ein strenger Tanz!“

Beim dritten stürzt Hans und sein Blut hinterher,
„Schwer spuckst du nun, Kerl!“ „Ach, ich kann nicht mehr!“ —

Weiter sang der Knabe nicht; dennoch hatte die Weise noch zwei Verse mehr, welche die Mutter ihn doch wohl nicht gelehrt haben mochte, nämlich:

„Hast gesehn 'nen Baum legen Schatten auf frischen Schnee?
Sahst du Niels, wenn er lächelt der Maid das Herz voll Weh?

Sahst du Niels im raschen Tanze sich schwingen und schmiegen?
Bist du Weib, so flieh, Bleiben ist Unterliegen."

Diese beiden Verse kannte die Großmutter und erinnerte sich ihrer um so mehr, da sie nicht gesungen wurden. Sie sagte dem Knaben nichts, wohl aber der Mutter: „Recht, lehr den Buben deine eigne Schand; vergiß nicht die zwei letzten Verse." —

Der Trunk hatte Niels „untergekriegt", so daß er fast nicht mehr derselbe war wie sonst. Einige meinten, es gehe mit ihm zu Ende.

Da geschah es, daß zwei Amerikaner die Bygde besuchten und davon hörten, daß in der Nähe eine Hochzeit sei, welche sie sofort zu sehen wünschten, um die Gebräuche kennen zu lernen. Dort spielte Niels. Sie gaben Jeder einen Thaler für die Musik und baten um den Halling. Keiner wollte sich erbieten, ihn zu tanzen, wie sehr man auch bat. Endlich baten fast Alle den Niels, ihn doch selbst zu tanzen, er sei ja der Beste. Er weigerte sich, das verstärkte nur das Bitten, zuletzt war es einstimmig, und das war's eben, was er wollte. Er gab die Fidel einem Andern, zog die Jacke aus, warf die Mütze weg, trat in den Kreis und lächelte. Nun folgte ihm die altgewohnte Aufmerksamkeit, und das gab ihm auch die alte Kraft. Die Leute drängten sich so nahe zusammen wie möglich, die hintersten krochen auf Stühle und Bänke, einige Dirnen standen hoch über den andern; die vorderste von ihnen, groß, mit lichtbraunem schillerndem Haar, blauen Augen tief unter einer starken Stirn, einem etwas lang gezogenen Munde, welcher oft lächelte und dann sich etwas nach der einen Seite zog, — war — Birgit Böen. Niels sah sie, als er den Blick nach oben richtete. Die Musik begann, tiefe Stille, und er trat an zum Tanz. Er schlang sich am Boden entlang, ging nach der einen Seite in halb

horizontaler Lage, im Takte mit der Fidel, schnellte empor, warf die Beine dann und wann kreuzweis übereinander, schnellte wieder empor, nahm eine Stellung ein wie zum Wurf, wich dann zurück und ging wieder schräge auf den Sohlenkanten wie zuvor.

Die Fidel wurde von tüchtiger Hand geführt, der Wirbel wurde immer hitziger. Niels' Kopf bog sich immer mehr hintenüber, auf einmal berührte die Hacke die Decke, so daß der Staub über die Zuschauer niederfiel. Man lachte und schrie um ihn her, die Mädchen standen da, als ob ihnen der Athem vergangen sei. Die Töne jauchzten dazwischen und trieben zu immer gewagteren Sprüngen an. Niels widerstand ihnen auch nicht, er legte den Körper vornüber, machte kleine Sprünge im Takt, richtete sich auf wie zum Wurf, täuschte, schlenderte wie zuvor und wie es aussah, als ob er an Sprünge gar nicht denke, stampfte er mit der Hacke gegen die Decke, noch einmal, noch einmal, dann im Rade hintenüber, vornüber, bis er wieder schlank und kerzengrad auf den Füßen stand. Er wollte nicht mehr. Der Fidelbogen machte einige kecke Striche über die Saiten, ging hinunter in immer tiefere Töne, stockte und endete endlich mit einem tiefen Ton im Basse. Die Gruppe löste sich auf, ein lautes Gespräch mit wildem Rufen und Schreien löste die vorige Stille ab, Niels lehnte sich an die eine Wand. Da kamen die Amerikaner mit ihrem Dolmetsch zu ihm und gaben ihm jeder fünf Thaler. Abermals Stille.

Die Amerikaner sprachen etwas mit dem Dollmetsch, worauf dieser den Niels fragte, ob er mit ihnen als Diener reisen wolle; er sollte so hohen Lohn bekommen, als er nur selbst verlangte. „Wohin?" fragte Niels; die Leute drängten sich so nahe hinzu als nur möglich. „Hinaus in die Welt!" antwortete man. „Wann?" fragte Niels, sah sich mit leuchtendem Gesichte um, erblickte Birgit Böen und wandte kein Auge von ihr. — „Nach acht Tagen, wenn wir zurückkommen", antwortete man. „Es könnte sein, daß ich dann bereit wäre", antwortete Niels, seine beiden Fünfthaler in den Händen wägend. — Er hatte den Arm auf die Schulter eines neben ihm stehenden Mannes gestützt, er zitterte, so daß der Mann ihn auf eine Bank setzen wollte.

„Es hat nichts zu bedeuten", sagte Niels, that einige schwankende Schritte über den Tanzboden, dann einige festere, kehrte sich um und bat um einen Springtanz.

Alle Mädchen hatten sich in die vorderste Reihe gestellt. Er sah sich auch um, lange und langsam, und trat dann rasch auf eine im dunklen Kleide zu, — es war Birgit Böen. Er streckte die Hand aus, sie gab ihm beide dafür; da lachte er, trat zurück, nahm eine neben ihr Stehende und tanzte ausgelassen mit derselben herum. Das Blut fuhr Birgit empor in Hals und Antlitz. Ein hochgewachsener Mann mit einem sanften Gesicht stand dicht hinter ihr; er nahm sie bei der Hand und tanzte mit ihr, dicht hinter Niels. Dieser sah es. War es vielleicht doch aus Versehen, daß er so hart gegen sie antanzte, daß sowohl der Mann als Birgit mit großem Lärm zum Fall kamen? Gelächter und Geschrei erhob sich rings umher. Birgit erhob sich, schlich sich fort und weinte sehr.

Der Mann mit dem sanften Gesicht erhob sich langsamer, ging dann grad auf Niels, der noch tanzte, zu und sagte: „Halt einmal inne." Niels hörte nicht, da ergriff der Mann ihn beim Arm. Niels riß sich los und sah ihn an. „Ich kenne dich nicht", sagte er mit einem Lächeln. — „Nein, nun aber sollst du mich kennen lernen", sagte der Mann mit dem sanften Gesicht und gab ihm einen Faustschlag grad über das eine Auge. Niels, der das nicht erwartet hatte, fiel mit hartem, schwerem Fall gegen eine Kante, wollte sogleich wieder aufstehen, konnte aber nicht; sein Rücken war gebrochen.—

Auf Kampen hatte sich allerlei verändert. Die Großmutter hatte in der letzten Zeit gekränkelt und als dies anfing, war sie mehr als je darüber her, Geld zur völligen Ausbezahlung des kleinen Besitzes zusammenzuscharren. „Dann haben du und der Junge, was ihr braucht. Und läßt du irgend Einen in's Haus, um es zu vergeuden, so werd ich mich umkehren, wo ich liege." Im Herbst hatte sie auch die Freude gehabt, mit dem letzten Rest der Schuld zu dem vorigen Besitzer des Hofes hinaufzuwandern; wie froh war sie, als sie nun wieder auf der Bank saß und sagen konnte: „Nun ist's geschehn." Allein in derselben Stunde erkrankte sie ernstlich und wollte sogleich zu Bette — und stand nicht

wieder auf. Die Tochter begrub sie, wo ein Platz leer war auf dem Kirchhofe, und dann erhielt sie einen schönen Kopfstab, worauf ihr Name und Alter stand, mit sammt einem Verse des Kingo. Vierzehn Tage nach ihrer Beerdigung war ihr Sonntagskleid zu Kleidern für den Knaben gemacht, und als er sie anzog, ward ihm so ernst zu Sinne, als ob die Großmutter in ihn gefahren sei. Aus eignem Antrieb suchte er das großgedruckte Gesangbuch hervor, in welchem die Großmutter allsonntäglich gelesen und gesungen hatte; er schlug es auf und fand ihre Brille darin. Die hatte der Knabe, während sie lebte, nie auch nur berühren dürfen; furchtsam nahm er sie in die Hand, setzte sie auf die Nase und sah durch die Gläser in das Buch. Alles wurde Nebel. Es ist doch wunderlich, dachte Arne; mit diesem Dinge konnte Großmutter Gottes Wort lesen. Er hielt sie hoch gegen das Licht, um zu sehen, was ihr fehle, und — da lag die Brille in Scherben auf dem Boden.

Er wurde sehr erschrocken, und als sich die Thür im selben Augenblicke öffnete, war's ihm, als ob die Großmutter eintreten müsse; es war jedoch die Mutter, und hinter ihr her sechs Männer, die mit vielem Gestampfe und Lärm ein Bette auf einer Tragbahre hereintrugen, die sie in der Mitte des Zimmers niedersetzten. Die Thür stand lange offen, so daß es kalt in der Stube wurde.

Im Bette lag ein Mann mit dunklem Haar und bleichem Antlitz; die Mutter ging umher und weinte. „Legt ihn mit Sorgfalt dort in das Bette", bat sie, und half selbst mit. Als die Männer so thaten, war's, als ob etwas gleichsam ächzte unter ihren Füßen. „Ah, das ist Großmutters Brille", dachte der Knabe, sagte es aber nicht.

Zweites Kapitel.

Es war gerade im Herbste, wie angeführt. Acht Tage, nachdem Niels der Schneider zu Margit Kampen in's Haus getragen war, kam ein Bote von den Amerikanern, daß er sich bereit halten möge. Er wand sich eben unter Schmerzen und schrie, indem er die Zähne zusammenbiß: „Laß sie zum Teufel reisen!" Margit blieb stehen, als ob sie noch Antwort erwarte. Er merkte das und eine Weile darauf wiederholte er langsam und matt: — „Laß sie — reisen!"

Gegen den Winter erholte er sich soweit, daß er aufsitzen konnte, obschon seine Gesundheit für immer zerstört war. Als er das erste Mal ordentlich aufsaß, nahm er die Fidel hervor, stimmte, wurde aber so ergriffen, daß er wieder zu Bette gehen mußte. Er sprach sehr wenig, war aber friedlichen Sinnes, und nach Verlauf einiger Zeit gab er dem Knaben Unterricht und fing an im Hause etwas zu arbeiten. Aus ging er nicht, und mit Denen, die ihn besuchten, sprach er fast nicht. Anfangs erzählte ihm Margit, was in der Bygde Neues passirte; als ihn dies jedoch zu verstimmen schien, hörte sie auf damit.

Als der Frühling kam, saßen er und Margit länger als gewöhnlich auf und sprachen nach dem Abendessen. Der Knabe wurde dann zu Bette gebracht. Etwas in den Frühling hinein wurden sie in der Kirche aufgeboten und kurz darauf in aller Stille getraut.

Er arbeitete mit auf dem Felde und ordnete Alles verständig und mit Besonnenheit an. Margit sagte zum Knaben: „Er bringt uns beides, Nutzen und Freude. Sei du nun gehorsam und verständig, daß du ihm wieder Freude machst."

Margit hatte sich stets, selbst in ihrer Sorge, recht wohlbeleibt erhalten; ihr Antlitz war frischroth, ihre Augen groß und sahen noch größer aus dadurch, daß sie von einem Ring umgeben waren. Sie hatte dicke Lippen, ein rundes Gesicht, und sah kräftig aus, obwohl sie nicht eigentlich große Kräfte hatte. In dieser

Zeit sah sie besser aus als je zuvor, und sang immerfort, wie es ihre Art war, während der Arbeit.

So traf es sich eines Sonntag Nachmittags, daß Vater und Sohn ausgingen zu sehen, wie es in diesem Jahre auf den Aeckern stehe. Arne lief vor Freuden hin und wieder, und schoß mit Pfeil und Bogen; Niels hatte beide selbst für den Buben verfertigt. So führte es sie hinauf nach dem Wege zu, welcher an der Kirche vorbeiführte und hinab nach der sogenannten Breitenbygd. Dort hingekommen, setzte Niels sich auf einen Stein am Wegesrande und fiel in Gedanken, der Knabe schoß den Weg entlang und lief nach den Pfeilen; es war in der Richtung nach der Kirche. „Nicht zu weit", sagte der Vater. Als der Knabe so umherfuhr, stand er plötzlich still und lauschte. „Vater, ich höre Musik!" Dieser lauschte nun auch; sie hörten Geigenspiel, bisweilen übertönt von Rufen und Geschrei, dabei Wagengerassel und Hufschlag; es war ein Brautzug, welcher von der Kirche heimkam. „Komm' her, Junge!" rief der Vater, und Arne hörte am Ton, daß er springen müsse. Der Vater hatte sich eiligst erhoben, und versteckte sich hinter einem großen Baum; der Knabe desgleichen. — „Nicht hierher, sondern dorthin!" Der Knabe verkroch sich hinter einem Busch. Schon bog die Wagenreihe aus dem Birkenwald hervor, sie kamen in rasendem Trabe, die Pferde waren weiß von Schaum, betrunkene Leute schrieen und heulten; Vater und Sohn zählten Wagen für Wagen, es waren im Ganzen vierzehn. Im ersten saßen zwei Spielleute und der Brautmarsch gellte durch die trockene Luft, ein Bube stand hintenauf und fuhr. Darauf kam eine Kronenbraut, welche hoch saß und im Sonnenschein funkelte, sie lächelte, der Mund zog sich nach der einen Seite; neben ihr saß ein blaugekleideter Mann mit einem sanften Gesicht. Das Gefolge hinterher, die Männer saßen im Schooß der Weiber, hintenauf kleine Buben, sechs Betrunkene lenkten ein Pferd, der Schaffner kam auf dem letzten Wagen und hielt ein Branntweinsanker im Schooß. Sie zogen vorbei mit Rufen und Singen und fuhren im Galopp den steilen Berg hinab. Das Geigenspiel, das Geschrei, das Wagengerassel bildete ein wirres Chaos, der Luftzug trug einen einzelnen Schrei empor, bald

nur dumpfe Töne und dann nichts. Niels stand noch unbeweglich; es raschelte hinter ihm, er kehrte sich um, es war der Knabe, welcher hervorkroch.

„Wer war das, Vater?“ Aber der Knabe erschrak, denn des Vaters Antlitz war häßlich verzogen. Arne stand still und wartete auf Antwort; dann stand er, weil er keine bekam. Endlich ward er ungeduldig und erwachte wieder: „Sollen wir gehen?“ — Niels sah noch einmal nach dem Brautzuge, faßte sich dann aber und ging; Arne hinterher. Er legte einen Pfeil auf den Bogen, schoß ihn ab und lief. „Trete das Gras nicht nieder!“ sagte Niels kurz. Der Knabe ließ den Pfeil liegen und kam wieder. Eine Weile nachher hatte er es vergessen, und während der Vater einmal still stand, legte er sich nieder und schlug ein Rad im Grase. „Verderb' mir das Gras nicht, sage ich;“ er wurde ergriffen und am einen Arm aufgehoben, als sollte dieser aus dem Gelenke. Nachher ging er still hinter dem Vater.

In der Thür erwartete sie Margit, sie kam gerade von dem Stalle, wo sie wohl schwere Arbeit mochte gehabt haben; denn ihr Haar war zerzaust, die Wäsche beschmuzt und die Kleider ebenso; allein sie stand in der Thür und lächelte: „Rothseite hat gekalbt und nie hab ich ein so groß Kalb gesehn.“ — Der Knabe eilte weg. — „Du solltest dich doch ein wenig säubern am Sonntage“, sagte Niels, indem er an ihr vorbei in die Stube trat. „Ja, nun ist's möglich, sich rein anzukleiden, wenn die Arbeit beendet ist“, sagte Margit und folgte ihm. Sie begann sogleich, und sang, während sie sich putzte. Margit sang gut; aber mitunter war ihre Stimme etwas dick von Ton. „Höre auf mit dem Grölen!“ sagte Niels; er hatte sich rücklings über das Bette geworfen. Margit hörte auf.

Da kam der Knabe hereingestürmt: „Das Kalb, das Kalb hat auch rothe Seiten und ein Kreuz an der Stirn, gleichwie die Mutter.“ — „Halt's Maul, Junge!“ sagte Niels im Bette und streckte den einen Fuß heraus, um auf den Boden zu stampfen. „Der Teufelsbube macht mich noch toll“, murmelte er dann und zog den Fuß wieder zurück. Die Mutter drohte dem Knaben: „Du siehst doch, daß der Vater nicht wohl ist“, meinte sie. „Willst

du nicht ein wenig Kaffee mit Syrup haben?" fragte sie Niels, um ihn wieder freundlich zu stimmen. Es war das ein Getränk, welches die Großmutter geliebt hatte, und die andern mit ihr. Niels mochte es nicht gerade, allein er hatte es doch getrunken, weil's die andern thaten. „Willst du nicht etwas starken Kaffee mit Syrup?" wiederholte Margit, als er nicht antwortete. Niels setzte sich empor, stützte sich auf beide Ellbogen und schrie: „Glaubst du, daß ich diese Geschichte in mich spülen werde?" — Margit wurde ganz erstaunt, nahm den Knaben mit sich und ging.

Sie hatten draußen Verschiedenes zu thun und kamen vor dem Abendessen nicht wieder in's Zimmer. Da war Niels fort. Arne wurde auf's Feld hinausgeschickt, um ihn zu suchen, fand ihn aber nirgends. Sie warteten, bis das Essen fast kalt wurde, aßen dann, und zwar ohne Niels. Margit wurde unruhig, schickte den Knaben zu Bett und setzte sich hin, um zu warten. Kurz nach Mitternacht kam Niels. „Lieber, wo bist du gewesen?" fragte sie. „Das schiert dich nicht!" antwortete er und setzte sich langsam auf die Bank: er war betrunken.

Hierauf besuchte Niels öfters die Bygde und beständig kam er betrunken nach Hause. „Ich halt's hier zu Haus bei dir nicht aus", sagte er einst, als er kam. Sie suchte sich sanftmüthig zu vertheidigen, da stampfte er auf den Boden und bat sie, zu schweigen; sei er betrunken, so trage sie die Schuld, sei er bös, ebenfalls sie, sei er ein Krüppel und ein unglücklicher Mensch all sein Lebtag, so trage sie die Schuld, sie und der Teufelsjunge, den sie geboren. „Weshalb liefst du mir überall nach?" sagte er und weinte. „Was hatt' ich Böses gethan, daß du mich nicht in Frieden lassen konntest?" — „Aber, Gott schütze und erlöse mich", sagte Margit, „war ich's, die dir nachlief?" — „Ja, du, du warst es", rief er und sprang auf und fuhr dann weinend fort: „Du hast nun zuletzt alles bekommen, wie du's haben wolltest. Ich schleppe mich hier nun umher von Baum zu Baum, ich gehe jeden Tag aus, um mein eigen Grab zu sehen. Aber ich hätte in Herrlichkeit leben können mit der schönsten Dirn in der Bygde, ich hätte reisen können, so weit die Sonne reicht, — wenn nicht du und dein verdammter Bube sich in den Weg gestellt hätten." Sie

suchte sich wieder zu vertheidigen; „es war doch gewiß nicht des Knaben Schuld.“ — „Schweigst du nicht, so schlag ich dich!“ und er schlug sie.

Wenn er am nächsten Tag den Rausch ausgeschlafen hatte, schämte er sich und betrug sich namentlich sehr schlau dem Knaben gegenüber. Aber bald war er wieder betrunken und dann schlug er sie; zuletzt schlug er die Mutter fast jedesmal, wenn er betrunken war, der Knabe weinte und jammerte; da schlug er auch ihn. Bisweilen ergriff ihn die Reue so stark, daß er aus mußte, um — Branntwein zu bekommen. In dieser Zeit bekam er wieder Lust zum Tanzen, spielte wie einst und nahm den Knaben mit, daß er ihm den Kasten trage. Dort sah der Knabe Vieles. Die Mutter weinte, weil er mit sein sollte, durft' es aber nicht dem Vater sagen. „Halte dich an Gott, und lern' nichts Schlechtes“, bat sie und kniete vor ihm. Allein auf den Tanzgelagen ging's sehr lustig zu und zu Haus bei der Mutter war's gar nicht lustig. Er wandte sich mehr und mehr von ihr dem Vater zu, sie sah es und schwieg. Auf den Tanzgelagen lernte er viele Lieder, und die sang er nachher dem Vater vor; das belustigte den, und so gelang es dem Knaben bisweilen, ihn zum Lachen zu bringen. Das aber schmeichelte dem Knaben so sehr, daß er sich vornahm, so viel Lieder als möglich zu lernen; bald merkte er sich, welche Art dem Vater am besten gefiel und welche ihn lachen machten. Wo sich nun solches nicht in den Liedern vorfand, da legte er's hinein so gut er konnte, und dies gab ihm frühzeitige Uebung, Worte nach der Musik zusammenzufügen. Es waren in der Regel Spottlieder und höhnische Verse über Leute, welche zu Macht und Wohlstand gelangt waren, die dem Vater am besten gefielen, und die der Knabe sang.

Die Mutter wollte ihn durchaus Abends mit nach dem Stalle nehmen; er erfand mancherlei Vorwand, dem zu entgehen; wenn sie aber nichts darauf gab und er mit mußte, dann sprach sie so sanft und schön mit ihm über Gott und das Gute, und schloß meist damit, ihn unter heißen Thränen an's Herz zu schließen, ihn zu bitten, ja zu flehen, kein schlechter Mensch zu werden.

Die Mutter unterwies ihn, er erwies sich über alle Maßen lernbegierig und begabt. Darauf war der Vater denn auch stolz und erzählte ihm, daß er seinen Kopf habe.

Bald pflegte der Vater bei den Tanzgelagen, besonders wenn er etwas angetrunken war, Arne aufzufordern, vor den Leuten zu singen. Er that es unter Gelächter und Lärmen, ein Lied nach dem andern, der Beifall gefiel dem Sohn fast mehr wie dem Vater, und zuletzt gab's unzählige Lieder, welche er singen konnte. Besorgte Mütter, welche das hörten, gingen selbst zur Mutter und sprachen davon, besonders weil der Inhalt der Lieder nicht immer der reinste war. Die Mutter nahm den Knaben vor und verbot ihm, bei Gott und allem Guten, solche Lieder zu singen, und nun kam's dem Knaben vor, als ob Alles das, was ihm Freude mache, der Mutter zuwider sei. Er erzählte dem Vater zum ersten Male, was die Mutter gesagt habe. Dafür mußte sie sehr viel Böses leiden, als der Vater einmal betrunken war; da nahm er sich vor, künftig zu schweigen. Dann erkannte er auch klar, was er gethan hatte, er bat Gott und sie in seiner Seele um Verzeihung, da er nicht dazu kommen konnte, es offen zu thun. Die Mutter war freundlich gegen ihn wie immer, und das ging ihm durch's Herz.

Einmal vergaß er es doch. Er hatte die Gabe, den Leuten nachzuäffen, namentlich ihre Sprache und ihre Art zu singen. Eines Abends kam die Mutter herein, als er den Vater damit unterhielt; als sie hinausgegangen war, verfiel der Vater darauf, daß er einmal den Gesang der Mutter nachmachen solle. Anfangs weigerte er sich, allein der Vater, welcher im Bette lag und sich den Bauch vor Lachen hielt, wollte durchaus, daß er den Gesang der Mutter nachmachen sollte. Sie ist nicht da, dachte der Knabe, kann's also nicht hören, und ahmte ihren Gesang nach, so wie sie bisweilen sang, wenn sie heiser war und geweint hatte. Der Vater lachte auf's Tollste, so daß dem Knaben fast unheimlich dabei wurde, er schwieg daher. Da kam die Mutter aus der Küche herein, sah den Knaben mit einem langen traurigen Blicke an, ging nach der Hylde*), nahm einen Gegenstand und trug ihn hinaus.

*) Brett in einer Ecke, um etwas darauf zu stellen.

Er wurde brennend heiß über dem ganzen Körper; sie hatte Alles gehört. Er sprang vom Tische, auf dem er gesessen, ging hinaus, warf sich auf die Erde nieder und wollte sich gleichsam darin begraben. Er hatte keine Ruhe, erhob sich und wollte weiter weg. Er kam an der Scheune vorbei, dahinter saß die Mutter und nähte an einem neuen, feinen Hemde, gerade für ihn. Sie pflegte sonst ein geistliches Lied während der Arbeit zu singen, wenn sie so allein saß; aber nun sang sie nicht. Sie weinte auch nicht, sie saß nur und nähte. Da konnte Arne es nicht mehr aushalten, er warf sich dicht vor ihr in's Gras nieder, sah zu ihr empor und weinte, daß es in ihm schluchzte. Die Mutter legte die Arbeit hin und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände: „Armes Kind!" sagte sie und legte ihr Antlitz an das seinige. Er versuchte nicht, auch nur ein Wort hervorzubringen, sondern weinte, wie er es nie zuvor gethan hatte. „Wußt' wohl, wie gut du im Grunde bist", sagte die Mutter und strich ihm über's Haar. — „Mutter, du mußt nicht Nein sagen, wenn ich dich jetzt um etwas bitte", war das Erste, was er sagen konnte. — „Du weißt, daß ich das nicht thue", antwortete sie. Er versuchte seinen Thränen Einhalt zu thun, dann stammelte er, den Kopf in ihrem Schooße: „Mutter, sing etwas für mich." — „Lieber, ich kann ja nicht!" sagte sie leise. — „Mutter, sing etwas für mich", bat der Knabe, „sonst glaub' ich, nie mehr dich ansehen zu dürfen." Sie strich über sein Haar, schwieg aber. „Mutter, Mutter, sing, sing, hörst du, sing", flehte er, „oder ich geh so weit weg, daß ich nie mehr heimkomme." Und als er nun, der vierzehnjährige Knabe, so den Kopf im Schooße der Mutter dalag, fing sie endlich über ihm zu singen an:

„Vater, halt du mit starker Hand
Das Kind, das am Strande spielet,
Heil, wenn du deinen Geist ihm gesandt,
Daß es selbander sich fühlet.
Tief ist die See und schlüpfrig ihr Grund.
Vater, schloß es mit dir den Bund,
Stirbt es nimmer, nein lebet,
Bis deine Gnad' es erhebet!

Mutter fühlet der Trennung Schmerz,
Weiß nicht, wohin's jetzt gegangen,
Geht vor die Thür und ruft: Lieb Herz!
Hört keine Antwort vor Bangen.
Denkt dann wieder, nein, wo's auch sei,
Gott und sein Geist sind ja immer dabei,
Jesus, sein treuer Geselle,
Bringt es der Mutter zur Stelle!"

Sie sang mehrere Verse, Arne lag still, ein gesegneter Friede kam über ihn, und während dessen überfiel ihn eine erquickende Müdigkeit. Das Letzte, was er deutlich hörte, war von Jesus, er fühlte sich mit demselben in ein helles Licht versetzt, und da war's ihm, als ob zwölf, dreizehn sängen, aber der Mutter Stimme übertönte alle andern. Schönere Töne hatte er nie vernommen, er bat, daß man ihn so singen lehre. Es schien ihm, daß er es könne, wenn er recht leise singe, wieder singe, und noch leiser, und es begann fast himmlisch zu klingen; als er, froh darüber, sogleich mit starker Stimme einfiel, war Alles verschwunden. Er erwachte, sah sich um und lauschte, vernahm aber nichts außer dem kleinen Bache, welcher dicht am Garten mit leisem, einförmigem Geflüster vorüberfloß. Die Mutter war weggegangen, sie hatte das halbfertige Hemd und ihre Jacke unter seinen Kopf gelegt.

Drittes Kapitel.

Als nun die Zeit gekommen, daß das Vieh in den Wald auf die Weide sollte, wollte er Hirte sein. Der Vater widersetzte sich dem; solche Arbeit hatte er ja nie zuvor verrichtet, und war nun schon im fünfzehnten Jahre. Er aber sprach so beredt dafür, daß es geschah, wie er's wollte; so war er den ganzen Frühling, Sommer und Herbst nur zu Hause, um zu schlafen; sonst im Walde, allein mit sich selbst, den ganzen langen Tag.

Dorthin, in die Einsamkeit, nahm er seine Bücher mit. Er las und schnitt Buchstaben in die Baumrinden, er ging und dachte, fühlte Sehnsucht und sang; aber wenn er Abends heimkam, wo er den Vater oft betrunken vorfand, sah, wie er die Mutter schlug, sie und die ganze Bygde verwünschte und davon sprach, daß er einmal nahe daran gewesen, eine weite Reise zu machen, dann zog die Reisesehnsucht auch in des Jünglings Herz. Es war schlimm daheim und die Bücher trieben hinaus in die Welt, mitunter war es wohl auch die Luft, die über die hohen Berge hinweglockte.

So geschah es, daß er im Mittesommer Christian, des Kapitäns ältesten Sohn, begegnete, welcher dem Dienstknecht mit den Pferden zu Holze gefolgt war, um sie nach Hause zu reiten. Er war einige Jahre älter als Arne, leicht und lustig, unstät in all seinen Gedanken, aber dabei mitunter stark in seinen Vorsätzen. Er sprach schnell und abgebrochen, am liebsten von zwei Dingen auf einmal, ritt Pferde ohne Sattel, schoß Vögel in der Luft, fischte mit Fliegen, und schien Arne so recht ein Muster alles Lebens zu sein. Er hatte auch Reisegedanken und erzählte Arne von fremden Ländern, so daß es sie wie Lichtglanz umstrahlte. Er merkte Arne's Leselust und brachte ihm die Bücher, welche er selbst gelesen hatte; jedesmal, wenn Arne eins ausgelesen hatte, erhielt er neue. Sonntags blieb er den ganzen Tag bei ihm und gab ihm Anweisung, sich mit der Erdkunde und den Landkarten zurecht zu finden. Diesen ganzen Sommer und Herbst las Arne, daß er bleich und mager wurde.

Winters bekam er die Erlaubniß, zu Hause zu lesen,, da er theils im nächsten Jahre zur Konfirmation gehen sollte, theils dem Vater sich angenehm zu machen verstand. Er fing an die Schule zu besuchen, allein dort schien es ihm am besten, wenn er die Augen schließen und sich in die Bücher zu Hause zurückdenken konnte, auch war kein Bauerjunge mehr sein Kamerad.

Mit den Jahren mißhandelte der Vater die Mutter stets mehr und mehr; auch nahmen sein Trinken und seine körperlichen Leiden zu. Und da Arne demungeachtet ihn zu belustigen suchen mußte, um der Mutter für eine Weile Frieden zu schaffen, und dann oft Dinge zu sagen hatte, die er in seinem Herzen verachtete, so faßte

er Haß gegen den Vater. Den trug er in der Tiefe seiner Seele, gleichwie die Liebe zur Mutter. Begegnete er Christian, so wurden die Gespräche über die großen Reisen und die Bücher fortgesetzt; selbst ihm verschwieg er, wie es zu Hause stehe. Aber manchmal, wenn er von den weitschweifenden Unterredungen kam, allein nach Hause ging und daran dachte, was er dort nun wohl finden würde, dann weinte er und bat Gott, über seinen Sternen dafür Sorge zu tragen, daß er bald reisen könne.

Im Sommer wurden Christian und Arne konfirmirt. Gleich nachher setzte jener seinen Plan in's Werk. Der Vater mußte einwilligen, daß er zur See ginge; er schenkte Arne seine Bücher, versprach ihm fleißig zu schreiben und — reiste.

Nun stand Arne allein.

In dieser Zeit bekam er wieder Lust, Lieder zu dichten. Er flickte nicht mehr an alten, er machte neue, und legte hinein, was ihm am meisten weh that.

Aber sein Sinn wurde ihm zu schwer, und die Sorge sprengte die Lieder auseinander. Er lag nun in langen schlaflosen Nächten und kam so zur Gewißheit bei sich selbst, daß er es nicht länger aushalten könnte, sondern weit wegreisen wollte, Christian suchen — und Keinem ein Wort davon sagen. Er dachte an die Mutter und was aus ihr werden sollte. Er konnte ihr fast nicht in's Gesicht sehen, und dies verzögerte die Ausführung von Stunde zu Stunde.

Da saß er eines Abends lange und las. Wenn's ihm zu schwer zu Sinne wurde, so griff er nach den Büchern und merkte nicht, daß sie das Gift verstärkten. Der Vater war zu einer Hochzeit, wurde aber noch Abends heim erwartet; die Mutter war müde und fürchtete sein Kommen, sie hatte sich deshalb zu Bette gelegt. Arne fuhr auf bei einem schweren Falle im Gange und einem Tappen von etwas Hartem, das nun gegen die Thür schlug. Es war der Vater, welcher heim kam.

„Bist du's, kluger Junge; — komm' und hilf deinem Vater auf.“ Es wurde ihm aufgeholfen, er stützte sich auf die Lehne der Bank. Arne nahm den Geigenkasten, trug ihn in's Zimmer dem Vater nach und schloß die Thür. „Ja, sieh mich an, du kluger

Junge; ich seh' nicht schön aus; es ist nicht mehr der schmucke Niels der Schneider. Das sage ich dir — daß du — nie Branntwein trinken sollst; es ist — — der Teufel, die Welt und unser eignes Fleisch — — — er widersteht den Hoffärtigen, den Demüthigen schenkt er Gnade — — — — — — o Je, o Je! Wie weit ist es mit mir gekommen!"

Er stand eine Weile still, dann sang er weinend:

„O Herr, mein Erlöser, mit Gnadensinn,
Rett' mich, wenn ich noch zu retten bin!
In Sündenschmuz verirrt' ich mich blind,
Und bin doch dein eigen erlös'tes Kind!"

Herr, ich bin nicht werth, daß du eintretest unter mein Dach, aber sage nur ein einzig Wort zu deinem Knechte."

— — — — Er warf sich vornüber, verbarg sein Gesicht in seinen Händen und weinte wie in Krämpfen. Lange lag er so und dann sagte er wörtlich nach der Bibel, wie er es wohl vor mehr als zwanzig Jahren gelernt hatte: „Aber er antwortete und sprach: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. — Sie kam aber und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir! — Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde. — Sie sprach: Ja, Herr, aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen." Matth. 15, 24.

Er schwieg und weinte noch mehr, aufgelös't und stille.

Die Mutter war längst erwacht, hatte aber nicht aufzusehen gewagt: nun als er weinte wie ein Erlöster, setzte sie sich empor und sah hin.

Kaum bemerkte Niels dies, als er ihr zuschrie: „Siehst du auf, du auch, du garstige Hexe? — Du wolltest wohl sehen, wie du mich zugerichtet hast. Ja, so bin ich nun, akkurat so!" — — Er stand auf und sie verbarg sich unter der Decke. „Nein, versteck' dich nicht, ich werde dich schon finden", sagte er, indem er die rechte Hand tappend, mit ausgestrecktem Zeigefinger, vor sich hielt. —

„Krill! Krill!" sagte er, indem er die Decke wegzog und den Zeigefinger auf ihren Hals drückte.

„Vater!" rief Arne.

„Ei, wie runzlich und mager du geworden bist. Hier ist nicht weit hinein. Krill! Krill!" Die Mutter ergriff krampfhaft seine Hand mit ihren beiden, konnte sich nicht losreißen und krümmte sich zusammen wie ein Knäuel.

„Vater!" rief Arne.

„So, nun kommt Leben in dich. Wie sie sich windet, das Weib! Kannst du nicht schreien, um den Leuten einzubilden, daß ich dich schlage? Krill! Krill! — ich will dir blos die Luft nehmen."

„Vater!" rief Arne und sprang fort nach einem Winkel, wo eine Axt stand. —

„Ist es Trotz, daß du nicht schreist? Nimm dich in Acht, ich werd' ihn dir austreiben, ich hab so 'ne seltsame Lust. Krill! Krill! — nun glaub' ich bald, daß ich von deinem Geschrei frei sein werde!"

„Vater!" schrie Arne und fuhr mit geschwungener Axt auf ihn ein.

Allein der Vater hatte sich erhoben, stieß einen durchdringenden Schrei aus, griff nach der Brust, fiel um: „Jesus Christus!" stöhnte er und lag ganz still.

Arne stand wie an den Boden festgewurzelt und ließ die Axt nach und nach sinken. Er wußte nicht genau, wo er stand, oder was unter ihm war, er wartete gleichsam, daß die Stube gesprengt werden müßte und ein starkes Licht hineinfallen. So lang stand er, bis die Mutter im Bette plötzlich tief Athem holte, sich hin und her drehte und sich so geberdete, als ob sie etwas Schweres von sich abwälze. Er meinte nun, er müsse ihr helfen, aber es war ihm, als ob er nicht helfen könne. Sie richtete sich endlich halb empor und sah dann den Vater ausgestreckt auf dem Boden liegen, den Sohn mit einer Axt daneben stehen.

„Gott, du Gerechter! was hast du gethan?" — Sie fuhr aus dem Bette, warf ein Kleid um sich und trat hinzu. Da war's ihm, als ob er die Sprache wiederbekäme. „Er fiel von selbst um."

— „Arne, Arne, ich glaube dir nicht!" sagte die Mutter mit lauter, strafender Stimme: „Nun sei Jesus mit dir!" und sie warf sich über die Leiche mit großem Jammer. Aber der Jüngling besann sich nun auch, warf die Axt weg und kniete nieder. „So wahr ich Gnade vor Gott erwarte, ich hab's nicht gethan. Ich dachte es fast zu thun; es ward mir schwarz vor den Augen; aber da stürzte er und seitdem hab' ich hier gestanden." Die Mutter sah ihn an und glaubte ihm. „So ist der Herr selbst hier gewesen", sagte sie stille, richtete sich etwas auf und starrte auf den Boden.

Niels lag ganz wie zuvor da, steif, mit offenen Augen und Mund. Die Hände hatten sich genähert, als ob sie sich falten wollten, ohne daß es geschehen. Das Erste, was die Mutter nun that, war, sie zusammenzufügen. — „Laß uns ihn doch genauer betrachten", sagte sie und ging zum Herde, wo das Feuer nah daran war zu verlöschen.

Arne getraute sich nicht allein zurückzubleiben, er folgte ihr daher. Die Mutter gab ihm eine Kienfackel in die Hand und stellte sich wieder neben die Leiche, der Jüngling ihr gegenüber; die Fackel warf ihr Licht darüber. „Ja, er ist ganz todt", sagte die Mutter kurz darauf, „und gestorben in einer bösen Stunde, wie ich fürchte." Des Jünglings Hand zitterte ein wenig, so daß etwas Feuer auf des Vaters Kleidung fiel und sie anzündete, aber er sah's nicht, die Mutter auch nicht, denn sie weinte. Sie bemerkte es erst, als sich ein häßlicher Geruch verbreitete und schrie nun erschreckt auf. Arne sah, daß der Vater brannte, ließ den Feuerbrand auf ihn niederfallen, sank und verlor das Bewußtsein. Die Stube ging auf und nieder und im Kreise herum, der Tisch ging, das Bett ebenfalls, die Axt hieb, der Vater erhob sich und kam auf ihn zu, und Alles fiel über ihn her. Da kam im selben Augenblick eine sanfte Kühlung über sein Angesicht, er konnte schreien und kam wieder zu sich. Aber das Erste, nach dem er sah, war der Vater, ob er auch noch ruhig daläge.

Als er sich davon überzeugte, und genau erinnerte, daß er nun todt sei, wurde er so froh, daß er sich erhob wie zu neuem Leben!

Die Mutter hatte die brennenden Kleider gelöscht und machte sich nun mit dem Todten zu schaffen; sie machte das Bett zurecht.

„Faß deinen Vater an, du bist stark, und hilf mir, daß er gut liegen kann.“ Und sie hoben ihn auf und legten ihn hin; sie schloß seine Augen und seinen Mund, streckte ihn aus und faltete wieder seine Hände.

Dann standen sie beide still und betrachteten ihn. Es war etwas nach Mitternacht, und sie sollten nun mit ihm zusammenbleiben bis der Tag kam. Arne ging nach dem Herde und zündete ein großes Feuer an, die Mutter setzte sich neben ihn. Als sie nun so da saß, gedachte sie der vielen bösen Tage, welche sie mit Niels gehabt hatte, und da dankte sie Gott für das, was er nun gethan. „Aber ich habe doch auch einige gute gehabt“, sagte sie eine Weile nachher.

Arne setzte sich ihr gerade gegenüber. Die Mutter hob wieder an: „So sollte es also ein solch Ende nehmen! hat er nicht gelebt wie er sollte, so hat er auch recht dafür leiden müssen.“ Sie blickte nach dem Bette. — „Aber nun will Gott, daß ich ein klein wenig Lohn für das bekomme, was ich habe leiden müssen. — Arne, du mußt nicht vergessen, daß ich Alles nur um deinetwillen geduldet habe!“ Der Jüngling fing nun auch an zu weinen. „Deshalb darfst du mich nie verlassen“, schluchzte sie; „du bist nun meine einzige Freude.“ — „Ich will dich nie verlassen, das gelob ich dir vor Gott“, sagte Arne so laut, als hätte er mehrere Jahre daran gedacht, das zu sagen. Er wollte gleichsam zu ihr eilen, fühlte sich dessen aber nicht würdig.

Die Mutter wurde ruhiger; sie sah gutmüthig nach der Leiche hin. „Es war doch manches Gute an ihm; aber die Welt war schlimm gegen ihn — — — — — Gott wird wohl besser gegen ihn sein, dort ist er nun.“ — Und als sie diesen Gedanken bei sich selbst fortsetzte, fügte sie hinzu: „Wir müssen für ihn beten. Taugt' ich dazu, würd' ich über ihm singen; aber du hast eine so schöne Stimme, du mußt dich dorthin setzen und für deinen Vater singen.“

Arne holte das Gesangbuch, zündete einen Kienbrand an, und die Fackel in der einen, das Gesangbuch in der andern, setzte er sich am Kopfkissen hin und sang mit klarer Stimme den 127. Gesang von Kingo:

Herr, deinen Zorn von uns abwende,
Mach' blut'ger Geisel Qual ein Ende,
Ob wir auch wandeln auf dem Sündenpfade,
Bleib treu in Gnade.

Viertes Kapitel.

Arne fuhr fort das Vieh zu weiden; Winters las er; wenn der Sommer kam, weidete er wieder. Er wurde neunzehn Jahre alt und ging in's zwanzigste, und immer noch war er Hirte.

Der Prediger sandte zu ihm, daß er einen Schulmeisterdienst annehme; „denn die Bygde müsse aus seinen Gaben und Kenntnissen Nutzen ziehen." Arne antwortete nichts darauf; allein am nächsten Tage machte er folgendes Lied, als er die Schafheerde vor sich hin trieb:

Frisch, mein Lämmchen, frisch, frisch auf,
Ist auch schwer und hart dein Lauf
Nach den steilen Weiden,
Acht'st nicht deine Leiden.

Frisch, mein Lämmchen, von der Stell',
Paß mir tüchtig auf dein Fell,
Mutter braucht's zu Decken,
In des Winters Schrecken.

Frisch, mein Lämmchen, flink und nett,
Leg dir zu an Fleisch und Fett,
Weißt nicht, liebe Puppe,
Mutter will's zur Suppe!

Eines Tages in seinem zwanzigsten Jahre wurde er durch Versehen Zeuge eines Gespräches zwischen der Mutter und der Frau des früheren Hofbesitzers; sie waren uneinig wegen des Pferdes, das sie gemeinsam besaßen. „Ich werde warten bis Arne kommt und hören, was er meint", sagte die Mutter. „Der Faullenzer", antwortete jene: „er will wohl, daß das Pferd im

Wald herumschlendert, wie er selbst.“ Nun schwieg die Mutter, obgleich sie ihre Sache vorher gut vertheidigt hatte.

Arne wurde feuerroth. Daß die Mutter Spott ertragen mußte um seinetwillen, war ihm bisher nicht eingefallen, und — es war vielleicht öfter geschehen. Weshalb hatte sie ihm das nicht gesagt? Er dachte darüber nach, und nun fiel es ihm ein, daß die Mutter fast nie mit ihm sprach. Aber er auch nie mit ihr. Mit wem sprach er überhaupt?

Manchen Sonntag, wenn er still zu Hause saß, hatte er Lust gehabt, die Predigt seiner Mutter vorzulesen, da ihre Augen schwach waren; sie hatte in ihren Tagen zu viel geweint. Aber er kam nicht dazu. Manchesmal hatte er sich erbieten wollen laut zu lesen, namentlich aus den Büchern, die er hatte, wenn es still im Hause war und er glaubte, es würde sie freuen. Aber er kam nicht dazu.

„Mag's drum sein: ich will aufhören Vieh zu hüten und ganz zur Mutter hinabkommen.“ Er ging einige Tage und ließ den Gedanken reif werden; die Heerde trieb er weit im Walde umher und dichtete ein Lied:

Die Bygde ist voll Unruh, der Wald voll Ruh allein,
Hier pfändet uns kein Scherge, dort thun sie's jetzt zu zwei'n.
Hier zankt nicht um die Kirche, wie dort, so mancher Christ,
Allein das kommt vielleicht davon, weil ringsum keine ist.

Wie still ist es im Walde, der Habicht nur im Ast —
Er prüft den fetten Braten vom Spatz, den er erfaßt,
Der Adler macht's gemächlich mit einem Thier dort ab,
Sonst hätt' es Langeweile wohl gar gelegt in's Grab.

Den einen Baum, den haut man, der andre fault im Thal,
Rothfuchs zerriß Weißlämmlein, als sich Frau Sonn' empfahl.
Der Wolf zerriß den Rothfuchs, doch seine Freud' war kurz,
Vor Tag hat Arne's Flinte bereitet ihm den Sturz.

So Vieles kann geschehen, im Wald, im Thal, zur See,
Es gilt, gelassen schauen, was immer auch gescheh';
Sah einen Knab' im Traume, der seinen Vater schlug,
Wo? ei, dort in der Hütte, und das ist mir genug.

Er kam nach Hause zur Mutter und sagte, sie möge zur Bygde nach einem Hirtenknaben schicken; er wolle sich jetzt selbst des Hofes annehmen. So geschah's denn auch; allein die Mutter war stets da mit Ermahnungen, daß er sich nicht überarbeiten möge. Sie kochte ihm auch in dieser Zeit so gutes Essen, daß er sich oft ganz beschämt fühlte; aber er sagte nichts.

Er trug sich mit einem Liede, dessen Umsang*) war: „Ueber die hohen Fjällen!“ Er konnte nie damit zu Stande kommen, und das kam wohl daher, daß er den Umsang in jeder zweiten Zeile haben wollte; später gab er dies auf.

Aber mehrere der Lieder, welche er machte, gelangten unter die Leute, welche sie wohl leiden mochten; es gab deren, die gerne mit ihm reden wollten, besonders da sie sich seiner noch aus seiner Knabenzeit erinnerten. Aber Arne scheute die Annäherung Unbekannter und traute ihnen nichts Gutes zu, besonders weil er glaubte, daß sie ihm Böses nachsagten.

Sein Gehülfe bei der Feldarbeit war ein Mann von mittlerem Alter, der Opplands-Knud genannt, und dieser pflegte mitunter zu singen; aber es war immer dasselbe Lied. Als Arne dies ein paar Monate gehört hatte, schien ihm, daß er fragen müsse, ob er nicht mehrere könne. „Nein“, antwortete der Mann. Darauf vergingen einige Tage. Als er dann wieder sein Lied sang, fragte Arne: „Wie kam es, daß du dies eine Lied lerntest?“ — „Ach, — das kam so“, — sagte der Mann.

Grad von ihm weg ging Arne in's Haus; aber da saß die Mutter und weinte, was er seit des Vaters Tode nicht gesehen hatte. Er that, als bemerke er's nicht und ging wieder nach der Thür; aber er fühlte, daß die Mutter ihm schwermüthig nachsah, und mußte stehen bleiben. — „Weshalb weinst du, Mutter?“ — Eine Weile waren seine Worte der einzige Laut im Zimmer, und deshalb drängten sie sich ihm so oft wieder auf, daß er fühlte, er habe sie nicht sanft genug gesprochen. Er versuchte daher noch einmal: „Weshalb weinst du, Mutter?“ Wieder wurde es still. Er fühlte sich sehr schuldig, obgleich sie nichts gesagt hatte, und er

*) Norwegisch-dänisch „Omkväd“, Refrain.

sich nichts bewußt war. „Es überfiel mich nur so", sagte die Mutter. Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Ich bin ja im Grunde so glücklich", und so weinte sie.

Aber Arne eilte hinaus, und es zog ihn hinunter nach dem Abgrund. Er setzte sich, um hinabzublicken, und als er so da saß, weinte er auch. „Wüßte ich blos, weshalb ich weine", sagte Arne. Aber ihm gegenüber auf dem Neufelde (d. h. neu urbar gemachten) saß der Opplands-Knud und sang sein Lied:

Ingerid Sletten von Sillehaab,
Hatte weder Silber noch Gold,
Doch 'ne kleine Haube von bunter Woll',
Die ihr die Mutter einst gab.

Eine kleine Haube von bunter Woll',
Hatte weder Futter noch Band,
Doch ein ärmlich Stück von der Mutter Hand —
Mehr glänzt es als Silber und Gold.

Sie hegte die Haube wohl zwanzig Jahr,
Hat nie sie zu tragen getraut,
„Die Haube trag' ich einmal als Braut,
Wenn ich trete vor Gottes Altar."

Sie hegte die Haube wohl dreißig Jahr,
Kein And'rer hat sie geschaut,
„Die werd' ich tragen so froh als Braut,
Wenn einst zu Gott Vater ich fahr."

Sie hegte die Haube wohl vierzig Jahr,
Gedachte der Mutter wie oft!
„Haube, was meinst, hab' vergebens gehofft,
Wir stehn wohl nie vor'm Altar!"

Tritt vor die Truhe mit feuchtem Blick,
Schließt auf, um zu küssen den Schatz,
Suchet umher auf dem alten Platz —
Kein Faden war mehr zurück.

Arne saß da, als ob er in weiter Ferne Musik gehört habe. Er ging hinauf zu Knud: „Hast du einen Vater?" — „Ach —

nein; keinen Vater." — „Ist es lange her, daß sie starben?" — „Ach ja; es ist lange her."

„Du hast wohl nicht Viele, die von dir halten?" — „Ach nein, nicht Viele." — „Hast du hier Jemanden?" — „Nein, hier nicht." — „Aber in deiner Heimatsbygde?" — „Ach nein, auch dort nicht." —

„Hast du denn gar Niemanden, der von dir hält?" —

„Ach nein, gar Keinen!" —

Aber Arne verließ ihn und hielt so viel von seiner Mutter in diesem Augenblicke, daß das Herz springen zu wollen schien und er es gleichsam wie einen Lichtschein über sich fühlte. Er wollte zu ihr hinein, wenn zu nichts Anderem, so blos, um sie zu sehen. Auf dem Wege fiel's ihm mit einem Mal schwer auf's Herz: „Du wirst sie doch nicht verlieren?" — Er blieb stehen, wo er stand. „Allmächtiger Gott, was sollte dann aus mir werden?"

Es war ihm, als ob gerade zu Hause ein Unglück geschähe, er legte aus und sprang fort, daß der kalte Schweiß ihm vor der Stirne stand und die Füße den Boden fast nicht berührten. Er riß die Schwahlthür (eine Art Korridor an norwegischen Häusern) auf; aber drinnen war's ihm sogleich, als ob Ruhe in der Luft liege. Er öffnete leise die Stubenthür. Die Mutter hatte sich auf's Bette gelegt, der Mond fiel gerade auf ihr Antlitz, sie lag und schlief wie ein Kind.

Fünftes Kapitel.

Einige Tage später wurden Mutter und Sohn, welche in der letzten Zeit mehr zusammengelebt hatten, einig, zu einer Hochzeit in der Nachbargegend zu gehen. Die Mutter war, seit sie verheiratet, bei keinem Gelage gewesen.

Beide kannten die Leute dort wenig anders als von Namen, und Arne meinte besonders, es sei unangenehm, daß man ihn beobachte, wo er gehe und stehe.

Es war einst im Schwahle ein Wort hinter ihm gesagt, — freilich gewiß wußte er's nicht, aber er glaubte es, — daß jeder Blutstropfen in ihm in Bewegung gerieth, wenn er daran dachte.

Dem Manne, welcher es gesagt hatte, ging er nun unabläſſig nach und paßte auf, was er sagte; zuletzt setzte er sich neben ihn Allein als sie zu Tische gingen, schien es ihm, als ob die Rede eine andere Wendung bekam.

„Nein, nun will ich eine Geschichte erzählen, welche zeigt, daß Nichts so tief in Finsterniß vergraben wird, daß es nicht wieder an den Tag käme", sagte der Mann, und es kam Arne so vor, als ob er ihn ansähe. Der Mann sah häßlich aus, hatte dünne rothe Haare um eine große runde Stirn. Darunter lagen ein Paar ganz kleine Augen und eine kleine Klumpnase; aber der Mund war sehr groß, mit breiten Lippen, die eine weißliche Farbe hatten. Wenn er lachte, sah man beide Zahnreihen. Seine Hände lagen auf dem Tische; sie waren schwer und grob, allein das Handgelenk war dünn. Er sah scharf um sich und sprach fort, aber mit vieler Beschwerde.

Die Leute nannten ihn: „Kjäfttaurin", und Arne wußte, daß Niels der Schneider in früheren Tagen oft arg mit ihm umhergeschwärmt hatte.

„Ja, es gibt viele Sünde in der Welt, sie sitzt uns näher, als wir glauben. — — Aber es ist Kinderkram; jetzt will ich euch von einem Bubenstück erzählen. Die von euch, welche alt sind, erinnern sich wohl des Alf, Skreppe-Alf*). Komm' schon wieder! die Redensart ist von ihm; denn wenn er den Handel geschlossen hatte — und er konnte handeln, der Kerl! — schwang er den Skreppen auf den Rücken und sagte: Komm' schon wieder. Ein stolzer Kerl, ein kecker Kerl, der Alf, Skreppe-Alf! —

„Nun, so war er und Storsläpen**). Storsläpen, ja ihr kennt ja Storsläpen? — stor war er und släpen wahrhaftig nicht minder, vergaffte sich in ein pechschwarzes Pferd, mit welchem Skreppe-Alf fuhr und ritt, daß es sprang wie ein Sommerfloh. Und eh Stor-

*) Skreppe-Alf: Alf mit dem Korbe. Skreppen: Korb.

**) Storsläpen: ein großer, fauler Kerl. Släpen (das ä sprich wie oa), isländisch slapr, schläfrig, träge. Stor: groß.

släpen es selbst wußte, hatte er fünfzig Thaler für die Mähre gegeben! Storsläpen hinauf in eine Karriole, so lang er war, um wie ein König mit dem Fünfzigthalerpferde zu fahren. Allein er konnte schlagen und fluchen, daß der Hof in einem Staube stand — die Mähr rannte gleichwohl an alle Thüren und Fenster, welche sich ringsum fanden, denn sie war staarblind!

„Darauf lagen sich die beiden überall um das Pferd in den Haaren, wie zwei Kampfhähne. Storsläpen wollte sein Geld wieder haben; aber nicht zwei dänische Schillinge bekam er. Skreppe-Alf prügelte ihn, daß jede Bürste überflüssig wurde: Komm' schon wieder, sagte Alf. — Teufelskerl, stolzer Kerl, kecker Kerl, Alf, Skreppe-Alf!

„Aber es vergingen doch einige Jahre, wo er gar nicht wieder kam.

„Es mochten wohl zehn Jahre vergangen sein, als er öffentlich aufgefordert wurde sich einzustellen, da ihm eine große Erbschaft zugefallen sei. Der Storsläpen hörte es und sagte: Das wußt' ich wohl, daß das Geld ihn suchte und nicht die Leute. —

„Nun sprach man hin und her über Alf; und so viel ward geschnackt, daß man herauskriegte, er sei zuletzt auf dieser Seite des Gebirgs gewesen, nicht auf jener. Ja, ihr erinnert euch wohl des Wegs über das Gebirge, des alten Wegs?

„Aber der Storsläpen war seit einiger Zeit zu großer Macht und Herrlichkeit gekommen, sowohl was Hof als Vieh betraf. Ohnedies war er heilig geworden, und das wußten Alle, daß er nicht heilig würde für nichts und wieder nichts, er — mehr als andere Leute. Sie fingen an zu munkeln.

„Es war zu der Zeit, als der neue Weg über's Gebirge angelegt werden sollte. Die Alten wollten so schnell als möglich damit fertig sein und meinten, man müsse grad hindurch; aber wir wollten's möglichst flach haben und meinten, der Weg müsse an der Elv entlang gehen. Es wurde ein Miniren und Hausiren, daß man meinte, das Gebirge sollte niederbrechen. Alle Art Obrigkeit kam da, der Amtmann am meisten, denn er hat doppelte Freifuhren. Und als sie nun eines Tages gruben und in

das Gras niedergruben, wollte Einer 'nen Stein aufnehmen, ergriff aber eine Hand, welche aus der Erde hervorstak, und so stark war die Hand, daß der, welcher sie gefaßt, mit ihr zu Boden fiel. Wer sie aber gefaßt hatte, war der Storsläpen. Der Lehnsmann war in der Nähe, man holte ihn, und die Gebeine eines ganzen Kerls wurden ausgegraben. Der Doktor wurde auch geholt; er setzte das Alles so künstlich zusammen, daß blos das Fleisch noch fehlte. Aber die Leute meinten, daß dies Gerippe ungefähr geschaffen sei, wie der Skreppe-Alf. Komm' schon wieder! sagte Alf!

„Einigen, ja Allen schien es seltsam, daß eine todte Hand einen Kerl wie den Storsläpen so ganz umschlagen könnte, zumal da sie nicht mal schlug. Der Lehnsmann ging grade auf ihn los damit, — versteht sich, daß Keiner es hörte. Aber da fluchte der Storsläpen, so daß dem Lehnsmann fast bange wurde. Ja, ja, sagte der Lehnsmann, bist du's nicht, so bist du doch wohl der Mann, welcher diese Nacht mit dem Gerippe zusammenliegen kann, du! — Das bin ich schon, das, ja! antwortete der Storsläpen. Und nun machte der Doktor es fest in den Gliedern und legte es in das eine Bett in der Baracke, in das andere sollte sich der Storsläpen legen; aber der Lehnsmann legte sich in seinem Mantel dicht an die Wand hin. — Da wurde es dunkel und der Storsläpen sollte nun hinein zu seinem Stubengesellen. Die Thür schloß sich gleichsam wie von selbst und da stand er im Finsteren. Aber der Storsläpen fing an Choräle zu singen, denn er hatte eine starke Stimme. Weshalb singst du Choräle? fragte der Lehnsmann draußen an der Wand. Weil's bei ihm versäumt worden ist, antwortete der Storsläpen. Nachher fing er an zu beten, so stark er konnte. Weshalb betest du? fragte der Lehnsmann draußen an der Wand. Weil er gewiß ein großer Sünder war, antwortete der Storsläpen. Darauf wurde es allmälig still, und es war fast, als ob der Lehnsmann einschlafen sollte. Da schrie es drinnen, daß die Hütte erzitterte: Komm' schon wieder! — Ein Höllenlärm und Gepolter erhob sich. Gib mir meine fünfzig Thaler! brüllte der Storsläpen, und da schrie es und brach etwas zusammen. Der Lehnsmann riß die Thür auf, die Leute eilten her-

bei mit Stangen und Fackeln, und da lag der Storsläpen mitten auf dem Boden und hatte das Gerippe über sich."

Es war sehr still am Tische. Endlich sagte Einer, der seine Kreidepfeife anzünden wollte: „Er wurde ja verrückt nach dem Tage?" — „Ja wohl, das wurde er."

Arne fühlte, daß Aller Augen sich auf ihn richteten und deshalb vermochte er nicht den Blick zu erheben. „Es bleibt, wie ich gesagt", begann der Erste: „Nichts wird so tief in Nacht vergraben, endlich kommt's doch an den Tag." — „Nein, nun will ich euch von einem Sohn erzählen, der seinen eigenen Vater todtschlug", sagte ein kleiner, dicker Mann mit einem runden Gesicht. Arne wußte nicht wie ihm wurde.

„Es war einmal ein Raufbold aus einem reichen Geschlecht in Hardanger; er that Vielen Leides an. Der Vater und er waren uneins wegen des Altentheils, und so kam's denn, daß der Mann weder Frieden im Haus noch in der Bygde hatte.

„Der Böse wurde immer schlimmer dadurch und der Vater nur strenger. Ich lasse mir von Keinem etwas gefallen, sagte der Sohn. — Von mir Alles, so lang ich lebe, antwortete jener. Wenn du nicht schweigst, so schlag ich dich, sagte der Sohn und erhob sich. — „Meinst du?" — und der Sohn fuhr auf ihn ein und riß ihn zu Boden. Aber der Vater wehrte sich nicht, legte die Arme übereinander und ließ ihn mit sich vornehmen was er wollte. Der Sohn schlug ihn, kehrte ihn um und schlug ihn, faßte ihn bei seinem weißen Haare und schleifte ihn nach der Thür: Ich will Hausfrieden haben! — Aber als sie zur Thür' kamen, richtete der Vater sich auf. Nicht weiter als bis zur Thür! sagte er, denn so weit zog ich meinen Vater. Der Sohn kehrte sich nicht daran, sondern zerrte den Kopf über die Schwelle. Nicht weiter als zur Thür', sage ich! Der Alte sprang auf, warf den Sohn nieder und züchtigte ihn wie einen Knaben."

„Das war eine häßliche Geschichte", sagten Mehrere. „Wer schlüge wohl seinen Vater?" meinte Arne einen sagen zu hören; aber er wußte es nicht mit Gewißheit.

„Nun will ich euch etwas erzählen", sagte Arne, er erhob sich leichenblaß und wußte nicht, was er sagen wollte; er sah blos die

Wörter gleichsam wie große Schneeflocken fliegen, „ich greife hinein auf gut Glück!“ und er begann:

„Ein Zauberer begegnete auf einem Wege einem Burschen, welcher weinte. Vor wem fürchtest du dich am meisten, vor dir selbst, oder vor Anderen? fragte der Zauberer. Der Bursche aber weinte, weil er in der Nacht geträumt, daß er seinen bösen Vater getödtet habe, und darum antwortete er: Ich fürchte mich am meisten vor mir selbst. — So stift Frieden mit dir selbst und wein' nie mehr; denn von nun an sollst du nur mit Anderen im Streit liegen. Und der Zauberer ging fort. Aber der Erste, der dem Burschen begegnete, lachte über ihn und deshalb lachte er wieder über ihn. Der Zweite, der ihm begegnete, schlug ihn und deshalb schlug der Bursche ihn wieder. Der Dritte, welcher ihm begegnete, wollte ihn tödten und deshalb tödtete der Bursche ihn. Aber alle Leute redeten Böses von ihm und deshalb redete er Böses von allen Leuten. Sie verschlossen vor ihm ihre Schränke und Thüren; aber er stahl das, was er gebrauchte, er stahl selbst seinen Schlaf bei Nacht. Da er nun nichts Gutes thun konnte, mußte er lauter Böses thun, und all das Böse, das unter den Leuten war, wälzten sie auf ihn. Aber die Bygde weinte über all den Jammer, den der Bursche verursachte; er selbst weinte nicht; denn er verstand's nicht. So kam die Bygde zusammen und sagte: Laßt uns ihn greifen und ertränken; denn mit ihm versenken wir alles Böse, das in der Bygde ist. Und der Brunnen, in dem sie ihn nun ertränkten, schien der ganzen Bygde fortan argen Gestank auszuathmen.

„Der Bursche wußte gar nicht, daß er etwas Böses gethan habe, und daher ging er nach dem Tode geradenwegs zu unserm Herrgott hinein. Da saß auf einer Bank der Vater, den er gar nicht getödtet hatte, und ihm gerade gegenüber auf einer andern Bank saß der, über den er gelacht hatte, und der, den er geschlagen, der, den er getödtet, und alle die, denen er gestohlen und denen er Böses gethan. Welche Bank fürchtest du? fragte der Herrgott, und der Bursche zeigte auf die lange. Setz dich dann zu deinem Vater! sagte Gott und der Bursche wollte es thun. Da fiel der

Vater von der Bank nieder, einen großen Axthieb im Nacken. Auf seinem Platz erschien ein Bild des Burschen selbst, aber mit magerem Antlitz und leichenblassen Mienen, noch eins mit vertrunkenem Gesicht, schmuzigem Haar und schlotterndem Körper, noch eins mit wahnwitzigem Antlitz, zerrissenen Kleidern und entsetzlichem Gelächter. Vor welcher Bank fürchtest du dich nun? sagte der Herrgott. Laß die beiden Bänke sich miteinander schlagen, sagte der Bursche, — er kletterte nach einer hohen Stelle hinauf, um zuzuschauen. Und nun gingen sie gegeneinander, der Wahnsinnige und der, über welchen er gelacht hatte, der Vater und alle die Getödteten, der Betrunkene und alle, denen der Bursche Böses gethan, und der Bursche stürzte sich vom Himmel hinab, denn er mochte nicht abwarten, wer siegen würde. Er fiel und fiel durch den Himmel, aber ohne die Erde zu erreichen, und da wurde ihm so bang, daß er anfing zu weinen und in derselbigen Stunde erwachte er, denn er hatte geträumt!"

Sechstes Kapitel.

Es war Tags darauf auf der Tenne des Stalles desselben Hauses. Arne hatte sich betrunken, zum ersten Male in seinem Leben, er war krank darnach geworden und hatte auf der Tenne im Stroh fast vierundzwanzig Stunden gelegen. Nun hatt' er sich aufgerichtet, stützte sich auf seine Ellbogen und redete mit sich selbst:

„. . . . Alles, was ich anfasse, wird bei mir Feigheit. Daß ich als Knabe nicht fortlief, war Feigheit. Daß ich dem Vater mehr gehorchte, als der Mutter, war Feigheit, daß ich ihm zu Gefallen garstige Lieder sang, war Feigheit. Ich wollte Hirte sein und Vieh hüten, es geschah aus Feigheit, — daß ich las und lernte — ach ja, auch aus Feigheit: ich wollte mich vor mir selbst verstecken und fürchtete mich vor andern, wenn ich mich ledig-

lich auf meinen eigenen Geist zu stützen hatte. Selbst als Jüngling half ich nicht einmal der Mutter gegen den Vater—Feigheit! daß ich nicht in jener Nacht — hu! Feigheit! ich hätte vielleicht gesäumt, bis er sie getödtet! — — — — Ich konnt' es hinterher daheim nicht aushalten — Feigheit; ich reiste aber auch nicht fort — Feigheit; ich that nichts, ich hütete Vieh — — — Feigheit. Ich hatte zwar der Mutter versprochen zu bleiben; aber ich wäre allzeit feig genug gewesen, mein Versprechen zu brechen, wenn ich nicht bange gewesen wäre, unter die Leute zu kommen. Denn ich bin menschenscheu, zunächst weil ich glaube, daß sie sehen, wie häßlich ich bin. Aber weil ich sie fürchte, rede ich Uebles von ihnen — verdammte Feigheit! Ich mache Lieder aus Feigheit. Ich darf nicht gerade hinein in meine eigenen Sachen denken, darum bekümmre ich mich um andre, — und das ist Dichten!

„Ich hätte mich hinsetzen sollen zu weinen, daß die Höhen zu Wasser würden; aber lieber sage ich hüß, hüß und wiege mich in Träume. Auch meine Lieder sind feige; denn wären sie muthig, so würden sie besser werden. Ich fürchte die starken Gedanken, alles Starke; komme ich doch dahin, so ist es in der Wuth, und Wuth ist Feigheit. Ich bin klüger, tüchtiger, kenntnißreicher, als ich aussehe; ich bin besser als meine Rede; aber aus Feigheit bin ich nicht so, wie ich bin. Ha! Branntwein trank ich aus Feigheit, wollte den Schmerz betäuben — ha! that Schlechtes, trank dennoch; trank meines Vaters Herzblut, und trank doch! meine Feigheit ist grenzenlos. Aber das Feigste von allem ist doch, daß ich hier sitzen kann und mir dies Alles selbst sage.

„. . . . Mich selbst tödten? Nein, schönen Dank sagt er! Dazu bin ich zu feige. Und dann glaub' ich ein wenig an Gott — — — ja, ich glaub' an Gott. Ich wollte gern zu ihm, aber die Feigheit hält mich fern: große Veränderung, und die scheut ein feiger Mensch. Aber wenn ich so viel versuchte, als ich könnte? Allmächtiger, wenn ich versuchte? müßte mich kuriren, wie mein Milchleben es vertrüge; denn es ist in mir kein Knochen mehr, auch keine Sehnen, nur etwas Flüssiges, Gallerte. — Ob ich's versuchte — — — mit guten, frommen Büchern, — scheute die starken —; mit lieblichen Märchen, Sagen, allem dem, was mild ist; und dann eine Predigt jeden Sonntag

und ein Gebet jeden Abend? Und ordentliche Arbeit, daß die Religion ihren Acker fände; sie gedeiht nicht beim Faullenzen. Wenn ich's versuchte; lieber, milder Gott meiner Kindheit, wenn ich's versuchte!"

Aber es öffnete Jemand die Thür, fuhr über die Tenne, leichenblaß im Angesicht, obgleich der Schweiß ihr die Wangen hinabträufelte, und es war die Mutter. Auf den zweiten Tag suchte sie nun ihren Sohn. Sie rief seinen Namen, aber horchte nicht auf Antwort, rief nur und fuhr umher, bis er antwortete hinten im Stroh, wo er lag. Da schrie sie laut auf, sprang empor, leichter wie ein Knabe, und lag an seiner Brust. — — — — —

— — — — — „Arne, Arne, bist du hier! so fand ich dich doch, ich habe gesucht seit gestern, ich habe gesucht die ganze Nacht! Armer, armer Arne, bist du hier, ich sah, sie hatten dich gekränkt, ich wollte so gern mit dir sprechen und dich trösten, aber ich darf ja nie mit dir reden! — — — — — Arne, ich sah, daß du trankst! — O, Gott der Allmächtige lasse mich das nicht öfter sehen! — Arne, ich sah, daß du trankst! —" Es dauerte lange, ehe sie mehr sagen konnte. „Jesus bewahre dich, mein Kind, ich sah, du trankst! — — — — — — Auf einmal warst du von mir weggekommen, betrunken. Gequält von Kummer um dich lief ich umher in allen Häusern, ich war weit hinaus in's Feld, ich fand dich nicht, ich suchte in jedem Winkel, ich fragte alle Leute, ich war auch hier; aber du antwortetest mir nicht — — — — — Arne, Arne, ich ging am Ufer der Elv entlang, aber sie schien mir nirgends tief genug, — — — —" sie klammerte sich fest an ihn an.

„Da sprach's so sanft in meiner Brust: du müßtest wohl nach Hause gegangen sein, und den Weg machte ich gewiß in einer Viertelstunde. Ich öffnete, ich suchte in jedem Raum, und dann erinnerte ich mich erst, daß ich ja allein den Schlüssel hatte; du hättest ja nicht hineinkommen können. — Arne, diese Nacht hab ich auf der Landstraße gesucht, auf beiden Seiten, ich durfte ja nicht zum Felsenabgrunde gehen — — — — — — Ich weiß nicht, wie ich hierher gekommen bin, es ist Keiner, der mir geholfen hätte, aber siehst du, war's nicht Gott selbst, der mir's eingab, du müßtest hier sein?!" Sie drückte ihn lange fest an sich.

Er bemühte sich sie zu beruhigen. „Arne, du trinkst wohl nicht öfter Branntwein?" — „Nein, deß kannst du gewiß sein." — „Sie waren wohl bös gegen dich? waren sie bös gegen dich?" — „Ach nein, ich war feig;" er legte Nachdruck auf das Wort. — „Ich begreife nicht, wie sie dir weh thun mögen. Aber was thaten sie dir? — niemals sagst du mir etwas", und sie weinte wieder. — „Du sagst mir ja auch nie etwas", sagte Arne sanft. — „Die größte Schuld liegt doch an dir, Arne; ich hab' mich so gewöhnt zu schweigen, ich, schon von deinem Vater her, daß du mir hättest etwas auf den Weg helfen sollen! — Herr mein Gott, wir haben ja nur uns allein, wir beide; und wir haben doch so wenig miteinander." — „Laß uns sehen, ob es nicht besser gehen will", flüsterte der Jüngling. —

— — „Nächsten Sonntag will ich dir die Predigt vorlesen." — „Gott segne dich dafür." — —

— „Du, Arne?" — „Nun?" — „Ich hab' etwas, was ich dir sagen sollte." — „Sag' es, Mutter." — „Ich habe schwere Sünde zu tragen um dich; ich hab' etwas Unrechtes gethan." — „Du, Mutter?" — „Ja, ich habe wirklich; und doch konnt' ich nicht anders. — Arne, du mußt mir's verzeihen." — „Ach, du hast mir gewiß nie Unrecht zugefügt." — „Doch, doch — — — — Gott weiß es: es geschah nur, weil ich sehr viel von dir hielt. Aber, du sollst mir's verzeihen, hörst du?" — „Ja, ich will dir verzeihen." „Und dann sag' ich dir's ein ander Mal — — — — aber du mußt mir's wirklich verzeihen!" — „Ja, ja, Mutter!" — „Siehst du, es ist wohl daher gekommen, daß mir's so schwer wurde, dich anzureden; ich hab' mich an dir versündigt." — „Mein Gott, sprich doch nicht so, Mutter!" — „Nun bin ich froh, daß ich so viel von dir hörte." — „Wir wollen mehr zusammen sprechen, Mutter, wir beide." — „Ja, das wollen wir, — und dann lies't du mir ja die Predigt vor?" — „Ja, das thu' ich." — „Armer Arne! Gott segne dich!" — „Ich glaub', es ist am besten, daß wir beide nach Hause wandern." — „Du siehst dich so sonderbar um, Mutter?" — „Ja; dein Vater hat auf dieser Diele gelegen und geweint." — „Mein Vater?" fragte Arne und wurde leichenblaß. „Armer Niels! es war an dem Tage, als du getauft wurdest!"

„Du siehst dich so sonderbar um, Arne?"

Siebentes Kapitel.

Es war so ein heller Sonnenschein,
Ich konnte nicht bleiben drinnen;
Ich schlendert' zum Wald, legt' in's Moos mich hinein,
Zu träumen so süß und zu sinnen.
Doch da kroch die Ameis', stach die Mück',
Und Bremse und Wespe störten mein Glück.

„Lieber, willst du nicht in dem schönen Wetter in's Freie?" — sagte die Mutter, — sie saß und sang im Schwahle.

Es war so ein prächtiger Sonnenschein,
Nichts hielt mich länger drinnen;
Ich schlendert' zur Wies', legt' in's Gras mich hinein,
Sang laut, weß ich konnt' mich entsinnen.
Da kamen Schlangen, drei Ellen lang,
Zu sonnen sich dort, und — davon ich sprang!

„In solchem gesegneten Wetter können wir baarfuß gehen", sagte die Mutter und zog ihre Schuhe aus.

Es war so ein prächtiger Sonnenschein,
Ich konnte nicht bleiben drinnen;
Ich ging an die Elv, legt' in's Boot mich hinein,
Und ließ mit dem Boote sie rinnen.
Doch die Sonne stach, daß die Nas' mir verbrannt,
„'s hat Alles sein Maß", ich rudert' an's Land.

„Nun sind wohl die Tage da, wo wir das Heu trocken bekommen!" — sagte die Mutter, und schlug mit dem Rechen darauf.

Es war so ein prächtiger Sonnenschein,
Ich konnte nicht bleiben drinnen;
Ich kroch in's Gebüsch, „ei, hier ist's fein!"
Konnt' mich in der Kühle besinnen.
Da tanzt mir 'ne Spinne herab auf die Nas',
Ich schrie und sprang fort, ja, der Tanz ist kein Spaß!

„Ja, scheint die Sonne nicht heute, so scheint sie nie", sagte die Mutter. —

Es war so ein heller Sonnenschein,
Ich konnte nicht sitzen drinnen;
Ich stürzt' in den Wasserfall mich hinein,
Da fänd' ich wohl Frieden tief innen.
Als die Sonne schien, ertrank ich bei Licht,
Doch, schrieb ich dies Lied, ei, so bin ich's ja nicht. —

„Nur drei solche Sonnenscheinstage und Alles ist unter Dach", sagte die Mutter, — sie ging, um sein Bett zu machen. —

Arne hatte als Kind nicht viel auf Märchen gegeben; er hatte am liebsten die garstigen Lieder vor dem Vater gesungen. Jetzt, als erwachsener Mensch sehnte er sich nach Märchen und diese zogen Volkssagen und Kämpeweisen nach sich. Daneben las er Predigten und geistliche Bücher, und in dieser Zeit war er sanft und sehr umgänglich, aber sein Gemüth wurde von seltsamer Sehnsucht ergriffen; er machte keine Lieder, aber er ging viel allein und wußte nicht recht, was ihm im Sinne lag.

Es gab viele Orte in der Gegend, die ihm jetzt so schön schienen und die er früher nicht bemerkt hatte. In der Zeit, als er mit seinen Kameraden zur Konfirmation ging, hatten sie oft an einem großen Wasser unterhalb des Predigerhofes gespielt, welches der Schwarze See genannt wurde, weil er so tief und schwarz drunten lag. An dieses Wasser mußt' er nun immer denken, und eines Abends stieg er dort hinab.

Er setzte sich hinter einen Busch, dicht unterhalb des Predigerhauses; dieses lag an einem sehr steilen Berge, welcher weiter hinauf in einem Gletscher endete; ebenso war es an dem andern Ufer, und deshalb fiel ein großer Schlagschatten von beiden Seiten über das Wasser; aber in der Mitte war ein prächtiger Silberstreifen. Alles lag in süßer Ruhe, die Sonne war nahe dem Untergange, es tönte wie Glockengeläute von dem entgegengesetzten Ufer, aber sonst war Alles still. Arne sah nicht hinüber, sondern auf den Grund des Wassers hinab, weil die Sonne etwas gebrochen Rothes darüber sprengte, kurz vor ihrem Sinken. Die Felsen hatten sich darinnen zur Seite gebeugt, so daß ein langes, tiefliegendes Thal dazwischen lag und gegen dieses

schlug das Wasser empor. Aber es sah aus, als ob die Felsen gegeneinander sich beugten, um das dazwischen liegende Thal wie eine Schaukel zwischen sich zu nehmen. Hof bei Hof lagen im Thale, der Rauch stieg empor und verzog sich, die Felder grünten und dampften, Boote legten an's Land, geladen mit Heu. Er sah viele Leute hin- und hergehen, konnte aber kein Geräusch hören. Das Auge wandte sich davon ab, hin nach dem Strande, wo nur Gottes dunkler Urwald emporstieg. Durch denselben, längs dem Wasser, hatte der Mensch sich einen Weg gleichsam mit dem Finger gezeichnet; denn ein sich schlängelnder Staubstreifen zog sich gerade hindurch. Er folgte demselben mit seinem Blicke bis gerade dem Punkte gegenüber, wo er saß; da hörte der Wald auf, der Felsen gab mehr Oeffnung und sogleich lag dort wieder Hof bei Hof. Das waren noch größere Häuser, als die im Grunde, rothgemalt, mit höheren Fenstern, welche in der Sonne glühten. Da lag noch starkes Sonnenlicht auf Wiese und Feld, das kleinste Kind, welches dort spielte, zeigte sich so deutlich, blendend weißer Sand lag trocken am Wasser und in demselben hüpften Knaben mit einigen Hunden. Aber auf einmal war das Ganze sonnverlassen und ernst, die Häuser dunkelroth, die Wiese schwarzgrün, der Sand grauweiß, die Kinder kleine Klumpen, ein Nebelstreif war über dem Felsen emporgestiegen und hatte die Sonne verdüstert. Arne ließ den Blick in's Wasser niedertauchen und fand dort Alles wieder! Die Felder lagen und wiegten sich, der Wald trat schweigend hinzu, die Häuser standen und blickten nieder, die Thüren standen offen und Kinder gingen ein und aus.

„Laßt uns hier sitzen, bis deine Mutter nachkommt; die Predigerfrau wird wohl auch einmal fertig." — Arne fuhr erschrocken empor; es hatte Jemand dicht hinter ihm gesessen. „Aber ich möchte hier nur noch bleiben diese eine Nacht!" sagte eine flehende, von Weinen erstickte Stimme; sie mußte einem noch nicht völlig erwachsenen Mädchen gehören. „Wein' doch nicht mehr, es ist häßlich, zu weinen, weil du zurück zu deiner Mutter sollst." Es war eine sanfte Stimme, welche langsam sprach und einem Manne gehörte. „Nicht darum weine ich." — „Weshalb weinst

du denn?" — „Weil ich nicht länger zusammenbleiben kann mit Mathilde."

So hieß des Predigers einzige Tochter, und nun fiel es Arne ein, daß ein Bauermädchen mit ihr erzogen war. „Es konnte ja doch nicht ewig währen." — „Ja, aber einen einzigen Tag nur noch, Lieber!" und sie fing an zu schluchzen. — „Am besten ist es, daß du jetzt wieder nach Hause kommst; — vielleicht ist es schon zu spät." — „Zu spät! Weshalb das? Hast du das gehört?" — „Du bist ein Bauernkind und sollst Bäuerin bleiben; wir haben nicht Rath dazu, eine Staatspuppe zu unterhalten." — „Ich könnte ja doch auch Bäuerin bleiben, wenn ich dabliebe." — „Du sprichst, wie du's verstehst." — „Ich hab' ja stets nur Bauernkleider getragen." — „Darauf kommt's allein nicht an." — „Ich habe gesponnen, gewebt und gekocht." — „Auch das ist nicht genug." — „Ich spreche ganz wie du und die Mutter." — „Auch darin liegt's nicht." — „Ja, so weiß ich nicht, worin es dann liegt", sagte das Mädchen und lachte. „Es wird sich zeigen; — schon fürcht' ich, daß du zuviel Ideen im Kopfe hast." — „Ideen, Ideen, das sagst du immer; ich hab' aber keine Ideen", sie weinte wieder. — „Ach, du bist ein Maulaffe." — „Das hat der Prediger nie gesagt." — „Nein, nun sag' ich es aber." — „Ein Maulaffe! hast du je so etwas gehört? ich will kein Maulaffe sein, nichts will ich sein." — „Nun ja, so sei nichts." Jetzt lachte das Mädchen wieder. Nach einer Weile sagte sie ernst: „Es ist nicht recht von dir, daß du sagst, ich sei nichts." — „Lieber Gott, wenn du selbst nichts sein willst." — „Nein, ich will auch nicht nichts sein!" — „Gut, dann sei Alles." — Das Mädchen lachte wieder. Eine Weile darauf mit trauriger Stimme: „So hat mich der Prediger nie geneckt." — „Nein, aber er machte dich zu einer kleinen Närrin." — „Der Prediger? so fein hast du mich nie behandelt, wie er." — „Das fehlte auch noch, daß ich's thäte." — „Saure Milch kann nie süß werden." — „Doch, wenn man sie zu Käse kocht." Hier brach das Mädchen in lautes Lachen aus. „Dort kommt deine Mutter." Nun wurde sie wieder ernsthaft.

„Ein so redseliges Frauenzimmer als die Predigersfrau hab' ich mein Lebzeit nicht getroffen", kam jetzt eine helle, klingende

Stimme hinzu. „Spute dich nun, Bärd, steh' auf und setz' das Boot aus; wir kommen heut Nacht nicht heim. — Die Frau wollte, ich sollte aufpassen, daß Eli stets trockene Füße habe. Darauf mag sie selbst Acht geben! Jeden Morgen eine Tour machen wegen der Bleichsucht! Bleichsucht hin und Bleichsucht her! — Steh' nur auf, Bärd, und setz' das Boot aus; ich muß heut Abend noch Brod backen!" — „Der Koffer ist ja noch nicht gekommen", sagte er und blieb liegen. — „Aber der Koffer soll auch nicht kommen, er soll da bleiben bis zum nächsten Sonntag. Hörst du, Eli? Auf mit dir! nimm dein Bündel und komm'. Steh' auf, Bärd!" — Sie eilte hinweg, das Mädchen hinterher. „Komm' doch nun, aber komm' doch nun endlich!" klang es aus der Tiefe. — „Ich warte auf den Koffer." — „Aber, Lieber, Gott segne dich, ich habe ja gesagt, daß er nicht mit soll." — „Dort kommt er ja", sagte Bärd. Und sie hörten Wagengerassel. — „Aber ich hab' ja gesagt, er solle bleiben bis zum nächsten Sonntage." — „Ich hab' aber gesagt, er solle mit." — Die Frau ohne Weiteres wieder hinauf, dem Wagen entgegen, trug ein Päckchen, brachte auch andere kleine Sachen hinab in's Boot. Da erhob sich endlich auch Bärd, trat an den Wagen und nahm den Koffer allein.

Aber hinter dem Wagen her kam ein Mädchen gelaufen, mit Strohhut und fliegendem Haar; es war die Predigerstochter. „Eli! Eli!" rief sie schon in weiter Ferne; „Mathilde, Mathilde", wurde geantwortet und Eli ihr entgegen. Sie trafen auf dem Hügel zusammen, sie umarmten einander und weinten. Da nahm Mathilde etwas auf, was sie in's Gras niedergesetzt hatte; es war ein Vogelbauer. „Du sollst den Narifaß haben, Mutter wollte es auch. Ja, ja, du sollst ihn haben! — und dann sollst du an mich denken — und recht oft, recht sehr oft zu mir hinüber rudern!" Und sie weinten beide sehr heftig. „Eli, komm' nun, Eli! steh' nicht dort!" klang es aus der Tiefe. „Aber ich, ich will mit", sagte Mathilde, „ich will mit hinüber und diese Nacht bei dir schlafen!" — „Ja, ja, ja!" — und den Arm um der Andern Hals geschlungen ging's nun an's Ufer hinab. Nach einer Weile sah Arne das Boot weiter auf den See hinausgleiten, Eli stand

hoch im Hintersteven und winkte mit dem Vogelbauer; Mathilde saß nieder am Ufer und weinte.

Sie blieb dort sitzen, so lang das Boot auf dem Wasser war; es war nur eine kurze Strecke zu den rothen Häusern hinüber, wie vorhin erzählt ist, und Arne blieb auch sitzen. Er folgte dem Boote gleich ihr. Es kam bald in das Schwarze hinein und er wartete, bis es das Ufer erreichte; da sah er sie im Wasser; in diesem folgte er ihnen nach den Häusern hinauf, es war gerade das schönste von allen. Er sah die Mutter zuerst hineingehen, dann den Vater mit dem Koffer, und dann die Tochter, so weit er sie an der Größe unterscheiden konnte. Nach einer Weile kam die Tochter wieder heraus und setzte sich vor die Thür, wahrscheinlich, um noch einmal hinüberzusehen in dem Augenblick, wo die Sonne ihren letzten Strahl aussandte. Aber die Predigertochter war bereits gegangen, und er war es allein, welcher nun dasaß und sie im Wasser sah. Ob sie mich wohl sieht? dachte Arne. — —

Er stand auf und ging; die Sonne war untergegangen, aber der Himmel hell und klarblau, so wie die Sommernacht ihn hat. Der Dampf des Wassers und Landes zog sich über die Berge hinauf, aber die Gipfel waren frei und blickten nach einander hinüber. Er ging bergaufwärts, das Wasser wurde schwärzer und tiefer und gleichsam dichter. Das Thal drinnen im Grunde wurde kürzer und zog sich mehr gegen das Wasser, die Felsen standen näher vor Augen und gingen gleichsam zu einem Klumpen zusammen; denn das Sonnenlicht trennt. Der Himmel selbst kam weiter hinab und Alles wurde freundlich und traulich.

Achtes Kapitel.

Klein Venevil hüpfte mit leichtem Sinn
Zum Geliebten hin.
Sie sang, daß es klang über's Kirchendach:
„Guten Tag, guten Tag!"
Und alle die Vögelein sangen's ihr nach:
Auf Sankte Hans
Gibt's Jubel und Tanz!
Doch weiß ich nicht, ob sie flocht ihren Kranz!

Sie flicht ihm den Kranz aus Blaublümelein: „Schau!
Meiner Augen Blau."
Er nahm ihn, verwarf ihn, nahm ihn wieder geschwind:
„Leb' wohl, mein Kind!"
Und jauchzt, als er sprengt über's Feld wie der Wind!
Auf Sankte Hans &c.

Sie flicht ihm noch einen so hell und so klar:
„Mein blondes Haar!"
Sie bindet, und bietet zur günstigen Stund'
Ihren rothen Mund.
Er lächelt, ward roth und besiegelt den Bund.
Auf Sankte Hans &c.

Sie flicht einen weißen wie Lilienband:
„Meine rechte Hand!"
„Noch einen, in Liebe blutroth, sieh' ihn hier,
Auch die Linke sei dir!"
Er nahm sie und glühte: „Wie lieb bist du mir!"
Auf Sankte Hans &c.

Von allen Arten viel Kränze sie flicht:
„Verschmäh' sie nicht!"
Sie pflücket, sie windet und weinet dazu:
„Nimm alle du!"
Er schwieg und er nahm sie, doch hatt' er nicht Ruh!
Auf Sankte Hans &c.

Sie flocht einen großen, von Grün so ganz:
„Mein Jungfernkranz!"
Sie flicht, daß die Finger ganz blau ihr sind:
„Setz' ihn auf, mein Kind!"
Doch als sie sich wendet, war er weg wie der Wind.
Auf Sankte Hans 2c.

Sie flocht, daß die Augen verloren den Glanz
An dem Jungfernkranz.
Doch ach, es war lange nach Sankte Hans
Und Winter ganz.
Ach, sie windet fort, ohne Blumen und Kranz.
Auf Sankte Hans
Gibt's Jubel und Tanz!
Doch weiß ich nicht, ob sie flocht ihren Kranz.

Arne war in der letzteren Zeit heiterer zu Hause gewesen und später war er es auch, wenn er unter den Leuten war. Aber je mehr sein Umgang mit den Leuten zunahm, desto mehr wuchs auch die Reiselust in seinem Innern. Wenn er einmal recht heiter gewesen war, so wurde er hinterher nur noch ernster und dichtete an seinem Liede: „Ueber die hohen Fjällen!", welches er nun wohl zum zwanzigsten Male veränderte. Er dachte an Christian, der ihn so ganz vergessen, und ihm nicht einen einzigen Brief, wie er's doch versprochen, geschickt hatte. Einmal erwachte die Erinnerung an Christian mit solcher Stärke, daß er sich vergaß und der Mutter sein Gefühl mittheilte; sie wurde ganz stumm dabei, wandte sich ab und ging. —

Es wohnte in der Bygde ein alter lustiger Mann, welcher Einar Asen hieß. Er hatte, zwanzig Jahr alt, ein Bein gebrochen; seitdem ging er an einer Krücke, aber wo er auf der Krücke angehinkt kam, gab es stets Scherz und Kurzweil. Der Mann war reich, gab jedoch fast Alles, was er hatte, an Andere, doch so, daß es Wenige erfuhren. Ein großes Nußholz lag auf seinem Grund und Boden, und an einem schönen Herbsttage pflegte er eine Schaar junger Mädchen zum Nüssepflücken einzuladen. Da gab's eine ausgezeichnete Bewirthung am Tage und Tanz am Abend. Bei den meisten dieser Mädchen hatte er Gevatter gestanden; denn

er stand Gevatter bei der halben Bygde; alle Kinder nannten ihn „Pathe" und nach ihnen die ganze Bygde. — „Pathe" und Arne kannten einander recht gut, und „Pathe" konnte ihn gut leiden um seiner Lieder willen. Natürlich bat er ihn mit zum Nußfeste. Arne dankte, er war nicht gewohnt mit jungen Mädchen zu verkehren: „Ei so mußt du's lernen", antwortete Pathe.

Arne erschien denn auch und war fast der einzige Mann unter den vielen Mädchen. Sie machten ein Leben, wie er's sein Tage nicht gesehen hatte, und das, was ihn am meisten wunderte, war, daß sie über nichts und wieder nichts lachen konnten; wenn drei lachten, so lachten fünf, blos weil's die drei thaten. Sie betrugen sich alle, als wenn sie jeden Tag so zusammenlebten, und doch waren manche da, die sich vor diesem Tage nie gesehen hatten. Wenn sie den Zweig, nach dem sie emporhüpften, erfaßten, so lachten sie, und wenn's mißglückte, so lachten sie auch. Wenn sie keine Nüsse fanden, so lachten sie, und wenn sie welche fanden, so lachten sie auch. Sie schlugen sich um den Nußhaken; die, welche ihn eroberten, lachten, und die, welchen er entrissen wurde, lachten ebenfalls. Der „Pathe" hinkte hinterher mit der Krücke und neckte sie auf alle Weise. Die, welche er ergriff, lachten, weil er sie ergriff, und die, welche er nicht einholen konnte, lachten, weil sie frei blieben. Aber Alle lachten über Arne, weil er so ernsthaft war, und als er endlich auch lachen mußte, lachten sie, weil er nun nicht mehr ernsthaft war.

Sie setzten sich zuletzt auf eine Anhöhe, der Pathe in der Mitte und alle Mädchen umher. Sie konnten weit sehen, die Sonne stach, aber sie kehrten sich nicht daran, warfen Nußhülsen und Schalen nach einander, knackten Nüsse und reichten dem Pathen die Kerne. Der Pathe fuhr fort, sie zu necken und schlug um sich mit seiner Krücke, so viel er konnte; dann rief er sie herbei, daß sie etwas womöglich recht Interessantes erzählen sollten. Allein sie zum Erzählen von Geschichten zu bringen, schien schwieriger, als einen losen Wagen in seiner Fahrt bergab zu hemmen. Aber der Pathe begann nun selbst; die meisten wollten nicht zuhören, weil sie seine Geschichten schon kannten; aber zuletzt wurden sie doch alle stille. Und eh' sie es selbst wußten, saßen sie mitten drinn und er-

zählten aus Leibeskräften. Es wunderte Arne sehr, daß ihre Geschichten jetzt ebenso ernst waren, als sie vorhin Scherz und Lärm gemacht hatten. Die meisten handelten von Liebesverhältnissen.

„Aber du Asa hast eine hübsche Geschichte, das weiß ich vom vorigen Jahr", sagte der Pathe und wandte sich an eine dicke Dirne mit einem Vollmondsgesicht; sie war gerade beschäftigt, das Haar einer jüngern Schwester, deren Kopf in ihrem Schooße lag, zu flechten. „Die dürften auch Andere kennen", antwortete sie. „Erzähle sie doch", baten diese. „Ich mag mich nicht bitten lassen", antwortete sie und erzählte, während sie flocht:

„Es war einmal ein Jüngling, welcher das Vieh weidete, und er trieb gern die Heerde nach einer breiten Elv hinauf. Wenn er höher in's Gebirge hinauf kam, war da ein Felsen, welcher so weit überhing, daß man von dort nach der andern Seite hinüber rufen konnte. An dieser Seite aber weidete eine Dirne das Vieh, die er den ganzen Tag vor Augen hatte, ohne zu ihr kommen zu können.

> Wie heißet die Maid, die mein Aug' erblickt,
> Die bläset das Horn und die Strümpfe strickt?

„So fragte er oft hinüber und endlich eines Tages erhielt er eine Antwort:

> Mein Name schwimmt wie die Ent' auf dem Teich,
> Du Bursch mit dem Fellhut komm' zu mir sogleich.

„Das aber machte den Jüngling nicht klüger und deshalb dacht' er, er wolle sich nun nicht mehr um sie kümmern. Das aber ließ sich so leicht nicht machen; denn er konnte die Heerde treiben wohin er wollte, es führte ihn doch immer zurück zu dem Felsen. Das machte den Burschen zuletzt ganz ängstlich, und er rief:

> Sag' an, wo du wohnst mit den Eltern, sogleich,
> Ich sah dich noch nie auf dem Kirchensteig.

„Der Jüngling war nämlich nahe daran, zu glauben, es sei eine Waldfee.

Mein Vater ertrank und mein Haus ist verbrannt,
Den Pfad zur Kirche ich nimmer noch fand.'

„Auch das machte den Buben nicht klüger. Tags saß er auf dem Felsen, Nachts träumte er, daß sie ihn umtanzte und ihn mit einem großen Kuhschweife schlüge, wenn er sie ergreifen wollte. Er konnte bald nicht mehr schlafen, arbeiten ebenso wenig, am Ende wurde er ganz elend.

Und bist du keine Fee, o, so laß dich erweichen;
Und bist du kein Mädchen, so gib mir ein Zeichen.

„Allein sie gab kein Zeichen und so schien es also gewiß, daß es eine Fee sei. Er hörte auf das Vieh zu weiden, aber dadurch wurde ihm nicht besser; denn wo er auch war, und was er auch vornahm, so mußte er an die schöne Fee denken, welche auf dem Horn blies. An einem Mondscheinabend, die Andern schliefen, hielt er's nicht länger aus und schlich sich in den Wald hinaus, welcher im Grunde dunkel war, aber licht über den Wipfeln. Er setzte sich auf den Felsen:

Hervor, süße Fee, daß mein Auge dich seh',
Denn ohne dich fühl' ich das bitterste Weh!

„Der Jüngling spähte nach allen Seiten; allein sie kam nicht zum Vorschein; plötzlich ging sie dicht hinter ihm; er kehrte sich um, da war es ein großer Bär, welcher sich ihm lauernd näherte, sich auf die Hinterbeine setzte und ihn anblickte.

„Aber der Jüngling ergriff die Flucht, sprang den Felsen hinunter, lief durch den Wald, ohne sich umzusehen, ob der Bär hinter ihm sei. Erst als er in seinem Bette lag, sah er sich um.

„Der gehörte wohl zu ihrer Heerde, dachte der Jüngling; es kann nichts nützen, wieder dorthin zu gehen. Und er that es auch nicht.

„Als er nun eines Tages Holz haute, kam eine Dirne über den Hof, welche der Fee auf ein Haar glich. Als sie aber näher kam, war sie es doch nicht. Er grübelte lange darüber; da kam die Dirne zurück; und in der Ferne war es die Fee und er lief grade auf sie zu. Aber als er in ihre Nähe kam, war sie es wieder nicht.

„Später durfte der Jüngling in der Kirche sein, auf dem Tanzgelage oder bei andern Festen, wo er wollte, — die Dirne war auch da; wenn sie fern stand, war's die Fee, wenn er näher trat, war's eine andere; er fragte sie, ob sie's sei, oder ob sie's nicht sei; sie lachte ihn aus. Man kann ebenso gut hineinspringen als kriechen, dachte der Jüngling und heiratete sie.

„Als dies geschehen war, gefiel sie ihm nicht mehr. Fern von ihr sehnte er sich nach ihr, aber in ihrer Gegenwart sehnte er sich nach einer, die er nicht sah. Deshalb behandelte er seine Frau bald schlecht; sie ertrug ihr Leid und schwieg.

„Eines Tages, als er nach den Pferden suchte, kam er auf den Felsen. Er setzte sich nieder und rief:

Du spielst mir im Sinne wie Mondesschimmer
Und brennst doch, weit von mir, wie Irrlichtgeflimmer.

„Dem Burschen that es wohl, dort zu sitzen, und später ging er dahin, so oft es zu Hause übel stand. Die Frau weinte, wenn er gegangen.

„Aber als er eines Tages dort saß, sah er die Fee, wie sie leibte und lebte, auf der andern Seite und auf dem Horn blasen!

Ach bist du es wirklich, wie schön und wie fein!
Ach blas' noch ein wenig, ich sitz' hier und wein'.

„Da antwortete sie:

Ich blas' dir die Träume fort mit dem Horn,
Daheim auf den Feldern schon reift ja das Korn.

„Nun ergriff den Burschen Furcht und er eilte nach Hause. Es dauerte nicht lange, so war er seines Weibes schon wieder überdrüssig, mußte zu Walde und setzte sich auf den Felsen. Da sang's ihm entgegen:

Ich träumte, du kämest; nun kommst du zu mir?
Nein, nicht dort drüben, ich steh' ja bei dir.

„Der Jüngling fuhr empor, sah sich um und da schlüpfte ein grünes Ding fort in die Büsche hinein. Er hinterher. Nun ging's an ein Jagen durch alle Wälder. So schnell zu Fuße, als die Fee war, konnte kein Mensch sein; er warf ihr einmal nach dem

andern sein Messer nach, sie lief gleich schnell. Aber am Ende wurde sie doch müde, das sah der Bursche an ihren Fußtapfen; aber er sah auch an ihrer ganzen Gestalt, daß es die Fee war und Niemand anders. Diesmal sollst du mir nicht entwischen, dachte der Bursche, und stürzte plötzlich so heftig auf sie zu, daß sowohl er, als die Fee, hohe Berge hinunterrollten, eh' sie wieder zum Stehen kamen. Da lachte die Fee, daß es dem Burschen vorkam, als ob es im Gebirge sänge, er nahm sie auf den Schooß und fand sie so schön, daß er sein Lebtag nichts Aehnliches gesehen hatte; sie war ganz so, als er meinte, daß seine Frau sein müsse. O nein doch, wer bist du, daß du so schön sein kannst? fragte der Bursche und streichelte sie; ihre Wangen glühten. Ich bin deine Frau, sagte sie.“ —

Die Mädchen lachten und machten sich über den Burschen lustig. Aber der Pathe fragte Arne, ob er genau aufgemerkt habe.

— „Nein, nun will ich etwas erzählen“, sagte eine Kleine mit einem kleinen runden Gesicht und einer kleinen Nase.

„Es war 'mal ein kleiner Bursche, der wollte so gern ein kleines Mädchen freien; erwachsen waren sie beide, aber doch ganz besonders klein.

„Und der Bursche konnte gar nicht zum Freien kommen. Er näherte sich ihr in der Kirche, allein sie sprachen nur über das Wetter; er forderte sie oft zum Tanze auf und tanzte sie fast zu Tode, aber zu einer Erklärung konnt' er nicht kommen. Du mußt schreiben lernen, dann brauchst ja nicht zu reden, sagt' er zu sich selbst; und so that er denn auch, seine Hand schien ihm aber immer noch nicht schön genug und deshalb schrieb er ein ganzes Jahr, eh' er an seinen Freiersbrief denken konnte. Als er endlich so weit kam, handelte es sich darum, ihn ihr zu geben, ohne daß es Jemand sah. Endlich traf es sich, daß sie hinter der Kirche allein standen. Ich hab' einen Brief für dich, sagte der Bursche. So, ei, aber ich kann nichts Geschriebenes lesen, antwortete das Mädchen.

„Und so stand der Bursch da.

„Da trat er aber in Dienst bei dem Vater des Mädchens und war stets in ihrer Nähe, so lang der Tag war. Einmal war

er nahe daran sich zu erklären; er hatte den Mund schon geöffnet, aber zum Unglück flog eine große Fliege hinein. — Wenn mir nur Keiner sie vor der Nase wegschnappt, dachte der Bursche. Aber es kam Keiner, eben weil sie so klein war.

„Am Ende kam aber doch Einer, der ebenso klein war. Der Bursch merkte nun wohl, was er wollte. Als beide nach dem Zimmer gingen, schaute der Bursch durch's Schlüsselloch. Da hörte er, wie der drinnen um sie freite: Jöye, Dorsch, der ich war, daß ich immer noch wartete! dachte der Bursch. Der drinnen küßte die Dirne gerade mitten auf den Mund. — — Das schmeckte gewiß gut, dachte der Bursche. Aber der drinnen setzte sie nun auf seinen Schooß; was das für eine Welt ist, in der wir leben! sagte der Bursche und fing an zu weinen. Das hatte das Mädchen gehört, sie öffnete die Thür und rief: Was willst du von mir, du garstiger Mensch, daß ich nie vor dir im Frieden leben kann. — Ich? — ach ich wollt' dich blos bitten, ob ich nicht dein — Brautjunker sein dürfte. — Nein, das soll mein Bruder sein, antwortete das Mädchen und warf die Thüre zu. —

„So stand er wieder da."

Die Mädchen lachten alle sehr über diese Geschichte und warfen sich mit Nußhülsen. Der Pathe wollte nun, daß Eli Böen erzählen sollte. — „Was denn das sein sollte?" — Ja, sie sollte erzählen, was sie ihm, als er sie das letzte Mal besucht hatte und die neuen Strumpfbänder von ihr geschenkt bekam, auf dem Berge erzählt hatte. Es dauerte lange, ehe Eli sich dazu entschloß, sie mußte immerfort lachen, allein endlich hob sie an:

„Ein Mädchen und ein Bube gingen zusammen auf einem Wege: Ei sieh die Drossel dort, welche uns folgt, sagte das Mädchen. Mir folgt sie, sagte der Bub; warum nicht mir ebenso gut? sagte das Mädchen. Das wollen wir bald erfahren, meinte der Bub; geh' du den Weg hier unten, so geh' ich den andern dort oben, wir treffen uns dann auf der Höhe. Das thaten sie. — Folgte sie nun nicht mir? fragte das Mädchen, als sie wieder zusammentrafen. Ei, so müssen zwei da sein. Sie gingen wieder eine Strecke zusammen, aber nun war

doch nur eine da; der Bube meinte, sie flöge auf seiner Seite, aber das Mädchen auf ihrer. Ich mache mir wenig aus der Drossel, sagte der Bube, ich ebenso wenig, sagte das Mädchen.

„Als sie dies gesagt hatten, verschwand die Drossel plötzlich; sie verschwand auf deiner Seite, sagte der Bube; nein, danke sehr; ich sah deutlich, daß es auf deiner Seite war. — — Aber sieh dort! — da ist sie wieder gekommen! rief das Mädchen; ja, das ist auf meiner Seite, rief der Bube. Nun aber wurde das Mädchen bös; nein, glaubst du, daß ich länger mit dir gehen will? Eher mögen mich alle Plagen heimsuchen! und von nun an ging sie ihren eigenen Weg. — Da verschwand die Drossel den Blicken des Burschen und zwar so plötzlich, daß er einen Schrei ausstieß. Ist die Drossel bei dir? rief der Bube. Nein; ist sie nicht bei dir? fragte das Mädchen. — „Ach nein; du mußt wieder zu mir kommen, dann erscheint sie vielleicht wieder." Darauf ging das Mädchen wieder zu ihm, sie nahmen einander bei der Hand und gingen zusammen. Kivitt, kivitt, kivitt! klang es an der Seite des Buben, kivitt, kivitt, kivitt, kivitt! an der Seite des Mädchens, kivitt, kivitt, kivitt, kivitt! endlich auf allen Seiten, und als sie sich umsahen, waren wohl Hunderttausendmillionen Drosseln da. Ei, wie schön! sagte das Mädchen und blickte zu dem Buben empor. Ach, Gott segne dich! sagte der Bube und streichelte dem Mädchen die Wange."

Diese Geschichte gefiel allen Mädchen außerordentlich.

Hierauf meinte der Pathe, daß sie erzählen sollten, was sie in der Nacht geträumt hätten, dann wollte er entscheiden, wessen Traum der schönste sei. „Erzählen, was wir geträumt, nein!" Und es gab Gelächter und Gekicher überall. Dann aber fing die Eine nach der Andern an zu behaupten, daß sie in der letzten Nacht den schönsten Traum gehabt habe, während andere behaupteten, so schön wie ihr Traum könne er jedenfalls nicht gewesen sein. Zuletzt bekamen sie alle Lust, ihre Träume zu erzählen. Aber laut könne es nicht geschehen, nur einem einzigen könne man dergleichen mittheilen, der Pathe dürfe nichts hören. Arne saß ganz still, etwas entfernt auf der Anhöhe, ihm meinten sie zuletzt wohl ihre Träume erzählen zu können.

Arne setzte sich unter einen Haselbusch und darauf trat die erste Erzählerin zu ihm hin und begann:

„Mir träumte, daß ich an einem großen Wasser stünde. Da sah ich Jemanden auf dem Wasser gehen, ich will ihn aber nicht nennen. Er stieg auf eine große Wasserlilie und sang. Aber ich trat auf eins der großen Blätter der Lilie, welche auf dem Wasser liegen und schwimmen; auf dem wollt' ich zu ihm hinüberrudern. Kaum aber war ich auf das Blatt getreten, als ich auch schon zu sinken begann, darüber erschrak ich sehr und fing an zu weinen. Da ruderte er auf seinem Blatte zu mir hin — hob mich zu sich auf den Schooß und ruderte fort über das Wasser. — War das nicht ein schöner Traum?"

Nun kam die Kleine, welche die kleine Geschichte erzählt hatte:

„Mir träumte, ich hätt' einen kleinen Vogel gefangen; darüber war ich so froh, daß ich ihn nicht aus der Hand lassen wollte, ehe ich im Zimmer war. Aber auch da konnt' ich ihn nicht fliegen lassen, weil Mutter und Vater mich dann gebeten hätten, ihn wieder herauszulassen. Deshalb ging ich mit ihm nach dem Boden hinauf, da aber war die Katze und lauerte, ich durfte ihn also auch da nicht aus der Hand lassen. Nun wußte ich keinen Rath mehr, sondern ging nach der Tenne; ach, da waren so viele Löcher, daß er leicht entschlüpfen konnte! Deshalb ging ich wieder in's Haus und da schien Einer zu stehen, den ich nicht nennen will. Er spielte mit einem großen, großen Hunde. Ich will lieber mit deinem kleinen Vogel spielen, sagt' er und kam zu mir hin. Ich aber lief hinweg, er und der Hund hinterher, ich lief rings um den ganzen Hof und kam endlich an die Schwahlthür, welche Mutter öffnete. Ich schlüpfte hinein und schloß geschwind zu. Aber draußen stand der Bursche und drückte das lachende Gesicht gegen das Fenster: Sieh, hier ist der Vogel! sagt' er — und denk' dir, er hatte den Vogel! — War das nicht ein schöner Traum?" —

Darauf kam die, welche von allen Drosseln erzählt hatte. Eli hatten sie sie genannt. Sie lachte so sehr und deshalb währte es so lang, ehe sie damit zu Stande kam. Endlich fing sie an:

„Ich hatte mich so sehr gefreut, heute hierher zum Nußpflücken zu kommen, und deshalb träumte ich diese Nacht, daß ich hier auf

dem Berge säße. Die Sonne schien und ich hatte den ganzen Schooß voll von Nüssen. Aber da war ein kleines Eichhörnchen mit den Nüssen heruntergekommen und das saß in meinem Schooße auf den Hinterbeinen und knackte alle Nüsse. — War das nicht ein schöner Traum?"

Und noch mehr Träume wurden ihm erzählt; dann aber sollt' er entscheiden, welcher der schönste gewesen sei. Er mußte sich Bedenkzeit ausbitten. Der Pathe zog mittlerweile mit der ganzen Mädchenschaar den Hügel hinab nach dem Hofe.

Arne saß auf der Anhöhe und horchte dem Gesange der Fortziehenden. Die Sonne warf ihr Licht über die muntre Schaar, sie schimmerten in ihren weißen Hemdsärmeln, mitunter umfaßte die Eine die Andere, so tanzten sie über die Wiese, dann aber kam der Pathe mit der drohend geschwungenen Krücke, weil sie das Gras niedertrāten. Arne dachte nicht mehr an die Träume, er sah selbst nicht mehr die jungen Mädchen; seine Gedanken breiteten sich über das Thal wie die feinen Sonnenfäden, und er saß gleichsam und spann auf der Höhe. Ehe er's wußte, saß er in einem dichten Gewebe von Schwermuth; er sehnte sich hinaus in die Welt, wie nie zuvor. Er fragte sich selbst, weshalb er hier länger bleiben sollte; er hatte ja doch schon so lange gewartet! Und er nahm sich fest vor, mit der Mutter zu sprechen, wenn er nach Hause käme, möcht' es gehen wie es wolle!

Seine Gedanken wurden immer mächtiger und trieben ihn hinein in das Lied: „Ueber die hohen Fjällen." So beflügelt waren ihm nie zuvor die Worte vorgekommen, ebenso wenig hatten sie sich so richtig dem Maße gefügt; sie waren fast wie Mädchen, die in einem Kreise auf der Höhe saßen. Er hatte ein Stück Papier bei sich und schrieb nun auf seinem Knie. Und als das Lied fertig geschrieben war, erhob er sich wie von einer schweren Last befreit. Er wollte nicht unter Menschen, sondern schlug den Waldpfad nach Hause ein, obwohl er wußte, daß er dann die Nacht zu Hülfe nehmen müsse. Als er sich zum ersten Male auf dem Wege niedersetzte, um sich auszuruhen, wollt' er das Lied wieder hervornehmen und singen vom Berge hinaus über die Thäler und Bygden.

Aber er suchte vergebens, er hatte das Lied auf der Stelle liegen lassen, wo es gedichtet wurde. —

— Eins der Mädchen suchte ihn auf der Höhe, wo sie ihn verlassen; sie fand ihn selbst nicht, aber sein Gedicht.

Neuntes Kapitel.

Mit der Mutter zu reden war leichter gedacht als gethan. Er fing an von Christian zu sprechen und den Briefen, welche nie kamen; allein jedesmal verließ ihn die Mutter gleich und er meinte Tage lang nachher zu bemerken, daß sie geweint habe. Noch ein anderes Zeichen hatte er, welches ihren Gemüthszustand andeutete, nämlich, daß sie ganz besonders gutes Essen auf den Tisch brachte.

Eines Tages sollt' er in den Wald hinauf und Holz schlagen; der Wald grenzte an den des Predigers, der Weg dahin ging durch denselben, und gerade da, wo er arbeiten sollte, pflegten sie im Herbste Tütebeeren (eine Art rother, säuerlicher Beeren) zu pflücken. Arne hatte die Axt hingestellt, um seine Jacke auszuziehen, und wollte gerade mit der Arbeit anfangen, als zwei Mädchen mit Beer-Eimern gegangen kamen. Er pflegte sich lieber zu verstecken, als mit Mädchen zusammenzutreffen, und das that er auch jetzt.

„Nein, sieh' doch, welch eine Menge von Beeren! Eli, Eli!" — „Ei ja doch, Liebe, ich sehe sie ja!" — „Aber so geh' doch nicht weiter; hier sind ja viele Eimer voll!" — „Hör', hörtest du nichts rascheln im Gebüsch?" — „Ei, bist du toll!" sagte die Andere unsicher. Sie umfaßten sich darauf und standen lange still, kaum wagend Athem zu holen. „Es war gewiß nichts! Laß uns pflücken." — „Ja, das mein' ich auch." — Und darauf fingen sie an zu pflücken. — „Es war schön von dir, Eli, daß du heut zum Predigerhofe herüber kamst. — Hast du mir nichts zu er-

zählen?“ — „Ich bin beim Pathen gewesen.“ — „Das hast du mir erzählt; — aber weißt du nichts von ihm — du weißt wohl?“ — „Ei, ja!“ — „Ah, o, ist's wahr, Eli, schnell laß hören!“ — „Er ist wieder da gewesen!“ — „Nein wirklich?“ — „Ja, gewiß; sowohl Vater als Mutter thaten, als ob sie's nicht sähen, aber ich versteckte mich auf dem Boden.“ — „Mehr, mehr! suchte er dich dort?“ — „Ich glaub', Vater hatte ihm gesagt, wo ich sei; er ist stets so ungeschickt.“— „Und dann kam er? — Setz' dich, setz' dich hier neben mich! — Nun, er kam also?“ — „Ja, aber er sagte nicht viel, denn er war so blöde.“ — „Jedes Wort, jedes Wort! hörst du?“ — „Bist du bange vor mir? sagte er. — Weshalb sollt' ich das sein? — Du weißt, was ich von dir will, sagte er und setzte sich neben mich auf den Koffer.“ — „Neben dich!“ — „Und so umfaßte er mich.“ — „Umfaßte dich? bist du toll!“ — „Ich wollte mich losmachen, aber er hielt mich fest: Liebe Eli, sagte er — — —“ sie lachte und die Andere lachte auch — — — „Nun, nun?“ — „Willst du mein Weib sein? — ha ha ha!“ — „Ha ha ha!“ — Und dann beide: ha ha, ha ha! —

Endlich nahm auch das Lachen ein Ende, und darauf ward es lange still; dann fragte die Erste, aber leise: „du, — war es dir nicht wunderlich, als er dich umfaßte?“ —

Entweder antwortete die Andere nicht darauf, oder es war so leise, daß man's nicht hören konnte; vielleicht lächelte sie auch nur. Nach einer Weile fragte die Erste: „Sagte dein Vater oder deine Mutter nachher nichts?“ — „Vater kam hinauf und sah mich an, aber ich versteckte mich; denn er lachte, wenn er mich sah.“ — „Aber deine Mutter?“ — „Nein, sie sagte nichts; aber sie war weniger streng als sonst.“— „Ja, du mußtest dich wohl mit Gewalt befreien?“ — „Natürlich.“ — Dann wieder lange Stille.

„War's so ungefähr, als er dich umfaßte? — Nein so!“— „Ja, so; — so so.“ — — — „Du?“ — „Ja?“ — „Glaubst du, daß so mal Einer zu mir kommt?“ — „Ei, natürlich!“ — „Bist du toll! — a — i — Du, Eli? — Auch, daß er mich so umfassen wird?“ — sie versteckte den Kopf.

Nun gab's viel Gelächter, nachher Geflüster und Gekicher.

Die Mädchen entfernten sich bald; sie hatten weder die Art, die Jacke, noch Arne selbst gesehen und froh war er.

Einige Tage darauf setzte er den Opplands-Knud zum Hausmanne (Käthner) unter dem Hofe Kampen ein: „Du sollst nicht länger allein sein", sagte Arne.

Es machte sich so, daß Arne den Winter auf dem Predigerhofe zubrachte, wo er allerlei Tischlerarbeiten verrichtete. Dort waren auch beide Mädchen. Arne mußte, wenn er sie sah, stets daran denken, wer es wohl sei, der sich um Eli Böens Hand bewürbe.

Da traf es sich, daß er, als die beiden Mädchen irgendwohin fahren sollten, ihr Kutscher sein mußte; er hatte gute Ohren, allein er konnte doch nie hören, worüber sie sprachen; bisweilen wendete sich Mathilde mit einer Bemerkung an ihn; dann lachte Eli stets und steckte das Köpfchen weg. So fragte Mathilde auch, ob es wahr sei, daß er Verse machen könne. „Nein", sagte er schnell; da lachten beide, schwatzten und lachten. Nachher war er minder freundlich und that, als ob er sie nicht sähe.

Eines Tags saß er in der Gesindestube, während die Leute daselbst tanzten; Mathilde und Eli kamen beide dorthin, um zuzusehen. Sie stritten sich um etwas in der Ecke, wo sie standen, Eli wollte nicht, Mathilde dagegen wollte, und sie gewann. Darauf kamen beide zu ihm, verneigten sich und fragten, ob er tanzen könne. Er antwortete „nein", und darauf kehrten sie sich beide um, liefen fort und lachten. „Das ist doch auch ein ewiges Gelächter", dachte Arne und wurde ernsthaft. Aber der Prediger hatte einen kleinen, zwölfjährigen Pflegesohn, von dem Arne sehr viel hielt; von diesem Knaben lernte Arne das Tanzen, wenn Niemand zugegen war.

Eli hatte einen kleinen Bruder, der in gleichem Alter mit dem Pflegesohn des Predigers war. Die beiden waren Spielkameraden, und Arne machte Becher, Löffel und Vogelschlingen für sie, mit ihnen sprach er viel von ihren Schwestern, besonders von Eli. Eines Tages brachte Eli's Bruder die Nachricht oder Botschaft an ihn, daß er sein Haar nicht so unordentlich tragen möge. „Wer hat das gesagt?" — „Eli sagte es, aber sie verbot mir, sie zu ver-

rathen." — Einige Tage später schickte er ihr die Botschaft, daß sie ein bischen weniger lachen möge.

Einmal wollte der Knabe etwas haben, was Arne geschrieben. Arne gab ihm ein Blatt und dachte nicht weiter darüber nach. Einige Zeit darauf wollte der Knabe Arne mit der Nachricht erfreuen, daß beide Mädchen seine Hand so sehr schön fänden. „Haben sie sie denn schon gesehen?" — „Allerdings, das Blatt, um das ich dich bat, war für sie." — Arne bat nun die Knaben, ihm etwas zu bringen, was ihre Schwestern geschrieben hätten; sie thaten es. Arne verbesserte die Schreibfehler darin mit einem Zimmermannsbleistift; dann bat er den Knaben, es so hinzulegen, daß es leicht zu finden sei. Später fand er das Blatt in seiner eignen Tasche wieder; darunter war geschrieben: „Verbessert durch einen aufgeblasenen Gecken."

Tags darauf beendigte Arne seine Geschäfte auf dem Predigerhofe und reiste nach Hause. So sanft wie diesen Winter hatte die Mutter ihn seit der traurigen Zeit kurz nach des Vaters Tod nicht gesehen. Er las ihr die Predigt vor, begleitete sie zur Kirche und war sehr gefällig. Aber sie wußte recht gut, daß Alles nur dazu dienen sollte, ihm ihre Einwilligung zu erwirken, wenn der Frühling käme, fortzureisen. Da kam eines Tages ein Bote von Böen, ob er nicht dahin kommen wollte, um allerlei Arbeiten zu verfertigen.

Arne erschrak und antwortete ja, als ob er nicht weiter darüber dächte. Als der Bote gegangen, sagte die Mutter: „Du magst dich verwundern! von Böen?" — „Ist es denn so verwunderlich?" fragte Arne, sah sie aber nicht an. — „Von Böen!" rief die Mutter noch einmal. — „Nun, warum nicht ebenso gut von Böen als von einem andern Hofe?" er blickte ein wenig auf. — „Von Böen und Birgit Böen! — Bärd, der deinen Vater zum Krüppel schlug, und das um Birgits willen! — „Was sagst du?" rief nun auch Arne; „war das Bärd Böen?" —

Sohn und Mutter standen da und sahen einander an. Ein ganzes Leben trat zwischen ihnen empor, und einen Augenblick lang sahen sie den schwarzen Faden, welcher sich durch Alles hindurchzog. Sie sprachen später von des Vaters Glanzzeit, wo die

ältere Eli Böen selbst um ihn für ihre Tochter Birgit freite und von ihm einen Korb erhielt; sie sprachen Alles durch bis zu dem Punkte, wo Niels niederstürzte, und beide fanden, daß die geringere Schuld auf Seiten Bärd's liege. Allein er war's doch immer, der den Vater zu Schanden geschlagen, er war es.

— „Bin ich noch nicht fertig mit dem Vater", dachte Arne und beschloß in derselbigen Stunde zu gehen.

Als Arne, die Handsäge auf der Schulter, über das Eis auf Böen zuschritt, schien es ihm ein schönes Gehöft zu sein. Das Haus sah stets wie neugemalt aus; es fror ihn ein wenig, und vielleicht deshalb mocht' es ihm so warm scheinen. Er ging nicht gerad hinein; ging vielmehr um die Ecke, wo das Viehhaus lag; da stand eine Trift dickwolliger Schafe im Schnee und nagte die Rinde von einigen Birkenzweigen, ein Kettenhund fuhr hin und her vor der Scheunenthür und bellte, als ob der Teufel zu Hofe käme; wedelte jedoch mit dem Schweife und ließ sich streicheln, als Arne stillstand. Die Küchenthür an der oberen Seite des Hauses ging oft auf und Arne sah jedesmal dorthin, wenn es geschah; allein es war entweder eine Magd mit Milchbütten oder die Köchin, welche den Schafen etwas hinwarf. Auf der Tenne drosch man mit schweren Schlägen, links vor den Holzstapeln stand ein Knecht und haute Holz; es waren bedeutende Holzvorräthe auf dem Hofe. — Arne setzte die Handsäge von sich und trat in die Küche. Da lag weißer Sand auf dem Fußboden und kleingehackte Wachholderzweige waren darüber gestreut; von den Wänden herab blinkten kupferne Kessel, und Zinnteller und Steinzeug standen in Reihen. Sie kochten zu Mittag. Er bat, daß man Bärd seine Ankunft melden möge. „Geh' in die Stube!" sagte Eine und wies nach der Thür; er that es, es war keine gewöhnliche Klinke daran, sondern ein Handgriff von Messing; drinnen war es hell, die Wände gemalt, die Decke mit vielen Rosen, die Schränke roth mit dem Namen des Besitzers darauf, die Bettstelle ebenso, allein mit blauen Streifen am Rande. Im Hintergrunde am Ofen saß ein breitschulteriger Mann mit einem sanften Angesicht und langem, blondem Haar; er legte Reifen um einige Bütten; am langen Tische saß eine Frau, ein Käppchen auf dem Kopfe, mit dichtan-

schließenden Kleidern, hoch und schlank; sie theilte einen Haufen Korn in zwei Haufen. Außer diesen war Niemand mehr im Zimmer.

„Guten Tag und Gott segne die Arbeit!“ sagte Arne und nahm die Mütze ab. Beide sahen empor, der Mann lächelte und fragte, wer es sei: „der, welcher euch mit der Säge helfen soll.“— Der Mann lächelte noch mehr und sagte, indem er das Haupt hängen ließ und wieder mit seiner Arbeit begann: „Na, Arne Kampen.“ — „Arne Kampen?“ rief die Frau und starrte zu Boden. Der Mann blickte flüchtig auf, lächelte wieder: „der Sohn von Niels dem Schneider!“ Dann setzte er seine Arbeit fort.

Eine Weile darauf hatte die Frau sich erhoben, war nach der Hylde gegangen, hatte sich umgekehrt, war nach dem Schranke gegangen, wandte sich wieder um, und indem sie zuletzt in der Tischschublade herumsuchte, fragte sie, ohne aufzusehen: „Soll er hier arbeiten?“ — „Ja, das soll er“, sagte der Mann, ebenfalls ohne aufzusehen. „Es ist wohl Niemand, der dich zu sich bittet, um nichts zu thun, was?“ Er wandte sich gegen Arne. Dieser ging und setzte sich auf die Tischbank; die Frau ging hinaus, der Mann arbeitete, Arne fragte daher, ob er gleich mit der Arbeit beginnen könne. — „Wir können erst zu Mittag speisen.“

Die Frau kam nicht wieder herein; als sich die Küchenthür das nächste Mal öffnete, war es Eli, welche eintrat. Sie that zuerst, als ob sie Arne nicht sähe; als er aufstand, um zu ihr hin zu gehen, blieb sie plötzlich stehen und wandte sich halb zur Seite, um ihm die Hand zu geben; aber sie sah ihn nicht an. Sie wechselten ein paar Worte, der Vater fuhr in seiner Arbeit fort. — Sie hatte geflochtenes Haar, trug ein Leibstück mit engen Aermeln, war schmächtig und schlank rund um das Handglied und hatte eine kleine Hand. Sie deckte den Tisch, die Arbeitsleute aßen in der Nebenstube, Arne mit der Familie in der Wohnstube. — „Kommt Mutter nicht?“ fragte der Mann; „nein, sie ist auf dem Boden und wägt Wolle ab.“ — „Hast du sie gebeten zu kommen?“ — „Ja, aber sie sagt, daß sie nicht essen will.“ — Eine Weile sagte Niemand etwas. — „Es ist ja kalt auf dem Boden.“ — „Sie wollte nicht, daß ich einheizen sollte.“ —

Nach Mittag fing Arne mit seiner Arbeit an; Abends war er wieder drinnen bei der Familie. Nun war auch die Frau dort. Die Weiber nähten, der Mann beschäftigte sich mit einigen Kleinigkeiten und Arne half ihm dabei; ganze Stunden lang dauerte dieses Schweigen; denn Eli, welche sonst das Wort zu führen schien, schwieg jetzt auch. Arne dachte mit Schrecken daran, daß es so auch oft wohl zu Hause sei; aber es war ihm, als empfinde er dies heut zum ersten Mal. Eli holte einmal tief Athem, als habe sie sich lange genug gehalten, dann brach sie in Lachen aus. Da lachte auch der Vater, und Arne fand denn, daß man wohl lachen könne und lachte mit. Von nun an sprachen sie über verschiedenerlei Dinge, zuletzt sprachen er und Eli meist allein, der Vater warf mitunter ein Wort dazwischen. Einmal, als Arne lange gesprochen hatte, blickte er auf; da begegnete er dem Blicke der Mutter Birgit; sie hatte ihre Arbeit niedergelegt, saß und starrte ihn an. Jetzt griff sie wieder nach ihrer Arbeit; allein bei dem ersten Worte, das er aussprach, sah sie wieder auf ihn.

Es wurde Schlafenszeit und jeder ging nach seiner Kammer. Arne nahm sich vor, auf den Traum Acht zu geben, welchen er in erster Nacht an neuer Stelle haben würde; allein als er erwachte, fand er, daß kein Sinn darin sei. Er hatte den ganzen Tag wenig oder nichts mit dem Hausherrn geredet; in der Nacht aber träumte er nur von ihm. Der Traum schloß damit, das Bärd und Niels der Schneider Karten spielten. Der Letztere war sehr bleich und sah zornig aus; Bärd aber lächelte und zog die Karten zu sich herüber.

Arne war mehrere Tage dort, ohne daß ein Wort gewechselt wurde, dagegen wurde um so mehr gearbeitet. Nicht allein die Familie war schweigsam, auch die Dienstleute, die Käthner, ja selbst die Mägde waren es. Man hatte auf dem Hofe einen alten Hund, welcher bellte, sobald sich ein Fremder näherte; deshalb konnte Niemand ihn bellen hören, ohne daß man sogleich sagte: „stille!“ Dann knurrte der Hund und legte sich nieder. — Daheim auf Kampen war ein großer Wetterhahn auf dem Hause, welcher sich vor dem Winde drehte; hier hatte man einen noch größeren, auf den Arne aufmerksam wurde, weil er sich nicht drehte. Bei

scharfem Winde arbeitete der Hahn, um loszukommen, und dies konnte Arne nicht mit ansehen, sondern kletterte auf's Dach, um ihn loszumachen. Er war nicht, wie er gedacht hatte, festgefroren, sondern es war ein Pflock hineingesteckt, damit er feststehen sollte; diesen Pflock zog Arne heraus, und warf ihn hinab; allein er traf mit demselben den Bärd, welcher gerade vorbeiging. Dieser blickte empor; „was thust du da?" — „Ich mache den Wetterhahn los." — „Thu' das nicht, er schreit, wenn er los ist." — Arne saß rittlings über dem Dache: „Nun, ist das nicht besser, als wenn er stillschweigt?" Bärd sah zu Arne empor, dieser hinab auf Bärd; da lächelte dieser und sagte zu ihm empor: „Der, welcher schreien müßte, wenn er reden wollte, schweigt besser."

Es kann sich aber ereignen, daß ein Wort gleichsam gespenstisch umgeht lange Zeit, nachdem es gesagt worden, besonders wenn es ein letztes Wort war. Dies ging so mit Arne, als er in der Kälte vom Dach hinunterklomm, denn es hatte ihn noch nicht verlassen, als er Abends in's Zimmer trat. Dort stand Eli in der Abenddämmerung an einem Fenster und blickte über's Eis hin, welches im Mondschein glänzte. Er stellte sich an das andere Fenster und schaute hinaus gleich ihr. Drinnen war es warm und still, draußen war's kalt, ein starker Abendsturm strich durch das Thal und schüttelte die Bäume so stark, daß die Schatten, welche sie im Mondschein warfen, nicht still lagen, sondern im Schnee hin und her huschten. Von drüben, dem Predigerhofe, glänzte ein Licht herüber, öffnete und schloß sich, nahm mancherlei Gestalt und Farbe an, so wie es stets geschieht, wenn Jemand zu lange hineinstarrt. Das Gebirge erhob sich mächtig, Märchen in seinem Innern, Mondschein auf den hohen Gletschern. Der Himmel glänzte von Sternen, ein Nordlicht flimmerte in der einen Ecke; aber es wollte sich nicht ausbreiten. Einige Schritte vom Fenster, gegen den See hin, standen Bäume und ihre Schatten krochen über einander hinweg; nur die große Esche stand allein und schrieb in den Schnee. Es ward still, nur mitunter war etwas, was schrie und kreischte mit langem, klagendem Ton: „Was ist das?" fragte Arne. — „Das ist der Wetterhahn!" sagte Eli, und fügte etwas später leise hinzu: „Er muß sich losgerissen haben." Aber Arne

war wie Einer gewesen, welcher etwas hatte sagen wollen und es nicht vermochte. Nun sagte er: „Erinnerst du dich der Geschichte von den Drosseln, welche sangen?“ — „Ja.“ — „Es ist auch wahr, du warst es ja, welche sie erzählte. — — Es war eine schöne Geschichte.“ Mit einer so sanften Stimme, daß er sie zum ersten Male zu hören glaubte, sagte sie: „Mir ist oft so, als ob etwas sänge, wenn es ganz still ist.“ — „Das ist das Gute in uns selbst.“ — Sie sah ihn an, als ob ein wenig zu viel in dieser Antwort läge; auch schwiegen nun beide lange. Endlich fragte sie, indem sie mit einem Finger auf eine Scheibe schrieb: „Hast du neuestens ein Lied gemacht?“ Er erröthete, das konnte sie aber nicht sehen, darum fragte sie wieder: „Wie machst du es, wenn du Lieder dichtest?“ — „Möchtest du es gern wissen?“ — „Ach ja.“ — „Nun, ich halte die Gedanken fest, welche Andere entfliehen lassen.“ — Sie schwieg lange; sie rief sich wohl verschiedene Lieder vor die Seele, ob sie wohl solche Gedanken gehabt und hatte entfliehen lassen. — „Das ist wunderbar“, sagte sie zu sich selbst, und fing wieder an auf das Fenster zu schreiben. — „Ich machte ein Lied, als ich dich zum ersten Male gesehen hatte.“ — „Wo war das?“ — „Drüben beim Predigerhofe, an dem Abend, als du von dort wegzogst; — ich sah dich im Wasser.“ — Sie lachte, ward still: „Laß mich das Lied hören.“ — Arne hatte das nie früher gethan; aber nun fing er an das Lied herzusagen:

„Klein Venevil hüpfte mit leichtem Sinn
Zum Geliebten hin u. s. w.

Eli hörte sehr aufmerksam zu; sie stand lang schweigend, als er fertig war. Endlich brach sie aus: „Ach, wie sie mir leid thut.“ — „Auch mir ist zu Muthe, als hätte ich das Lied nicht selbst gemacht und Alles wär' wirklich.“ — Sie sagte: „Aber es soll doch wohl mir nicht so gehen?“ — „Nein; ich dachte eigentlich an mich selbst.“ — „Soll's denn dir so gehen?“ — „Ich weiß nicht; ich fühlte damals so.“ — — „Das ist wunderlich“, sie malte wieder auf der Scheibe. — —

Am folgenden Tage, als Arne zu Mittag in's Zimmer trat, näherte er sich dem Fenster. Draußen war der Himmel grau und bezogen, drinnen war es warm und gut; auf der Scheibe stand

mit einem Finger geschrieben: Arne, Arne, Arne, und immer Arne; bei diesem Fenster hatte Eli den Abend zuvor gestanden.

Zehntes Kapitel.

Tags darauf kam Arne in's Zimmer und erzählte, was er eben im Hofe gehört hatte, daß die Tochter des Predigers, Mathilde, in diesem Augenblicke nach der Stadt abreise. Sie stehe selbst in dem Glauben, daß sie daselbst nur einige Tage bleiben werde, es sei jedoch die Absicht ihrer Eltern, sie volle zwei Jahre dort zu lassen. Eli erfuhr erst in diesem Augenblick, daß so etwas im Werk sei, sie erschrak so sehr, daß sie die Besinnung verlor und umsank. Arne hatte dergleichen nie zuvor gesehen und wurde von großer Furcht ergriffen; er lief nach der Küche, die Dienstmädchen eilten fort, um die Eltern Eli's zu suchen; diese eilten über Hals und Kopf in's Haus, es ward ein großer Lärm rings auf dem Hofe, der Kettenhund bellte vor dem Loche in der Mauer. Als Arne später in's Zimmer kam, lag die Mutter auf den Knieen vor dem Bette, der Vater hielt den Kopf der Kranken. Die Mägde liefen, eine nach Wasser, eine andere nach Tropfen, welche in einem Schrank standen, eine dritte löste Eli's Mieder auf. „Ach, Gott tröste und bewahre dich!" sagte die Mutter; „es war verkehrt, daß wir's verschwiegen; es war deine Schuld, Bärd; Gott tröste und erhalte dich!" Bärd schwieg dazu. „Ich sagte es wohl; aber nichts geschieht wie ich's will; ach, Gott tröste und behüte dich! du bist immer so ungeschickt, Bärd, mit deinen Rathschlägen; du kennst ihre Natur nicht; du weißt nicht, was es heißt, Jemanden lieb haben!" Bärd sagte kein Wort. „Sie ist nicht wie andere, welche Leid nicht anficht; ach, es schlägt sie gleich nieder, die Aermste, so zart ist sie! Wach' auf, mein Kind, Eli, mein einziges Kind, mach' uns nicht so großen Kummer." Da sagte Bärd: „Du schweigst entweder oder sprichst zu viel." Er blickte nach Arne, als wolle er nicht, daß dieser dergleichen hören solle, sondern sich

entfernen. Da jedoch die Mädchen drinnen blieben, so blieb auch Arne, allein er trat an's Fenster. Nun erholte die Kranke sich soweit, daß sie sich umsehen und die Umstehenden erkennen konnte; allein damit kehrte auch die Erinnerung zurück, sie schrie nach Mathilde, verfiel in krampfhaftes Weinen und schluchzte, daß es Allen durch die Seele ging. Da suchte die Mutter sie zu trösten, der Vater stellte sich so, daß sie ihn sehen konnte; allein die Kranke stieß sie von sich. „Weg!" rief sie, „ich liebe euch nicht, weg!" — „Jesus Christus, liebst du deine Eltern nicht?" sagte die Mutter. — „Nein, ihr seid hart gegen mich, ihr nehmt mir die einzige Freude, die ich habe!" — „Eli, Eli! sage nicht so starke Worte", bat die Mutter freundlich. „Ja, Mutter", schrie sie, „nun muß ich's sagen! Ja, Mutter, ihr wollt mich mit dem garstigen Mann verheiraten, und ich will ihn nicht haben! Ihr sperrt mich ein hier, wo ich nur froh bin, wenn ich aus soll! Und ihr nehmt mir Mathilde, die einzige, die ich liebe und nach der ich mich sehne in der Welt! O Gott, was soll aus mir werden, wenn Mathilde nicht mehr hier ist?" — „Aber du sahst sie ja jetzt selten", sagte Bärd. — „Was that das, wenn ich sie vom Fenster aus sehen konnte", antwortete die Kranke und weinte so kindlich, daß Arne solches Weinen nie zuvor gehört haben wollte. „Du konntest sie ja dort nicht sehen", sagte Bärd. — „Ich sah das Haus!" antwortete sie, aber die Mutter warf ihm heftig ein: „Du verstehst das nicht!" Bärd sagte nun kein Wort weiter. „Nun kann ich nie mehr an's Fenster treten!" sagte Eli. „Ich ging dorthin Morgens, wenn ich aufgestanden, und Abends saß ich dort im Mondschein, und ich ging dorthin, wenn ich Niemand hatte, zu dem ich gehen konnte. Mathilde, Mathilde!" Sie rang die Hände und wurde auf's Neue von Krämpfen befallen. Bärd setzte sich auf eine Bank und blickte sie schweigend an.

Es ward aber nicht so schnell besser mit Eli, als sie wohl gedacht hatten. Gegen Abend erkannten sie, daß das Uebel langwierig werden könne, es hatte ihr vielleicht schon lange im Körper gelegen. Arne wurde gerufen, um sie in ihr eigenes Kämmerchen im oberen Raume mit hinauf zu tragen. Sie lag bewußtlos da, sah sehr bleich aus und rührte sich nicht, die

Mutter setzte sich neben ihr Bette, der Vater stand am Fußrande des Bettes und blickte auf sie nieder; später ging er hinunter an seine Arbeit. Arne that dasselbe; aber Abends vor Schlafengehen betete er für sie, betete, daß sie, so jung und lieblich, es gut in der Welt haben möge und Niemand die Freude von ihr fernhalte.

Tags darauf saßen der Vater und die Mutter beisammen und redeten, als Arne eintrat; die Mutter hatte geweint. Arne fragte wie es gehe; beide warteten, daß das andere antworten solle und deshalb währte es lang, ehe er Antwort erhielt; aber am Ende sagte der Vater: „Es geht schlecht.“ — Später erfuhr Arne, daß Eli die ganze Nacht phantasirt habe. Sie war sehr krank, kannte Niemanden, wollte nichts genießen, und die Eltern beriethen daher, ob sie einen Arzt holen sollten. Als sie später hinauf zur Kranken gingen und Arne dablieb, war's ihm, als ob dort oben beides, Tod und Leben, sei, er selbst aber draußen sitze.

Nach einigen Tagen besserte es sich doch mit ihr. Einmal, als der Vater wachte, bekam sie den Einfall, Narrifas, den Vogel, den Mathilde ihr gegeben, bei sich haben zu wollen. Da antwortete Bärd, in all der Aufregung habe man den Vogel vergessen, so daß er gestorben sei. Die Mutter kam gerade hinzu und rief schon an der Thür: „Ach Himmel, was bist du für ein Tölpel, Bärd, daß du dem kranken Mädchen das erzählst! Sieh, da fällt sie wieder in Ohnmacht, Gott vergebe dir die Sünde!“ Jedesmal, wenn die Kranke erwachte, verlangte sie den Vogel und meinte, es könne Mathilde nicht gut gehen, da der Vogel gestorben, wollte zu ihr und verlor die Besinnung auf's Neue.

Bärd stand da und sah dies Alles, bis es zu arg wurde; dann wollte er auch helfen; aber die Mutter schob ihn zur Seite und meinte, daß sie schon allein für die Kranke sorgen wolle. Da sah Bärd beide lange an, setzte darauf seine Mütze mit beiden Händen zurecht, wandte sich und ging.

Der Prediger und seine Gattin kamen später herüber, denn die Krankheit erfaßte sie mit neuer Gewalt und ward so heftig, daß sie nicht wußten, ob es zum Leben oder Tode gehe. Sowohl der Prediger als seine Frau sprachen mit Bärd und meinten, daß

er zu hart gegen sein Kind sei, sie erfuhren die Geschichte mit dem Vogel und der Prediger sagte ihm geradeaus, solches sei roh, er wolle das Kind selbst zu sich hinüber nehmen, sobald sie sich so weit erholt habe, daß sie hinüber geführt werden könne. Die Predigerfrau wollte ihn zuletzt nicht einmal sehen, sie weinte und saß bei der Kranken, machte sich an den Arzt, bereitete die Arzneien, die er verordnete, und kam täglich mehrere Male hinüber, um die Kranke zu pflegen. Bärd ging draußen auf dem Hofe umher, von einer Stelle zur andern, aber meist so, daß er allein war; er stand oft lange still, setzte dann seine Mütze zurecht und suchte sich Arbeit.

Die Mutter sprach nicht mehr mit ihm, sie sahen einander kaum an. Er ging ein paarmal zur Kranken hinauf; dann zog er unten vor der Treppe die Schuhe aus und öffnete vorsichtig. Wenn er eintrat, wandte Birgit sich ab, als sähe sie ihn nicht, stützte den Kopf auf ihre Hände und sah stumm die Kranke an. Diese lag still und bleich, ohne zu wissen, was um sie vorging. Bärd stand eine Weile zu Füßen des Bettes, sah beide an und sagte nichts. Wenn sich die Kranke einmal rührte, als wolle sie erwachen, schlich er sich eben so leise fort, als er gekommen.

Oft dachte Arne, es seien Worte zwischen Mann und Frau, Kind und Eltern gefallen, welche man lange zurückgehalten, nun aber spät vergessen werde. Er sehnte sich hinweg, obwohl er gern zuvor wissen wollte, wie es mit Eli werden würde. Allein er dachte, daß er das ja immer würde erfahren können, er ging deshalb zu Bärd und sagte ihm, daß er nach Hause wolle; die Arbeiten, wozu man ihn hergerufen, seien vollendet. Bärd saß draußen auf einem Blocke, als Arne kam, um mit ihm zu sprechen. Er bückte sich und grub mit einem Pflocke im Schnee. Arne erkannte den Pflock, es war derselbe, der den Wetterhahn festgehalten hatte. Bärd sah nicht auf; er sagte: „Es ist wohl nicht gut hier sein jetzt; doch das klingt fast, als ob ich nicht wünschte, daß du reisteſt." Und Bärd sagte nichts mehr, Arne eben so wenig; er stand eine Weile, ging dann weg und fing wieder an zu arbeiten, als sei es nun entschieden, daß er bleibe.

Später, als Arne zum Essen in's Zimmer gerufen wurde, saß Bärd noch immer auf dem Blocke. Da ging Arne wieder hin zu ihm und fragte, wie es heute mit Eli stehe. „Es muß heute sehr schlimm sein", sagte Bärd. „Ich sehe die Mutter weinen." Es war, als ob Jemand Arne einlud sich niederzusetzen, denn er setzte sich gerade Bärd gegenüber auf einen gefällten Baumstamm. „Ich habe in diesen Tagen oft an deinen Vater gedacht", sagte Bärd so unerwartet, daß Arne nicht antworten konnte. — „Du weißt wohl, was wir mit einander hatten?" — „Ich weiß es." — „Ach ja, du weißt aber gewiß nur die Hälfte, denke ich mir: man hat mir große Schuld aufgeladen." — Arne antwortete nach einer Weile: „Du hast die Sache wohl mit deinem Gotte berathen, so gewiß als jetzt mein Vater es hat." — „Ach ja; wie man es nimmt", antwortete Bärd. „Als ich diesen Pflock wiederfand, wurde mir so wunderlich zu Muthe, daß gerade du hieherkommen und den Wetterhahn lösen solltest. Ebenso gut jetzt als später, dachte ich." Er hatte die Mütze abgenommen und saß und sah in sie hinein. —

„Ich mochte wohl ungefähr vierzehn Jahre sein, als ich deinen Vater, der von gleichem Alter war, kennen lernte. Er war sehr wild und duldete Keinen über sich. Und das war's, was er mir nie vergessen konnte, daß ich bei der Konfirmation Nummer 1 war, er Nummer 2. Oft bot er sich an mit mir zu ringen, aber es wurde nie etwas daraus. Wahrscheinlich fühlte sich Keiner von uns dem Anderen gegenüber ganz sicher. Aber wunderbar war es, daß er alle Tage an Schlägereien theilnahm, ohne daß ein Unglück daraus entstand; das erste Mal, als ich mit darein verwickelt wurde, ging es dagegen so schlimm, als es gehen konnte; aber das versteht sich, ich hatte ja auch lange gewartet.

„Niels lief allen Mädchen nach und sie wieder ihm. Es war nur eine darunter, die ich haben wollte, die aber nahm er mir bei jedem Tanz, jeder Hochzeit, jedem Feste weg; es war die, mit welcher ich jetzt verheiratet bin. — — — Ich hatte oft Lust, um dieser Sache willen meine Kräfte mit den seinigen zu messen; aber ich fürchtete zu unterliegen und wußte, daß dann auch sie mit verloren gehen würde. Wenn alle andern gegangen, hob ich die Gewichte, welche er aufgehoben, spannte den Bogen, den er gespannt;

allein, wenn er dann das nächste Mal die Dirne von meiner Seite riß, so wagte ich doch nicht mit ihm anzubinden, obwohl es doch einmal geschah, daß ich, als er dicht vor meinen Augen mit ihr liebäugelte, einen erwachsenen Kerl zum Spaß wie ein Rad umdrehte. Damals sah ich ihn erbleichen.

„Wenn er's denn nur ehrlich mit ihr gemeint hätte! Aber er betrog sie und war jeden Tag anders gesinnt. Dennoch hielt sie nur noch mehr von ihm. So kam das Ende. Ich dachte, nun müsse es biegen oder brechen. Gott der Herr wollte sein Treiben vielleicht nicht länger dulden, deshalb fiel er etwas schwerer, als ich's ihm gönnte. Ich hab' ihn nie wieder gesehen."

Sie saßen eine Weile schweigend; dann fuhr Bärd fort: „Ich näherte mich ihr wieder. Sie sagte nicht ja, nicht nein, und so dachte ich, es könne später besser gehen. Wir verheirateten uns mit einander, die Hochzeit fand statt drunten im Thale bei einer Verwandten, welche sie beerbte; wir fingen an mit Vielem, das später Mehr ward. Unsere Höfe lagen neben einander, nun wurden sie vereinigt, wie ich's von Kindheit an gewünscht hatte. Aber Vieles ward anders, als ich gewünscht und gedacht." Er saß lange schweigend; Arne glaubte kurze Zeit, daß er weine, aber dem war nicht so.

„Sie war anfangs verschlossen und sehr ernst. Ich hatte nichts zum Troste zu sagen und schwieg daher. Später bekam sie mitunter einen Anfall von jenem herrischen Wesen, welches du vielleicht gesehen hast; es war doch eine Veränderung, und deshalb schwieg ich auch dann. Aber einen wirklich frohen Tag hab' ich nicht gehabt, seit wir verheiratet sind, und jetzt bin ich's zwanzig Jahr gewesen." — —

Bei diesen Worten brach er den Pflock in zwei Stücke; dann saß er eine Weile und betrachtete sie.

„— — Als Eli heranwuchs, dachte ich, sie habe mehr Freude unter Fremden als hier. Es ist selten, daß ich etwas gewollt habe; in der Regel war's auch verkehrt;— auch dies erwies sich so. — Die Mutter sehnte sich nach dem Kinde, obwohl nur der See zwischen ihnen lag, und zuletzt merkte ich, daß der Aufenthalt im Prediger=

hofe auch seine Nachtheile habe, aber da war es zu spät; sie hält wohl jetzt wenig von Vater und Mutter."

Er hatte die Mütze wieder abgenommen; nun hing das lange Haar über die Augen hinab; er strich es zur Seite mit beiden Händen und setzte die Mütze wieder auf, als wolle er gehen; allein als er, um aufzustehen, sich gegen das Haus wandte, blieb er stehen und fügte, mit einem Blick nach dem Fenster der Bodenkammer, hinzu:

„Ich glaubte, es sei am besten, daß Mathilde ihr nicht Lebewohl sagte; aber das war verkehrt. Ich sagte ihr, daß der kleine Vogel todt war, denn ich war ja Schuld daran, und so hielt ich's für recht, es offen zu gestehen, aber das war auch verkehrt. Und so geht's mir mit Allem. Ich hab' immer gestrebt, es so gut wie möglich zu machen, aber es ward so schlimm als möglich, und nun ist es so weit mit mir gekommen, daß sie Arges von mir reden, sowohl die Frau als das Kind, und ich hier allein umhergehe."

Eine Magd rief ihnen zu, daß das Essen kalt würde. Bärd sprang auf: „Ich höre die Pferde knabbern", sagte er, „man muß sie vergessen haben." Er ging nach dem Stalle, um ihnen Heu zu geben.

Arne erhob sich auch; aber es war ihm, als ob er nicht recht wisse, ob Bärd nun gesprochen, oder ob er nur den Schmerzensschrei eines unglücklichen Herzens gehört.

Eilftes Kapitel.

Eli war sehr matt nach der Krankheit, die Mutter war bei ihr Tag und Nacht und niemals unten. Der Vater war oben zur gewöhnlichen Stunde auf den Socken, indem er die Mütze vor der Thür liegen ließ. Arne war noch auf dem Hofe, er und der Vater saßen die Abende beisammen und er fing an Bärd liebzugewinnen; denn Bärd war ein wohlgebildeter Mann, der viel gelesen und

gedacht hatte, aber sich gleichsam vor seinem eigenen Wissen fürchtete. Wenn nun Arne ihm mitunter aushalf, wo seine Bildung eine Lücke hatte, so freute sich Bärd, daß er Arne habe, freilich auf seine Weise.

Eli konnte bald eine Weile auf sein, und jedesmal, wenn es geschehen war, bekam sie neue Einfälle; so geschah es eines Abends, als Arne in der Stube saß, welche gerade unter Eli's Kammer belegen war, und Lieder mit lauter Stimme sang, daß die Mutter hinabkam und von Eli bitten sollte, daß er hinaufkommen und singen möge, damit sie die Worte hören könne. Arne hatte auch da, wo er saß, nur für Eli gesungen; denn als die Mutter ihre Bitte vorbrachte, wurde er roth und stand auf, als wolle er dies nicht gestehen, obgleich doch Niemand dergleichen gesagt hatte. Er besann sich doch und sagte ausweichend, er wisse so wenig zu singen. Aber die Mutter meinte, dies scheine nicht der Fall zu sein, wenn er allein sitze.

Arne gab nach und ging. Er hatte Eli nicht gesehen seit dem Tage, wo er sie nach oben tragen half; er fühlte, daß sie sich nun ganz müsse verändert haben, und das machte ihn gleichsam ein wenig furchtsam. Allein als er leise die Thür öffnete und eintrat, war es pechdunkel im Zimmer und er sah nichts. Er blieb an der Thür stehen: „Wer ist das?" fragte Eli klar, doch leise. — „Es ist Arne Kampen", antwortete er vorsichtig, damit die hart ausgesprochenen Worte sie nicht erschrecken sollten. — „Es ist schön, daß du kommst." — „Wie geht es dir jetzt, Eli?" — „Ich danke, es ist schon besser." —

„Du mußt dich niedersetzen, Arne", sagte sie nach einer Weile, Arne tappte vorwärts nach einem Stuhle, der zu Füßen des Bettes stand. „Es that so wohl, dich singen zu hören, sing' mir etwas hier oben." — „Wüßt' ich nur etwas, das hier passen könnte." Es wurde still eine Weile, dann sagte sie: „Sing' ein geistlich Lied." Das that er, es war etwas von einem Konfirmationsliede. Als er endete, hörte er sie weinen, er glaubte deshalb nicht mehr singen zu dürfen; aber nach einer Weile sagte sie: „Sing noch ein solches Lied", und er that so; es war ein viel gebräuchliches Sonntagslied. „Ueber viele Dinge habe ich nachdenken können, als ich hier

lag", sagte Eli. Er wußte nichts darauf zu antworten, saß ganz still und hörte sie weinen im Dunkeln. Eine Uhr pickte an der Wand, schnurrte auf zum Schlage und schlug dann; Eli zog tief Athem ein paarmal, als wolle sie ihre Brust erleichtern, und dann sagte sie: „Man weiß so wenig; kennt weder Vater noch Mutter. — Ich bin nicht gut gegen sie gewesen, — und deshalb ist es so seltsam, nun das Konfirmationslied zu hören."

Wenn man im Dunkeln spricht, ist man aufrichtiger, als wenn man sich in's Gesicht blickt; man sagt auch dann mehr als sonst.

„Es war gut die Worte zu hören", antwortete Arne; er dachte nämlich an das, was sie sagte, als sie krank wurde. Das fühlte sie auch recht gut und deshalb sagte sie: „Wär' ich nicht krank geworden, so weiß Gott, wie lang ich gegangen, ohne meine eigne Mutter zu finden." — „Nun, hat sie mit dir gesprochen?" — „Jeden Tag; sie hat nichts anderes gethan." — „Da bekamst du wohl viel zu hören?" — „Du kannst Recht haben."

„Sie erzählte dir wohl von meinem Vater?" — „Ja." — „Sie denkt noch an ihn?" — „Sie denkt an ihn!" — „Er war nicht gut gegen sie." — „Arme Mutter!" — „Er war doch am schlimmsten gegen sich selbst."

Was sie nun dachten, wollte keines dem andern sagen. Eli fand doch zuerst wieder Worte. „Du sollst deinem Vater ähnlich sehen." — „Man sagt es", antwortete er ausweichend; sie bemerkte nicht den Ton, worin er es sagte und fuhr daher fort: „Konnte er auch Verse dichten?" — „Nein." —

„Sing' mir ein Lied, eins, das du selbst gemacht hast." Aber Arne pflegte nicht zu sagen, daß er die Lieder, welche er sang, selbst gemacht habe. „Ich weiß keins", sagte er. „Doch, doch, und du singst mir auch eins, wenn ich dich bitte." — Was er nie für Andre gethan, das that er jetzt für sie. Er sang nämlich folgendes Lied:

Fertig mit Knospe und Blatt stand der Baum:
„Willst du mein sein?" sprach die Kälte und strich durch den Raum.
„Nein, Lieber, thu' es nicht!
Eh' die Blüthe sah das Licht",
Bat der Baum und hielt lebend im Froste sich kaum.

Voll Blüthen der Baum war, die Vögelschaar sang:
„Willst du mein sein?“ sprach der Wind, der ihn wiegte und schwang.
„Nein, Lieber, thu' es nicht,
Bis die Beere sah das Licht!“
Bat der Baum, der so zitternd im Sturme sich rang.

Und der Baum erhielt Beeren in Sommertags Glut:
„Willst du mein sein?“ sprach die Jungfrau von Milch und von Blut,
„Ja, Liebe, lang' nur zu,
Denn der beste Gast bist du“,
Sprach der Baum und bog nieder, was schön und was gut.

Das Lied nahm ihr fast den Athem. Es schien auch, als er geendet, als habe er mehr gesungen als er sagen wollte.

Die Finsterniß liegt schwer über denen, welche neben einander darin sitzen und nicht reden wollen; nie sind sie einander so nahe als dann. Er hörte es, wenn sie sich nur regte, wenn sie blos die Hand über die Decke gleiten ließ, wenn sie nur einmal tiefer Athem holte als gewöhnlich. —

„Arne, könntest du mich nicht lehren Lieder zu dichten?“ — „Hast du's nie versucht?“ — „Ja, gerade in diesen Tagen; aber es will nicht gehen.“ — „Was sollten sie denn ausdrücken?“ — „Etwas von meiner Mutter, die so viel von deinem Vater hielt.“ — „Das ist ein schwerer Gegenstand.“ — „Ich habe auch dabei geweint.“ — „Du mußt dir keine Gegenstände suchen, sie müssen von selbst kommen.“ — „Wie kommen sie?“ — „Wie and'res Liebes: wenn du es am wenigsten erwartest.“ — Sie schwiegen beide. „Es wundert mich, Arne, daß du dich von hier fortsehnst, du trägst ja schon genug Schönes in dir selbst.“ — „Weißt du, daß ich mich fortsehne?“ — Sie antwortete nicht darauf, sondern lag in Gedanken versunken. „Arne, du mußt nicht wegreisen!“ sagte sie und das drang ihm warm zu Herzen. — „Mitunter hab' ich auch weniger Lust.“ — „Deine Mutter muß viel von dir halten. Ich muß sie sehen!“ — „Komm' einmal nach Kampen, wenn du gesund bist.“ Und nun dachte er sich mit einem Male Eli sitzend in der hellen Stube auf Kampen und die Berge beschauend; die Brust hob sich, das Blut fuhr ihm zu Kopfe. „Es ist warm hier“, sagte er und erhob sich.

Sie hörte es: „Lieber, willst du gehen?" und er setzte sich wieder.

„— — Du mußt öfters zu uns kommen; die Mutter hält so viel von dir." — „Ich habe auch selbst Lust; — — aber ich muß doch ein Geschäft haben." — Eli schwieg, als dächte sie darüber nach. „Ich glaube", sagte sie, „daß Mutter dich um etwas bitten will." — — — —

Die Wärme im Zimmer wurde ihnen nun zu stark; er wischte den Schweiß von seiner Stirne, sie erhob sich, um freier zu athmen.

Kein Laut war in der Kammer außer der Uhr an der Wand, welche pickte; dichte Finsterniß ohne Mondschein; wenn er durch das grüne Fenster sah, war's ihm, als sähe er in einen Wald; nahe vor sich sah er nichts, aber wenn sein Gedanke dahin flog, fühlte er sogleich sein Herz klopfen, ja er meinte selbst die lauten Schläge hören zu können. Es fing an vor seinen Augen gleichsam Funken zu sprühen, es sauste vor seinen Ohren, klopfte stärker in seiner Brust; er mußte aufstehen oder etwas sagen, da kam sie ihm zuvor:

„Wär' es doch Sommer!"

„Sommer!" und es zog auf vor seinen Gedanken, auf mit feuchtem Laube, Schellenklang, Freuderuf vom Gebirge, Gesang aus den Thälern; er sah den dunklen See, der die Sonne wiederspiegelte und die Häuser wiegten sich darin; — Eli trat aus dem Hause und setzte sich wie an jenem Abend. „Wär' es Sommer und säße ich auf dem Berge, so glaube ich, daß ich ein Lied dichten könnte!" —

Er lachte, so froh ward ihm zu Muthe, und er sagte: „Wovon sollte es denn handeln?" — „Von etwas, das leicht wäre, von — ja, ich weiß selbst nicht wovon — —"

„Sag' es, Eli!" — Er erhob sich voll Freude, besann sich aber und setzte sich wieder.

„Ich möcht's um Alles in der Welt nicht sagen!" Sie lachte. — „Ich sang dir etwas, als du mich batest." — „Das ist wahr, aber, nein, nein!" — „Eli, glaubst du, ich würde lachen über einen Vers, den du gedichtet?" — „Nein, das glaub' ich nicht, Arne; aber es ist etwas, was ich nicht selbst gemacht habe." — „Ist es

denn von einem Andern?" — „Ja, es kam so geflogen!" — „So kannst du mir's ja sagen." — „Nein, nein, es hängt auch nicht so zusammen, Arne, bitte mich nicht mehr!" Sie verbarg den Kopf offenbar im Kissen, denn die letzten Worte waren kaum hörbar. „Eli, nun bist du nicht so gefällig gegen mich, als ich gegen dich war." Er stand auf. „Arne, es ist ein Unterschied, du verstehst mich nicht . . . aber es war . . . ich weiß nicht . . . ein ander Mal . . . sei nicht bös, Arne, geh' nicht von mir:" Sie fing an zu weinen.

„Eli, was fehlt dir?" Es fiel wie Sonnenschein über ihn. „Bist du krank?" Er glaubte es selbst nicht. Sie weinte noch; ihm schien, er müsse vorwärts oder zurück: „Eli!" er horchte; „Eli!" — „Ja?" sie hörte auf zu weinen. Aber er wußte nicht, was er mehr sagen sollte und schwieg. „Was willst du?" flüsterte sie und wandte sich halb um. „Es ist etwas" — seine Stimme zitterte, deshalb hielt er inne. „Was ist es?" — „Du mußt nicht nein sagen, wenn ich nun bitte . . ." — „Um das Lied?" — „Nein . . . . Eli, ich wollte gerne . . ." — Er hörte sie schwer Athem holen . . . . „Ich wollte gerne . . . . eine deiner Hände fassen!" Sie antwortete nicht, er horchte, scharf, kurz, — tappte vorwärts auf der Decke und erfaßte eine kleine, warme Hand, welche bloß lag!

Da erschollen Tritte auf der Treppe, es kam näher, noch näher, es kam an die Thür, da ließen sie einander los! Es war die Mutter, sie brachte Licht: „Ihr sitzt wohl zu lange im Dunkeln", sagte sie und setzte das Licht auf den Tisch. Aber weder er noch Eli konnten das Licht ertragen; sie wandte sich gegen das Kissen, er hielt die Hand vor die Augen. „Ach ja, es blendet ein wenig zu Anfange", sagte die Mutter, „aber das gibt sich bald."

Arne suchte etwas auf dem Fußboden, was er nicht verloren hatte, dann entfernte er sich.

Tags darauf hörte er, daß Eli nach Mittag etwas hinunter kommen würde. Er sammelte sein Werkzeug und sagte Lebewohl. Als sie hinunterkam, war er gegangen.

Zwölftes Kapitel.

Spät kommt der Frühling in die Felsenthäler. Die Post, welche Winters dreimal wöchentlich die große Landstraße passirt, geht im April nur einmal, und die Bewohner fühlen dann, daß außerhalb ihrer Gegend der Schnee schmilzt, das Eis bricht, die Dampfschiffe in Fahrt und der Pflug in die Erde gesetzt sind. Bei ihnen zwischen den Felsen liegt aber der Schnee noch drei Ellen hoch, das Vieh brüllt im Stalle, die Vögel kommen zwar an, allein sie suchen sich Schlupfwinkel und frieren doch. Der einzelne Reisende erzählt, daß er seinen Wagen im Thale gelassen hat, er hat Blumen mitgebracht und weist sie vor als eine Seltenheit, und doch pflückte er sie am Raude der Landstraße. Da regen sich die Leute, gehen umher und sind gesprächig, blicken nach der Sonne, und berechnen, wie viel sie täglich gewinnt. Sie streuen Asche auf den Schnee und denken an die, welche nun Blumen pflücken.

In einer solchen Zeit war es, als die alte Margit Kampen nach dem Predigerhofe wanderte, um mit dem „Vater" zu reden. Man wies sie hinauf in die Studirstube, wo der Prediger, ein kleiner, blondhaariger Mann, sanft, mit großen Augen und einer Brille, sie freundlich empfing, sie erkannte und bat, sich zu setzen.

„Gibt's schon wieder etwas mit Arne?" fragte er, als hätten sie oft über ihn geredet. — „Ja, Gott bessere es", sagte Margit; „es gibt nie anderes als Gutes, was über ihn zu sagen ist, und doch ist es so hart", sie sah sehr traurig aus. — „Ist denn jene Sehnsucht wieder gekommen?" fragte der Prediger. — „Schlimmer als je zuvor", sagte die Mutter: „Ich glaube nimmer, daß er bei mir bleibt, bis der Frühling zu uns kommt."

„Er hat ja versprochen, dich nicht zu verlassen." — „Allerdings; aber, lieber Gott! Er muß sich selbst rathen; wenn es ihn forttreibt, so muß er wohl gehen. Was soll dann aus mir werden?" —

„Ich glaube immer noch, daß er dich nicht verläßt", sagte der Prediger. — „Ach nein, gewiß; was aber, wenn ihm nun daheim

nicht mehr wohl ist? soll ich's dann auf meinem Gewissen haben, daß ich im Wege bin; ich denke daher bisweilen, ich müsse ihn selbst bitten, zu reisen."

„Woher weißt du, daß er sich jetzt mehr fortsehnt, als früher?" — „Ach, mancherlei zeigt das. Seit Mittewinter hat er keinen einzigen Tag in der Bygde gearbeitet. Dagegen ist er dreimal zur Stadt gewesen und war lange fort jedesmal. Er spricht fast nie, wenn er arbeitet, das that er doch sonst öfter. Er kann ganze Stunden oben an dem kleinen Bodenfenster sitzen und nach den Bergen schauen; er sitzt dort ganze Sonntagnachmittage, und oft, wenn der Mond scheint, sitzt er dort die ganze Nacht hindurch." — „Liest er dir nie vor?" — „Jeden Sonntag liest und singt er mir vor, das versteht sich, allein es ist, als ob er dabei Eile hätte, ausgenommen, wenn er in einzelnen Fällen fast zu viel thut." — „Spricht er denn nie mit dir?" — „Oft liegt so lange Zeit dazwischen, daß ich bei mir selbst darüber weinen muß. Das sieht er dann wohl und spricht auch, allein es ist stets über gleichgültige Dinge, niemals über die wichtigen."

Der Prediger ging auf und ab, dann stand er still und fragte: „Weshalb redest du nicht zu ihm?" — Es dauerte lange, ehe sie hierauf antwortete, sie seufzte mehrere Male, sah zu Boden und zur Seite, und legte das Tuch, welches sie trug, zusammen: „Ich bin gekommen, um mit Vater über etwas zu reden, was mir schwer auf der Seele liegt." — „Rede nur offen, es wird dich selbst erleichtern." — „Ich weiß, daß es mich erleichtern wird, denn ich habe nun schon viele Jahre daran getragen und weiß, daß die Last wächst mit der Zeit." — „Was ist's denn, liebe Frau, rede." — Es trat eine Pause ein, dann sagte sie: „Ich habe schwer gesündigt an meinem Sohn"; sie fing an zu weinen. Der Prediger trat dicht an sie heran: „Gesteh' mir, was es ist, dann wollen wir Gott gemeinschaftlich bitten, daß es dir vergeben werde."

Margit schluchzte und trocknete ihre Thränen, fing aber wieder an zu weinen, als sie reden sollte. So ging es mehrere Male. Der Prediger tröstete sie und sagte, es sei gewiß nicht so arg, sie sei wohl allzustreng gegen sich selbst u. s. w. Allein Margit weinte und konnte nichts hervorbringen. Endlich, als er sich

an ihre Seite gesetzt hatte, um ihr Muth zu machen, kam es nach und nach heraus: „Der Arne hatte es schlimm, als er ein Kind war, daher kam's, daß er fort wollte. So traf er Christian, den, welcher nun drüben so reich geworden ist, wo sie Gold graben; Christian gab Arne so viele Bücher, daß er nicht mehr Bauer blieb; sie saßen ganze Nächte beisammen, und als Christian reiste, wollte Arne ihm folgen. Aber zu der Zeit starb der Vater und so versprach er mir, mich nie zu verlassen. Aber ich war wie eine Henne, welche ein Entenei ausgebrütet; als das Junge Luft bekam, wollte es hinaus auf das große Wasser, da lief ich hin und her und schrie. Reiste er nicht selbst, so thaten's seine Lieder, und jeden Morgen glaubte ich sein Bett leer zu finden.

„Da geschah es, daß aus weiter Ferne ein Brief an ihn kam, und der mußte von Christian sein. Gott vergib mir die Sünde, daß ich ihn annahm und behielt! Ich glaubte, es bliebe dabei, aber noch einer kam, und hatte ich den ersten behalten, mußt' ich's auch mit dem andern thun. Aber war es nicht gerade, als ob sie ein Loch brennen sollten in die Schublade, wo sie lagen? Immer mußte ich daran denken, von dem Augenblick, wo ich meine Augen öffnete, bis daß ich sie schloß. Und du hättest dir nie etwas so Tolles denken sollen, denk', es kam ein dritter Brief! Ich stand wohl eine Viertelstunde mit ihm in der Hand, ich trug ihn auf der Brust drei Tage lang und überlegte bei mir selbst, ob ich ihn ihm geben sollte, oder ihn zu den andern legen; aber vielleicht hatte er die Macht, mein Kind von mir zu reißen, und so konnte ich nicht dafür, aber ich legte ihn zu den andern. Nun quälte Angst mich alle Tage, theils um derer willen, die in der Schublade lagen, theils um derer willen, die noch kommen sollten. Kam ein Mensch zu uns, fürchtete ich; saßen wir beide drinnen und Jemand griff an die Thürklinke, so zitterte ich, denn es konnte ja ein Brief sein und dann erhielt er ihn! Wenn er zur Bygde ging, so ging ich zu Hause umher und dachte, nun bekommt er vielleicht dort einen Brief, und darin steht gewiß etwas von denen, die früher gekommen sind! Wenn er zu Hause kam, forschte ich schon aus der Ferne in seinem Gesichte, und o Gott, wie froh war ich, wenn er lächelte, denn dann hatte er ja keinen bekommen! Er war nun so schön

geworden, ganz wie sein Vater, aber blonder und sanfter: Und er hatte eine wunderbare Stimme zum Singen. Wenn er draußen vor der Thür saß und gegen das Gebirge emporsang und auf das Echo lauschte, da fühlte ich an mir, daß ich ihn nie missen könnte! — Wenn ich ihn blos sah oder wußte, daß er dort irgendwo in der Nähe sei, und er einigermaßen heiter aussah, und nur von Zeit zu Zeit ein Wort zu mir sagte, so wünschte ich mir nichts mehr hier auf der Welt, und keine Thräne wollt' ich ungeweint wünschen. —

„Aber gerade als es schien, daß er sich wohler fühlte und weniger die Menschen floh, kam ein Bote von der Poststöffnerei mit dem vierten Briefe und in demselben zweihundert Thaler! — Ich glaubte niedersinken zu müssen, wo ich stand: was sollte ich nun thun? Den Brief konnt' ich zwar immer beseitigen, allein das Geld? Ich konnte mehrere Nächte nicht schlafen um dieses Geldes willen; ich hatte es eine Weile auf dem Boden, eine Weile im Keller hinter einer Tonne, und einmal war ich so tollkühn, es in's Fenster zu legen, daß er es finden könnte! Als ich ihn kommen hörte, nahm ich es wieder an mich. Aber zuletzt fand ich doch eine Weise; ich gab ihm das Geld und sagte: es hätte ausgestanden seit der Mutter Tod. Er legte es in die Erde, wie ich selbst gedacht hatte, und dort kam es nicht weg. Aber so sollte es geschehen, daß er gerade in dem Herbst sich mehrmals wunderte, daß Christian gar nicht schreibe, daß er ihn ganz vergessen!

„Nun brach meine Wunde wieder auf, das Geld brannte mir so sehr in der Seele, daß ich hinaus mußte; Sünde war es, und die Sünde hatte nichts genützt! Seitdem hab' ich ihm nie in die Augen blicken können, so gesegnet sie auch sind.

„Die Mutter, welche sich an ihrem Kinde versündigt, ist die unglücklichste von allen Müttern; . . . . und doch leitete mich lediglich Liebe. — — So soll ich wohl gestraft werden dadurch, daß ich das Liebste missen muß. Denn seit Mittewinter singt er wieder die Weise, welche er singt, wenn er sich fort sehnt: er hat sie gesungen, seit er ein Knabe war, ich höre sie nie, ohne zu erbleichen. Dann kann ich thun, was es sein soll und hier sollst du sehen" — sie zog ein kleines Blatt Papier aus ihrem Busen, legte es aus-

einander und gab es dem Prediger, „hier ist etwas, woran er mitunter schreibt, das geht gewiß nach jener Weise . . ich nahm's mit, denn ich kann so feine Schrift nicht lesen . . . Lieber, siehe, ob nicht etwas von der Reise darin steht . . . ."

Es stand nur ein Vers auf diesem Papier. Zu dem zweiten Verse stand eine Zeile hin und her, als sei es ein Lied, das er vergessen und nun sich in's Gedächtniß zurückzurufen bemühe. Aber der erste Vers hieß:

„Wundern soll's mich, was ich dort seh'
Jenseits der hohen Fjällen!
Nun sieht mein Auge, ach, nichts wie Schnee,
Drüben wohl grünt es an Elv und See!
Kann mir den Wunsch nicht versagen,
Darf ich die Reise wohl wagen? —"

„Steht dort etwas von der Reise?" fragte Margit und hing an des Predigers Augen. „Ja, von der Reise", antwortete er und ließ das Papier sinken. — „Wußte ich's nicht? O Gott, ich kannte den Ton!" Sie sah den Prediger mit gefalteten Händen an, bange, gespannt, während Thräne auf Thräne unaufhaltsam über ihre Wangen rann.

Aber hier wußte der Prediger eben so wenig Rath als sie. „Da muß Arne sich selbst rathen", sagte er, „das Leben hier wird nicht anders um seinetwillen, es kommt Alles darauf an, daß er selbst einst mehr darin finden kann. Nun will er wohl gleichsam nach dem, was er vermißt, in die Welt reisen!" — „Aber, Lieber, das ist ja ganz so, wie das alte Weib es machte", sagte Margit. — „Welches alte Weib?" fragte der Prediger. — „Ei, die, welche fortreiste nach dem Sonnenlicht, anstatt ein Fenster in ihre Wand zu machen." Der Prediger war verwundert; aber es war nicht das erste Mal, daß dieses Thema auf dem Tapet war, denn Margit hatte sieben Jahre darüber nachgedacht. — „Glaubst du, daß er reist? Was soll ich thun? Und das Geld und die Briefe?" Alles drängte sich ihr auf mit einem Male. — „Ja, was die Briefe betrifft, so ist es nicht ganz richtig damit. Daß du ihm vorenthalten, was doch sein ist, kannst du kaum entschuldigen. Aber schlimmer noch ist es, daß durch dein Handeln ein Mitchrist in ein

schlimmes Licht vor deinem Sohn gestellt ist, obwohl er's nicht verdient hat, und am schlimmsten ist es, daß es einen traf, den er so lieb hatte und der so sehr viel von ihm hielt. Aber wir wollen Gott bitten, daß er dir vergebe; wir wollen ihn beide darum bitten."

Margit ließ ihr Haupt niedersinken, sie saß noch mit gefalteten Händen da: „Wie wollt' ich ihn um Verzeihung bitten, wüßte ich nur erst, daß er bei mir bliebe!" Sie verwechselte wohl unwillkürlich den lieben Herrgott mit Arne. Der Prediger that, als ob er das nicht bemerkte. „Denkst du es ihm nun sofort zu gestehen?" fragte er. Sie blickte zu Boden und sagte leise: „Dürft' ich noch ein wenig warten, so thät' ich's gern." Der Prediger aber lächelte, ohne daß sie es sah; er fragte: „Glaubst du nicht, daß deine Sünde größer wird, je länger du mit dem Geständniß zögerst?" — Sie bearbeitete das Taschentuch mit beiden Händen, legte es in ein kleines Viereck zusammen, und versuchte es in ein noch kleineres zu legen, aber es wollte nicht gehen: „Gesteh' ich ihm das mit den Briefen, so fürcht' ich, daß er reist." — „Darfst du nicht auf Gott vertrauen?" — „Ja, das versteht sich", sagte sie schnell. Dann fügte sie leise hinzu: „aber wenn er nun dennoch reiste?" — „Du bist also mehr bange davor, daß er reisen soll, als in einer Sünde zu verharren?" Margit hatte das Tuch wieder hervorgeholt; sie führte es an die Augen, denn sie fing an zu weinen. Aber der Prediger saß eine Weile und betrachtete sie; da sagte er weiter: „Weshalb erzähltest du mir dies Alles, wenn es nicht deine Absicht war, daß du zu einem Abschluß kommen wolltest?" Er wartete lange, aber sie antwortete nicht. „Glaubtest du vielleicht, deine Sünde würde geringer, wenn du sie mir mittheiltest?" — „Ich glaubte es", sagte sie leise und ließ den Kopf noch tiefer auf die Brust sinken. Der Prediger lächelte und erhob sich: „Ja, ja, meine liebe Margit, sei nur gutes Muths, du sollst sehen, daß sich noch Alles fügen wird." — „Glaubst du das?" fragte Margit, und ein schwermüthiges Lächeln zog über das verweinte Gesicht. — „Ja, ich glaub' es; Gott wird dich nicht länger prüfen. Du sollst sehen, du wirst Freude erleben in deinen alten Tagen." — „Möchte ich blos die behalten, welche ich habe!" sagte sie und

der Prediger glaubte, sie kenne kein größeres Glück, als in ihrer beständigen Angst zu leben. Er lächelte, während er seine Pfeife stopfte: „Hätten wir nur hier ein junges Mädchen, welches ihn anzöge, dann solltest du sehen, daß er von selbst bliebe.“ — „Ja, willst du's glauben, daß ich daran gedacht habe?“ sie schüttelte den Kopf. — „Da ist zum Beispiel Eli Böen; das könnte eine sein, die ihm gefiele.“ — „Ja, willst du's glauben, daß ich dasselbe gedacht habe?“ sie wiegte mit dem Kopf und mit dem ganzen Oberkörper hin und her. — „Wenn wir's so machen könnten, daß sie hier im Hause öfter zusammenträfen?“ — „Ja, willst du's glauben, daß ich dasselbe gedacht habe!“ Sie schlug die Hände zusammen, sah den Prediger an und lächelte mit dem ganzen Gesicht. Der Prediger hielt inne, während er die Pfeife stopfte: „Am Ende war's das, was du heute bei mir wolltest?“ — Sie blickte zu Boden, steckte ein paar Finger in das zusammengelegte Tuch und zog einen Zipfel hervor: „Ach ja, Gott verzeih' mir's; es war wohl eigentlich das mein Hauptzweck.“ — Der Prediger ging auf und ab, er lächelte: „Vielleicht wolltest du das schon, als du das letzte Mal hier warst?“ — Sie zog den Zipfel weiter heraus und zögerte: „Da du es sagst, so mag's wohl wahr sein, ja.“ — Der Prediger rauchte: „Um also dies zu Stande zu bringen, gestandst du mir ein wenig von der Sünde, woran du zu tragen hattest?“

— Sie breitete nun das Tuch auseinander, um es ordentlich zusammenzulegen: „Nein, ach nein, es drückte mich so sehr, daß ich es dir sagen mußte, Vater.“ — „Nun, nun, meine liebe Margit, wir wollen nicht mehr davon reden“, sagte er im Auf- und Niedergehen. „Glaubst du, daß du von selbst mit dem hervorgekommen wärst, was du wolltest?“ — „Ach, ich war nun mit so vielem Andern herausgekommen, daß ich wohl auch zuletzt dies herausgebracht hätte.“ — Da lachte der Prediger; aber er sagte ihr nicht, was er dachte. Er blieb stehen: „So wollen wir's machen, wie du es wünschest, Margit.“ — Sie dachte, er wünsche, daß sie nun gehe, deshalb erhob sie sich: „Gott segne dich dafür!“ — „Und wir wollen sie beobachten.“ — „Ich weiß nicht, wie ich dir je genug dafür werde danken können!“ Sie nahm seine

Hand und verneigte sich. Dann sagte sie: „Fahrwohl!“ und öffnete und schloß die Thür leise hinter sich. Aber so leicht, wie sie an diesem Tage nach Kampen ging, war sie viele Jahre nicht gegangen. Als sie so weit kam, daß sie den Rauch dick und lustig aus dem Schornstein hervorquellen sah, segnete sie das Haus, den ganzen Hof, den Prediger und Arne, — und erinnerte sich, daß sie Rauchfleisch zu Mittag haben sollten, welches ihr Leibgericht war. —

Dreizehntes Kapitel.

Kampen war ein schöner Hof. Er lag mitten auf der kleinen Ebene, welche an einer Seite den Felsenabhang, an der anderen den Weg zur Bygde zur Grenze hatte; an der obern Seite des Weges war dichter Wald und weiter hinauf erhob sich das Gebirge, aus welchem blaue Gipfel mit Schnee bedeckt hervorragten. Ebenso befand sich jenseits des Felsenabhangs eine breite Bergreihe, welche sich dahin zog, wo der „Schwarze See“ mit dem Hofe Böen lag, dann aber eine Oeffnung für das breite Thal ließ, welches die Unterbygde hieß und hier seinen Anfang nahm; Kampen war der letzte Hof in der Oberbygde.

Die Hauptthür des Wohnhauses ging auf die Straße hinaus; von ihr bis zum Wege war wohl ein paar Tausend Schritt; ein Gang führte dahin mit dichten Birkenbäumen bepflanzt. Ein kleiner Garten lag vor dem Hause. Arne behandelte ihn so, wie seine Bücher es ihn lehrten; links vom Hause lagen die Viehhäuser und andere Nebengebäude; sie waren fast alle neu und in einem Viereck gegen das Wohnhaus gebaut. Dies selbst war roth angestrichen, mit weißen Fensterrahmen und Thüren, hatte zwei Stockwerke und war mit Grasboden gedeckt, kleines Gesträuch wuchs auf dem Dache; der eine Giebel trug eine Wetterstange, auf derselben drehte sich ein eiserner Hahn mit hohem Schweif.

Der Frühling war in die Bergbygden gekommen; es war ein Sonntagmorgen, das Wetter etwas schwer, aber ruhig, ohne Kälte; der Nebel lag über dem Walde, aber Margit meinte, er würde sich bald verziehen. Arne hatte eine Predigt seiner Mutter vorgelesen und geistliche Lieder gesungen, und das hatte ihm selbst wohlgethan.

Jetzt stand er da in vollem Putz, um nach dem Predigerhofe zu gehen. Er öffnete die Thür, Geruch frischen Laubes schlug ihm entgegen, der Garten stand bethaut, gleichsam flatternd da im Morgenwinde, aber aus der Felsschlucht brauste es mit starkem, stoßweisem Knalle, daß es vor Auge und Ohr zitterte.

Arne ging in's Land. Je mehr er sich vom Wasserfall entfernte, desto mehr verlor sich das Gedonner in ein Summen, es legte sich zuletzt wie ein tiefer Orgelton über die Gegend.

„Gott sei mit ihm, wie er dort geht!" sagte die Mutter, indem sie das Fenster öffnete und ihm nachsah, bis er hinter einem Gebüsch verschwand. Der Nebel erhob sich mehr und mehr, die Sonne durchbrach ihn, es wurde lebendig auf den Feldern und im Garten; da gedieh Arne's Arbeit in frischem Wachsen, sie trug Duft und Freude zur Mutter empor. „Wie schön ist der Frühling dem, welcher langen Winter gehabt", sagte sie und blickte gedankenvoll hinaus in's Freie.

Arne hatte kein bestimmtes Geschäft auf dem Predigerhofe, er wollte sich nur nach den Zeitungen erkundigen, welche er mit dem Prediger zusammen hielt. Er hatte jüngst die Namen mehrerer Norweger gelesen, welche sich durch Goldgraben in Amerika recht emporgeschwungen hatten, unter ihnen war auch Christians. Seine Familie war längst von der Bygde weggezogen, allein nun hatte Arne doch als Gerücht gehört, daß Christian bald in der Heimat erwartet werden könnte. Darüber meinte er auch auf dem Predigerhofe etwas erfahren zu können — verhielt es sich so, daß Christian schon jetzt gekommen sei, so wollte Arne ihn aufsuchen in der Zeit zwischen dem Säen und der Ernte. Dies ging durch seinen Kopf, bis er so weit kam, daß er den Schwarzen See und den Hof Böen an der andern Seite sehen konnte. Der Nebel hob sich nun auch hier, die Sonne spielte auf den Höhen, die Bergesgipfel schienen zu

glühen und hatten den Nebel noch im Schooße, der Wald beschattete das Wasser zur Rechten, aber vor den Häusern schien Sand gestreut zu sein, denn dort war es seicht. Auf einmal stand er in dem rothgemalten Gebäude mit den weißen Thüren und Fensterrahmen, welches ihm zum Vorbilde seines eignen gedient hatte. Er dachte nicht an die ersten schweren Tage, welche er dort gehabt hatte, er dachte nur an den Sommer, welchen sie beide sahen dort, er und Eli, droben vor ihrem Krankenbette. Später war er nicht mehr dagewesen, wollte gar nicht mehr dahingehen, nicht für Alles in der Welt. Wenn blos seine Gedanken daran rührten, erröthete er und fühlte sich schamerbebt, und doch geschah es jeden Tag und viele Male am Tage, und gab es etwas, was ihn aus der Bygde vertreiben konnte, so war es das!

Weiter ging er, als wollte er in's Unendliche; aber je länger er ging, desto näher kam er Böen und desto mehr mußte er den Hof sehen. Der Nebel war ganz entwichen, der Himmel schien klar von dem einen Felsenrahmen zu dem andern, die Vögel schwammen gleichsam in der sonnenfrohen Luft und riefen einander zu, die Felder lachten mit Millionen Blumen, kein brausender Wasserfall drohte hier der Freude, sondern lebensfroh bewegte sich, sang, schien, jubelte es gen Himmel ohne Aufhör und Ende.

Arne hatte sich sehr warm gegangen, er warf sich in's Gras unter einem Berge, blickte hinüber nach Böen und wandte sich, um nicht länger dort hinüber zu sehen. Da hörte er über sich ein Lied singen, klar, gleichsam glänzend, wie er nie zuvor Gesang gehört hatte; es tönte über die Wiese hinweg zwischen das Vogelgezwitscher, und ehe er die Melodie recht wiedererkannte, wußte er schon die Worte.

Denn diese Melodie war ihm die liebste, und mit diesen Worten hatte er sich getragen, seit er ein Knabe war — und vergessen am selben Tage, wo er sie endlich fertig zu Papier gebracht. Er sprang auf, als wolle er die Töne fangen, blieb aber stehen und horchte, jetzt kam der erste Vers, jetzt der zweite, jetzt der dritte, vierte zu ihm hinunter: —

„Wundern soll's mich, was ich wohl seh'
Jenseits der hohen Fjällen?
Nun sieht das Aug', ach, nichts wie Schnee,
Drunten doch grünt es an Elv und See!
Kann mir den Wunsch nicht versagen,
Darf ich die Reise wohl wagen?

Hoch steigt der Adler mit starkem Schlag
Ueber die hohen Fjällen!
Fliegt durch den jungen, den kraftvollen Tag,
Sättigt den Muth in dem wilden Gejag',
Sinkt, wo er fühlet Gelüsten,
Nieder auf fernește Küsten.

Laubreicher Apfelbaum, sag', willst auch du
Ueber die hohen Fjällen?
Schenkst ihnen Schnee zu dem Schnee noch dazu,
Gnügt denn auch dir nicht des Thales Ruh?
Vögel auf Zweigen sich schaukeln,
Lieder und Duft sie umgaukeln!

Der sich gesehnet durch zwanzig Jahr
Ueber die hohen Fjällen,
Aber dennoch der Hoffnung bar,
Kennt sich weniger Jahr für Jahr!
Vögel durch Lüfte sich schwingen,
Hörst du, wie selig sie singen?

Plaudernder Vogel, was wolltest du hier,
Ueber den hohen Fjällen?
Dort werden bessere Nester dir,
Höhere Bäume im weiten Revier,
Wolltest du Sehnsucht mir bringen,
Mir, dem versaget die Schwingen?

Komm' ich denn nimmer und nimmer hin,
Ueber die hohen Fjällen?
Schlägt diese Mauer mit Angst mir den Sinn,
Soll sie mit Schnee-Eis und Grau'n von Beginn,
Gleich einem Sarg, bis zum Ende,
Fesseln mir Muth und Hände?

Nein! hinaus! will hinaus, weit, weit!
Ueber die hohen Fjällen!
Hier schleicht so drückend, so zehrend die Zeit,
Keck ist mein Muth, ja, ist jung und bereit,
Zu erklimmen die Gipfel, die hellen,
Ohne am Fels zu zerschellen!

Einmal, ich weiß es, da führt mich mein Muth
Ueber die hohen Fjällen!
Halb schon treibt mich die schwellende Flut.
Herr, o mein Gott, doch — die Heimat ist gut,
Soll ich die Sehnsucht nicht stillen,
Preis ich doch deinen Willen!

Arne war still bis zum letzten Verse, bis das letzte Wort verhallt war; wieder hörte er die Vögel schäkern und lachen, aber er wußte nicht, ob er sich selbst rühren dürfe. Wissen, wer es war, mußte er doch; er hob den Fuß auf und ging so vorsichtig, daß er das Gras sich nicht biegen hören konnte. Ein kleiner Schmetterling setzte sich in eine Blume gerade vor seinen Fuß, mußte wieder auffliegen, flog dann wieder eine kleine Strecke, mußte wieder empor und so weiter den Berg hinan. Aber da stand ein dichter Busch, er wollte nicht weiter, denn nun konnte er einen Vogel aus dem Busche fliegen sehen, er schrie erschreckt: „Kiwitt, kiwitt!“ — und schoß schräg durch die Lüfte; da blickte die auf, welche dort saß; er duckte sich nieder, tief, tief, hielt den Athem an, das Herz klopfte, er hörte jeden Schlag, horchte, durfte kein Blatt nur berühren, denn er hatte sie ja gesehen — Eli! —

Lange, lange sah er nach der Anhöhe empor, wollte sich gerne einen Schritt weiter unter den Busch schleichen, allein der Vogel konnte dort sein Nest haben und darauf wollte er um keinen Preis treten. Er lugte deshalb durch die Blätter hindurch, je nachdem sie auseinander flogen, oder sich zusammenschlossen. Das Sonnenlicht fiel gerade auf das Mädchen: sie saß da in einem schwarzen Mieder ohne Aermel, hatte einen Strohhut auf dem Kopfe, welcher einem Knaben zu gehören schien, er saß lose und auf dem einen Ohre. Im Schooße hatte sie ein Buch, allein auf demselben lagen eine Menge Feldblumen; ihre rechte Hand griff mitunter, wie in

Gedanken, in die Blumenfülle, ihren linken Ellbogen stützte sie auf das Knie, in der linken Hand lag ihr Haupt. Sie sah aus nach der Richtung, in welcher der Vogel geflogen war, und es war ungewiß, ob sie geweint hatte.

Etwas Schöneres hatte Arne all sein Lebtag weder gesehen, noch geträumt; die Sonne warf all ihr Gold auf sie und den Platz; die Töne schienen sie zu umwogen, obgleich sie längst verklungen waren, so daß er in jener Melodie gleichsam dachte, athmete, ja sein Herz schlagen fühlte. Es wurde ihm so seltsam zu Muthe, als ob das Lied, in das er seine ganze Sehnsucht ausgehaucht hatte, von ihm selbst vergessen, von ihr gefunden worden sei. —

Eine Wespe umkreiste sie viele Male, zuletzt wurde sie sie gewahr und verscheuchte sie mit einem Blumenstengel, welchen sie schwang, sobald sie ihr nah kam. Dann nahm sie das Buch und schlug es auf, schloß es aber bald wieder, während sie an zu summen fing. Es war:

„Fertig mit Knospe und Blatt stand der Baum" —

er hörte es deutlich, obwohl sie sich weder der Worte noch Melodie recht erinnerte, und sich oft irrte. Der letzte Vers gelang ihr am besten, deshalb wiederholte sie ihn öfter, aber in etwas veränderter Gestalt:

Und Beeren der Baum trug so roth und gesund,
„Willst du mein sein?" sprach die Maid mit dem Rosenmund.
„Ja, ja, die Beeren klein
Pflück' ab, denn sie sind dein!"
Sprach der Baum — trala — lala — la — lala — Mund.

Und nun sprang sie plötzlich auf, schüttelte alle Blumen ab und jauchzte hoch auf durch alle Lüfte, daß der Ton wohl selbst drüben auf Böen gehört werden konnte. Arne dachte vorspringen zu wollen, als sie anfing zu singen; er war nahe daran, da aber eilte sie von dannen. Nun mußte er hervor aus seinem Versteck, — und da sprang sie fort! Sollte er rufen? Nein, — ja! Nein! — Da hüpfte sie nun alle Berge hinunter, singend, trällernd; da fiel der Hut ab, dort nahm sie ihn wieder auf, da pflückte sie Blumen,

dort stand sie mitten im hohen Grase. — „Soll ich rufen? Sie sieht empor!" — er eilte hinunter. Es dauerte noch lange, ehe er sich zu zeigen wagte, zuerst steckte er nur den Kopf hinter einem Busch in die Höhe, konnte sie aber nicht sehen; — endlich kam er ganz hervor, sah sie aber nicht, sie war ganz verschwunden! Er schalt sich selbst einen Tölpel und mußte an einige der Geschichten denken, welche er im Nußhölzchen gehört hatte. — —

Er wollte nicht mehr nach dem Predigerhofe. Er wollte die Zeitungen nicht haben, wollte nichts von Christian wissen. Er wollte nicht nach Hause, wollte nirgends hin, wollte nichts, — „o Gott, ich bin so unglücklich!" sagte er, sprang auf und sang:

„Fertig mit Knospe und Blatt stand der Baum" —

daß es von den Felsen wiederhallte! — Später setzte er sich, wo sie gesessen hatte, er tändelte mit den Blumen, welche sie gepflückt hatte, warf sie aber den Berg hinunter nach allen Seiten! — Und dann weinte er. Es war lange her, daß er geweint hatte; dies fiel ihm ein, und so weinte er nur noch mehr. Er wollte reisen, ja, das wollt' er; — nein, er wollte nicht reisen! — Es schien ihm, daß er so sehr unglücklich sei, wenn er aber nach dem Grunde suchte, so konnte er ihn nicht finden. Er sah sich um, es war ein wundervoller Tag, und Ruhe lag über der Welt. Der See kräuselte sich nicht zur kleinsten Welle, von den Höfen stieg der Rauch ebenmäßig in die Höhe, die Vögel zwitscherten wohl, verloren sich aber in den Wald, der Thau war verschwunden, das Gras schaute so ernst, kein Lüftchen regte sich, die Blätter hingen still, die Sonne hatte in einer Stunde die Mittagshöhe erreicht. Er wußte nicht, wie es zuging, daß er sich mit einem kleinen Gedicht beschäftigte; eine Melodie dazu, sanft und weich, fiel ihm ein, und durch die Brust, seltsam erfüllt von Allem, was weich und mild war, ging und kam ihm der Ton so lange, bis ihm ein ganzes Bild lebendig vor der Seele stand.

Er sang die Weise leise, als sie vollendet war, auf dem Platze, wo Eli gesessen hatte.

Der Knab' ging zum Walde wohl tagelang,
Wohl tagelang.
Dort hatt' er gehört solchen süßen Sang,
Süßen Sang.

Der Knab' aus Schilf eine Flöte sich schnitzt,
Flöte sich schnitzt,
Und prüft, ob der Ton wohl darinnen sitzt,
Darinnen sitzt.

Es flüstert der Ton und nannte sich,
Nannte sich,
Doch kaum war er da, als er schon entwich,
Schon entwich!

Oft, wenn er schlummert, dann naht' er leis,
Naht' er leis.
Bestrich ihm die Stirne mit Liebe so heiß,
Liebe so heiß.

Wollt' ihn fangen, und schnell er erwacht,
Schnell er erwacht.
Doch fest hing der Ton in der bleichen Nacht,
Bleichen Nacht.

Herr, mein Gott, o nimm mich zu dir,
Nimm mich zu dir.
Der Ton hat verzaubert die Sinne mir,
Sinne mir.

Der Herr versetzte: „Er ist dir hold,
Ist dir hold!
Wenn nie eine Stund' er auch bleiben wollt',
Bleiben wollt'!"

Ach, weiß doch manch herrliche Melodie,
Melodie!
Doch diese such' ich und find' sie nie!
Find' sie nie! —

Vierzehntes Kapitel.

„Fahrwohl!“ sagte Margit eben in der Thür beim Prediger. — Es war ein Sonntagabend im Sommer, er war von der Kirche zurückgekommen, und sie hatte nun dort bis sieben Uhr gesessen und gewartet. „Fahrwohl, Margit!“ sagte der Prediger. Sie eilte die Treppen hinab, nach dem Hofe hinaus, denn dort hatte sie Eli Böen mit dem Sohne des Predigers und ihrem Bruder spielen sehen. „Guten Abend!“ sagte Margit und blieb stehen; „Gott segne euer Thun!“ — „Guten Abend“, sagte Eli. Sie erröthete über und über und wollte aufhören, obwohl die beiden Knaben auf sie eindrangen; aber sie bat sie aufzuhören, worin sie ihr für diesen Abend willfahrten. — „Ich möchte glauben, daß ich dich kennen sollte, und“, — sagte Margit. — „Das kann wohl möglich sein“, sagte die Andere. — „Du bist doch wohl nicht Eli Böen?“ — „Ja, es wär' wohl möglich.“ — „Ach nein, sieh'! — So, du bist also Eli Böen; ja, nun seh' ich wohl, daß du deiner Mutter ähnlich bist.“ — Eli's gelbbraunes Haar hatte sich gelöst, es hing über den Nacken hinab, sie war so roth und heiß im Gesichte wie eine Beere, die Brust hob sich auf und nieder, sie konnte kaum sprechen, und lachte selbst darüber, daß sie außer Athem war. „Ach ja, dazu hat die Jugend ein Recht.“ — Margit fühlte sich so froh bei ihrem Anblick. „Du solltest mich wohl nicht kennen?“ Eli hatte fragen wollen, kam aber nicht dazu, weil die Andere älter war; nun sagte sie, sie erinnere sich nicht, sie früher gesehen zu haben. — „Ach nein, es ist auch gar nicht zu erwarten; alte Leute kommen selten zum Vorschein. Meinen Sohn kennst du vielleicht ein klein wenig, du weißt wohl, Arne Kampen; ich bin seine Mutter, ich“; sie blickte verstohlen Eli an, deren Athem mit einem Male langsamer ging, während das Gesicht ernsthaft wurde und die Augen starr blickten. — „Ich glaube fast, er hat einige Zeit da drüben auf Böen gearbeitet.“ — „Ja, er hat das allerdings.“ — „Es ist ein schönes Wetter heut Abend; wir trockneten Heu heut Vormittag und brachten es ein, eh' ich vom Hause ging; es

ist recht ein gesegnetes Wetter." — „Es wird gewiß ein gutes Heujahr heuer!" meinte Eli. — „Ja, das magst wohl sagen; auf Böen ist es wohl sehr schön?" — „Sie sind dort fertig mit der Heuernte?" — „Versteht sich, ja! tüchtige Leute!" — „Sollst du heute noch nach Hause?" — „Nein, heute nicht." — „Könntest du mich nicht ein Streckchen begleiten? Ich treffe so selten Jemanden, mit dem ich ein wenig plaudern könnte, und dir kommt's wohl auf ein paar Schritte nicht an?" — Eli entschuldigte sich damit, daß sie kein Jäckchen anhabe. — „Ach ja, es ist auch zudringlich von mir, um so etwas zu bitten, das erste Mal, wo ich dich sehe; aber mit alten Leuten muß man Nachsicht haben." — Eli sagte, sie wolle gern eine Strecke mitgehen, sie wolle blos ihr Jäckchen holen.

Es war ein dicht anliegendes Jäckchen; wenn es zugehakt war, sah es aus wie ein Leibröckchen; sie hakte blos die zwei untersten Haken, sie war so heiß. Das feine Linnen hatte einen kleinen umgeschlagenen Kragen und wurde am Halse von einem silbernen Knopf in der Gestalt eines Vogels mit ausgeschlagenen Flügeln zusammengehalten. Einen solchen hatte Niels der Schneider getragen, als Margit Kampen zum ersten Male mit ihm tanzte. — „Ein schöner Knopf", sagte sie und betrachtete ihn. — „Ich hab' ihn von meiner Mutter bekommen", sagte Eli. — „Das kann ich mir denken"; sie half ihr beim Haken. Nun gingen sie den Weg entlang. Das Heu war gemäht und zusammengeharkt, Margit roch daran und fand, daß es gutes Heu sei. Sie fragte nach dem Viehstand auf diesem Hofe, kam auf den auf Böen zu sprechen, und erzählte dann, wie groß der auf Kampen sei. „Der Hof hat sich in den letzten Jahren sehr verbessert, er kann mehr als doppelt so groß werden. Er ernährt jetzt zwölf Milchkühe und könnte mehr ernähren, aber Arne hat so viele Bücher, worin er liest und dann darnach handelt, deshalb will er sie auf so großartige Weise gefüttert wissen." — Eli sagte nichts zu allem diesen, wie man erwarten konnte; aber Margit fragte sie, wie alt sie sei. Sie war über zwanzig Jahr. — „Hast du mit in der Haushaltung geholfen? Du siehst so fein aus, es war gewiß nicht von Bedeutung." — Ach ja, sie hatte tüchtig mit Hand angelegt,

besonders in der letzten Zeit. — „Ja, es ist gut, an Alles gewöhnt zu sein; wenn man selbst ein großes Haus bekommt, dann gehört was dazu. Aber das versteht sich, wer gute Hülfe hat, kann sich immer etwas schonen.“ — Eli wollte jetzt gern umkehren, denn nun waren sie längst über die Aecker des Predigers hinaus. — „Es dauert noch ein paar Stunden, eh' die Sonne untergeht; — es wär' hübsch von dir, wenn du noch ein Weilchen mit mir plaudern wolltest“, und Eli ging weiter mit.

Nun fing Margit an von Arne zu sprechen. „Ich weiß nicht, ob du ihn näher kennst. Er kann dich etwas von Allem lehren; Gott bewahr uns, so viel hat er gelesen!“ Eli gestand, sie wisse, daß er viel gelesen habe. — „Ach ja, das ist nun das Geringste an ihm; nein, so wie er gegen seine Mutter gewesen ist, alle Tage, das ist mehr! Soll es wahr sein, wie ein altes Sprichwort sagt, daß der, welcher gut gegen seine Mutter ist, gut gegen seine Frau ist, so wird die, welche ihn bekommt, nicht viel zu klagen haben.“ — Eli fragte, warum man das Haus dort vor ihnen grau gemalt habe. — „Ach, sie haben wohl keine andere Farbe gehabt“, meinte Margit; „nein, ich möchte ihm, Arne, wohl gönnen, daß er einmal für das viele Gute belohnt würde, das er seiner Mutter erzeigt hat! Die Frau, die er einmal haben sollte, müßte sowohl gut unterrichtet sein, als ein gutes Herz haben. — Wonach siehst du dort, mein Kind?“ — „Ich verlor nur einen kleinen Zweig, den ich trug.“ — „Lieber Gott, ich habe so mancherlei Gedanken, kannst du glauben, wenn ich dort im Holze allein sitze. — — Sollte es einst geschehen, daß er eine heimführte, die Segen mit sich brächte, sowohl dem Hause als dem Manne, so weiß ich, daß mancher Arme an dem Tage froh würde.“ Sie schwiegen beide und gingen weiter, ohne einander anzusehen; aber Eli blieb stehen. „Was ist's?“ — „Mein eines Schuhband ist aufgegangen.“ Margit wartete eine Weile, endlich war Eli fertig. „Er ist so eigenthümlich“, sagte die Mutter, „er ist als Kind so eingeschüchtert worden, und deshalb gewöhnt, Alles bei sich selbst auszudenken.“ Nun wollte Eli wirklich umkehren, aber Margit meinte, es sei kaum eine halbe Viertelmeile bis nach Kampen, ja, es sei nicht einmal so weit, und deshalb müsse sie Kampen sehen, da sie so nahe sei.

Aber Eli meinte, es würde zu spät werden. „Es sind genug da, die dich nach Hause begleiten", sagte Margit. — „Nein, nein", antwortete Eli schnell und wollte gehen. — „Ja, er, Arne, ist nicht zu Hause", sagte Margit, „er wird's also nicht werden; aber es sind wohl immer andere da", — und nun hatte Eli weniger dagegen einzuwenden. „Wenn es nur nicht zu spät wird." — „Ja, wenn wir lange stillestehen und darüber reden, so kann es wohl zu spät werden", und sie gingen. „Du hast wohl viel gelesen, da du beim Prediger erzogen bist?"

Ja, das hatte sie. — „Das wird dir gut zu Statten kommen, wenn du einen bekommst, welcher weniger kann." — Eli meinte, daß sie einen solchen nicht haben wolle. — „Ach nein, das ist vielleicht auch wohl nicht das Beste; aber hier in der Bygde ist das Volk ziemlich ungelehrt." — Eli fragte, ob das Kampen sei, was sie nun nahe vor sich sähe. — „Nein, das ist Gransetreen, der letzte Hof vor dem Walde; wenn wir weiter hinaufkommen, siehst du Kampen. — Es ist angenehm auf Kampen zu wohnen, kannst du glauben, es ist zwar abgelegen, aber darauf kommt es nicht an." — Eli fragte, was dort hinten im Walde rauche. — „Das ist ein Käthnerhäuschen, welches zu Kampen gehört. Dort wohnt ein Mann, welcher der Opplandsknud heißt. Er ging hier so allein umher, und so gab Arne ihm das Stück Land, um es zu benutzen. Er weiß, was es heißt, allein zu gehen, armer Arne." Nach einer Weile kamen sie so hoch, daß sie den Hof sehen konnten. „Ist das Kampen?" sagte Eli, blieb stehen und wies auf ein Gebäude. — „Das ist Kampen", sagte die Mutter, und blieb ebenfalls stehen. Die Sonne schien ihnen gerade in's Gesicht, sie hielten die Hand über die Augen und blickten hinab. Mitten auf einem Plan lag der Hof, roth angestrichen, mit weißen Thüren und Fensterrahmen; ringsum war Heu auf den Wiesen, eine Anhöhe war mit Korn bewachsen, die Aecker lagen grün und schwer inmitten der bleichen Wiese, bei den Ställen sah man geschäftige Leute, Kühe, Schafe, Ziegen kamen nach Hause, die Glöckchen läuteten, die Hunde bellten, die Dienstmägde riefen, aber über allem diesen donnerte mit furchtbarem Getöse der Wasserfall, welcher aus dem Felsen hervorstürzte. Je länger Eli das Bild betrachtete, desto mehr

hörte sie nur diesen Ton, und der wurde ihr zuletzt so schrecklich, daß ihr Herz laut klopfte. Es sauste und brauste durch ihren Kopf, bis sie ganz irre wurde, dann aber wurde ihr so mild und warm zu Sinne, daß sie, ohne es zu wissen, träumerisch langsamer ging, so daß Margit sie bat, ein wenig schneller zu gehen. Sie wurde emporgeschreckt; „ich habe nie so etwas wie diesen Wasserfall gehört", sagte sie, „mir wird ganz angst dabei." — „Daran gewöhnst du dich bald", sagte die Mutter; „zuletzt würde er dir gar fehlen." — „Liebe, glaubst du das?" fragte Eli. — „Ja, ja, das sollst du bald sehen!" sagte Margit; sie lächelte.

„Komm, nun wollen wir uns erst das Vieh ansehen", sagte sie, indem sie vom Wege abbog; „diese Bäume hier hat Niels gepflanzt, an beiden Seiten. Er wollt' es gern hübsch haben, armer Niels; — das will Arne auch; dort sollst du den Garten sehen, den er angelegt hat." — „O nein, o nein!" rief Eli, und sprang fort nach der Hecke. — „Wir wollen ihn nachher besehen", sagte Margit, „nun müssen wir erst das Vieh sehen, eh' es in die Ställe schlüpft." — Aber Eli hörte nicht, sie schaute nur in den Garten. Sie stand so lange, bis Margit sie zum zweiten Male erinnern mußte, da sah sie flüchtig durch die Fenster, als sie vorbeiging; es war Niemand drinnen.

Beide stellten sich nun vor die Scheunenthür und sahen auf die Kühe, als sie brüllend vorbei in die Ställe gingen. Margit nannte jede mit Namen für Eli, erzählte, wie viel Milch jede gäbe, welche kalben sollte, welche nicht. Die Schafe wurden gezählt und eingelassen, sie waren von einer großen, fremden Art, Arne hatte zwei Lämmer seewärts erhalten: „Er versucht gern solches, man sollte es nicht von ihm glauben." — Sie gingen nun nach der Tenne und besahen das Heu, was schon eingefahren, Eli mußte daran riechen, — „denn solches Heu findet sich nicht überall."

Sie wies durch eine Luke nach den Aeckern hinaus, sagte, was jeder trug und wie viel Saat darauf ausgesäet sei. Es waren nicht weniger als drei neu urbar gemacht am Walde, man hatte das erste Jahr dort Kartoffeln gelegt, das verlange der Boden; auf der andern Seite sei auch neues Land, aber da sei der Boden etwas anders, weshalb er dort Gerste gesäet habe; aber, versteht

sich, da sei gebrannter Torf als Dünger darüber gestreut, denn all dergleichen weiß er genau einzurichten. — „Ja, ich sollt's glauben, sie bekommt es komplett, sie, welche hier einzieht!" — Sie gingen hinaus und nach dem Wohnhause; aber Eli, welche auf alles dieses nichts geantwortet hatte, bat nun, als sie am Garten vorbeigingen, ob sie nicht hineingehen sollten. Als Margit ihr willfahrte, bat sie, ob sie nicht eine oder zwei Blumen pflücken dürfe. Es war eine kleine Bank in einer Ecke, darauf setzte sie sich, gleichsam um sie zu probiren; denn sie stand sogleich wieder auf.

„Wir müssen eilen, sonst könnt' es zu spät werden", sagte Margit, als sie in die Thür trat. Sie gingen in's Haus. Margit fragte, ob sie nicht etwas genießen wolle, das erste Mal, daß sie hier sei, allein Eli erröthete und dankte kurz. Sie sahen sich nun um, wo sie standen; die Fenster gingen nach dem Wege hinaus, es war das Wohnzimmer; es war nicht groß, aber traulich mit Uhr und Ofen. Hier hing Niels' Geige, alt und dunkel, mit neuen Saiten. Hier hingen einige Flinten Arne's, ein englischer Angelapparat und andere seltene Dinge, welche die Mutter herabnahm und zeigte; Eli besah und berührte es. Das Zimmer war ungemalt, denn anders liebte Arne es nicht; eben so wenig war die Stube gemalt, welche nach dem Felsen hinaussah, dort, wo das frische Gebirge herunterlachte und die blauen Berge im Hintergrunde schimmerten; dies Zimmer war größer und schöner; die beiden kleinen Zimmer im Flügel waren gemalt, denn dort sollte die Mutter wohnen in ihren alten Tagen, — wenn eine Frau in's Haus käme. Margit mochte so gern gemalte Zimmer und hier war die Decke mit Rosen gemalt; ihr Name stand auf Schrank, Bettstelle, auf gereimten und ungereimten Dingen, denn es war Arne selbst, der es gethan hatte. Sie besuchten die Küche, die Speisekammer, die Brennholzräume und wollten nun auf den Boden hinauf; „dort sei das Beste!" sagte die Mutter.

Dort waren wohleingerichtete Zimmer, welche denen, welche unten waren, entsprachen, aber sie waren neu, noch unbewohnt, ausgenommen eins, welches nach dem Felsen hinauslag. In diesen Zimmern hingen und standen allerlei Hausgeräthe, welche in

der täglichen Haushaltung nicht gebraucht wurden. Hier hingen eine Menge genähter Thierfelle, nebst anderem Bettzeuge: die Mutter nahm sie, hob sie auf und Eli that dasselbe; sie betrachtete alle diese Sachen mit Freuden, untersuchte Einzelnes, fragte und fühlte sich mehr und mehr angeregt. Da sagte die Mutter: „Nun wollen wir den Schlüssel zu Arne's Koffer holen;“ er lag unter einer Kiste, dann gingen sie in das Stübchen, welches nach dem Felsen hinaus lag. Der schreckliche Wasserfall donnerte ihnen hier wieder entgegen; denn das Fenster stand offen. Hier konnten sie den Wasserstrahl zwischen den Felsen emporspritzen sehen, aber nicht den Fall selbst, nur etwas höher, wo er noch nicht abbrach, denn dort war ein Felsstück in den Fall hinabgestürzt, gerade da, wo er mit furchtbarer Gewalt den Sprung in die Tiefe machte. Frisches Gras stand auf der oberen Fläche des Felsstücks, ein paar Tannenstämme hatten sich in ihn hineingegraben und schossen empor, die Wurzeln in den Felsritzen. Der Wind hatte die Bäume zerzaust, der Wasserfall sie gewaschen, so daß sich vier Fuß von der Wurzel kein Zweig fand, sie waren gleichsam in die Kniee gesunken, die Zweige geknickt, aber dennoch standen sie fest und hoben sich zwischen den Felsen empor. Dies war das Erste, was Eli aus dem Fenster sah, dann schweifte ihr Auge weiter und überschaute die weißen Schneegipfel über den grünen Bergwänden. Sie sah nieder; über den Feldern lag es wie Friede und Fruchtbarkeit, sie sah sich um im Zimmer, und das Erste, was sie erblickte, war ein großes Bücherrepositorium. Dort standen so viele Bücher, daß sie glaubte, selbst der Prediger habe nicht mehr. Ein Schrank hing über dem Bücherbrette und in demselben hatte er seine Schätze. Zweimal hatten sie geerbt, sagte die Mutter, sie erwarteten noch eine dritte Erbschaft, wenn Alles ginge, wie es sollte. „Doch, Geld ist nicht das Beste in der Welt; er kann das bekommen, was besser ist.“ — Es fanden sich in dem Schranke viele Schnurrpfeifereien, welche scherzhaft anzusehen waren, Eli betrachtete alle vergnügt wie ein Kind. Da wies die Mutter sie hin nach einer großen Kiste, worin seine Kleider lagen; sie hob dieselben auf und zeigte sie und Eli bewunderte sie aufrichtig. Margit klopfte sie auf die Schulter: „Ich seh' dich heut zum ersten

Mal, aber dennoch halt' ich schon so viel von dir, mein Kind!" sagte sie und sah ihr gutmüthig in die Augen. Ehe Eli Zeit bekam verlegen zu werden, zupfte Margit an ihrem Kleide und sagte ganz leise: „Dort siehst du einen kleinen, rothgemalten Schrein; — du kannst glauben, darin ist etwas Seltenes." — — Eli betrachtete den Gegenstand, es war ein kleiner viereckiger Schrein, den sie gerne ihr eigen genannt haben möchte. „Er will nicht, daß ich wissen soll, was der Schrank enthält", flüsterte die Mutter, „er versteckt den Schlüssel jedesmal", — sie ging fort nach einigen Kleidern, welche an der Wand hingen, nahm eine Sammetweste herab, suchte in der Uhrtasche und fand den Schlüssel. „Komm', nun sollst du sehen", flüsterte sie; sie gingen ganz leise und legten sich beide vor dem Schrein auf die Kniee. Als die Mutter den Deckel öffnete, schlug ihnen ein Wohlgeruch entgegen, daß Eli in die Hände klatschte, eh' sie noch etwas gesehen hatte. Oben lag ein Tuch ausgebreitet, das nahm die Mutter ab: „Nun sollst du sehen!" flüsterte sie und nahm ein feines, seidenes Tuch hervor, wie Männer es nicht zu tragen pflegen. „Es ist ganz als wär's für ein Mädchen", sagte die Mutter; Eli breitete es aus auf ihrem Schooße und betrachtete es, sagte aber kein Wort. „Hier ist noch eins", sagte die Mutter, Eli betrachtete es, die Mutter konnte es nicht lassen, sie mußte ihr's umbinden, obwohl Eli nicht wollte und den Kopf wegbog. Sie wußte nicht, was sie für ein solches Tuch gegeben hätte, allein daran dachte sie doch nicht. Sie legten die Tücher wieder zusammen, aber langsam. „Hier sollst du sehen", sagte die Mutter und zog einige schöne seidene Bänder hervor. „Alles, Alles, wie für ein Mädchen." Eli ward feuerroth, sie sagte jedoch nichts. „Hier ist noch mehr!" Die Mutter nahm ein schönes schwarzes Stück Seidenzeug zu einem Kleide hervor — „das ist sehr fein", sagte sie und hielt es gegen das Tageslicht. Eli's Hände zitterten unwillkürlich, die Brust hob sich, sie fühlte, daß ihr das Blut zu Kopfe stieg, sie wollte sich gern abwenden, aber das ging nicht an. „Auf jeder Reise nach der Stadt hat er etwas gekauft", sagte die Mutter. Eli konnte sich fast nicht länger halten, die Augen schweiften von einem Dinge im Schranke zum andern und endeten bei dem Zeug zum Kleide;

sie glühte im Gesicht. Der letzte Gegenstand, den die Mutter hervorzog, lag in Papier; sie wickelte eine Papierhülle nach der andern ab, endlich zeigten sich ein Paar kleine Schuhe. Beide hatten wohl nie so zierliche Schuhe gesehen, die Mutter glaubte, sie seien mehr gegossen als genäht, Eli sagte kein Wort, als sie aber den einen Schuh anfaßte, standen alle ihre fünf Finger darauf; „ich schwitze wohl gar“, flüsterte sie und trocknete ihre Hände. Die Mutter legte nun Alles wieder vorsichtig an seinen Platz. „Sieht es nicht gerade so aus, als habe er Alles nach und nach für Eine gekauft, der er es doch nicht geben durfte?“ sagte sie und sah Eli an; „er hat es hier im Schreine verwahrt — so lang;“ sie rückte Alles noch einmal vorsichtig und sorgfältig zurecht. „Nun wollen wir sehen, was in dieser Schublade ist.“ Sie öffnete dieselbe leise, als ob etwas recht Schönes bevorstände. Es lag darin eine Schnalle, breit wie zu einem Gürtel, das war das Erste, was Eli sah, dann gewahrte sie ein paar zusammengebundene Ringe von Gold, endlich ein in Sammet gebundenes Gesangbuch mit silbernen Spangen, aber dann wurde es ihr plötzlich schwarz vor den Augen, denn sie hatte auf das Silber des Gesangbuchs gravirt gesehen den Namen: „Eli Bärdstochter Böen.“ — — Die Mutter, welche wollte, daß sie es sehen sollte, erhielt keine Antwort, sah aber, wie Thräne auf Thräne auf das Seidenzeug hinabrollte und ihren Weg weiter suchte. Da legte die Mutter das Buch hin, machte die Schublade zu, wandte sich um und zog Eli mit sich nach ihrer eigenen Kammer. In ihren Armen weinte die Tochter und die Mutter weinte mit ihr, ohne daß eins von ihnen ein Wort gesagt hätte. —

*

Nach einer Weile ging Eli hinaus in den Garten, allein; die Mutter ging in die Küche, sie wollte für ein gutes Abendessen sorgen, denn nun konnte auch Arne bald erwartet werden. Nachher ging sie hinaus in den Garten zu Eli: sie fand sie auf der Erde sitzend und mit einem Stock im Sande schreibend. Sie strich das Geschriebene über, als Margit kam, sah auf und lächelte; sie hatte geweint. — „Es ist nichts zum Weinen, mein Kind“, sagte Margit und streichelte ihre Wange, „nun ist das Essen fertig und nun

kommt auch Arne." — Sie sahen etwas Schwarzes zwischen den Büschen am Wege. Eli schlich sich in's Haus, die Mutter hinterher. Dort war gewaltig aufgetischt, rothe Grütze, Rauchfleisch, Kringel; aber Eli sah nicht darnach, sie setzte sich auf einen Stuhl, fern in dem Uhrwinkel, an die Wand und bebte, wenn sie das Geringste sich regen hörte. Die Mutter stand am Tische. Feste Schritte erklangen auf dem Steinpflaster, ein kurzer leichter Tritt auf der Hausdiele, die Thür wurde geöffnet, Arne trat ein. Das Erste, was er sah, war Eli, er zog die Hand von der Thür, ohne sie zu schließen und blieb stehen. Dies vermehrte Eli's Verlegenheit, sie stand auf, bereute es aber gleich und wandte sich nach der Wand. „Bist du hier?" sagte Arne und wurde feuerroth, als er fragte. — Sie erhob eine Hand und hielt sie vor's Gesicht, wie man thut, wenn das Sonnenlicht einen blendet. „Wie bist du hieher gekommen?" sagte er und that einen oder zwei Schritte vorwärts; sie senkte die Hand wieder, wandte sich ein wenig gegen ihn, bog aber den Kopf zur Seite und brach in Thränen aus. — „Weshalb weinst du, Eli?" fragte er und trat auf sie zu. Sie antwortete nicht, aber ihre Thränen flossen heftiger. „Gott segne dich, Eli!" sagte er und schlang seinen Arm um sie; sie lehnte ihr Haupt an seine Brust. Er flüsterte etwas zu ihr hinab, sie antwortete nicht, sondern schlang nur ihre beiden Hände um seinen Hals.

So standen sie lange, keinen Laut hörte man außer dem Brausen des Wassers draußen, welches fern und still an das Walten des Ewigen erinnerte. Da weinte Jemand am Tische, Arne sah empor, es war die Mutter; er hatte sie nicht bemerkt bis dahin. „Nun bin ich sicher, daß du nicht von mir fortreisest, Arne", sagte sie und ging zu ihm hin; sie weinte sehr, aber es thäte ihr so wohl, sagte sie.

Eine Weile nachdem sie gespeist und der Mutter Lebewohl gesagt hatten, gingen sie miteinander nach dem Predigerhofe zurück. Es war eine sommerhelle Nacht, in der Alles wie in großen Gruppen zusammengetreten zu sein und zu flüstern schien. Selbst dem, welcher von Kindheit an solche Nächte gekannt hat, scheinen sie seltsam; man geht dahin und wartet auf etwas, das plötzlich

geschehen müßte; der Tag ist da, aber nicht das Erwachen. Oft ist der Himmel ein wenig blutroth zwischen den bleichen Wolkenmassen, er sieht aus wie ein Auge, welches vom nächtlichen Wachen geröthet ist. Man glaubt ein Gesäusel zu hören, allein es ist in unsrem eignen Gehirn, das überreizt ist. Der Mensch schrumpft vor sich selber ein, wird so klein und denkt an seinen Gott.

Die Beiden, welche diese Nacht durchwanderten, schlossen sich auch fest aneinander; sie gingen mit zu vielem Glücke im Herzen, es war ihnen, als ob Jemand es ihnen rauben müßte. „Ich glaube fast nicht daran", sagte Arne. Sie sprach leise vor sich hin: „Mir ist's fast ebenso." — „Aber das ist wahr", sagte er, jedes Wort betonend, „nun geh' ich nicht länger und denke blos, nun habe ich endlich einmal gehandelt!" — Eine Weile darauf sagte er, aber nicht fröhlich: „Nicht ich war's, der handelte, nein! es war die Mutter!" — Diesen Gedanken schien er bei sich selbst zu verfolgen; denn wiederum nach einer Weile sagte er: „Eben bis heute habe ich im Grunde nichts gethan, und bin nirgends mit gewesen. Ich habe immer nur zugeschaut und zugehört." — Er ging wieder eine Strecke, dann sagte er warm: „Gott sei Dank, daß ich auf diese Weise zu einem Abschluß kam; . . nun bekommen die Leute Vieles nicht zu sehen, was nicht war, wie es hätte sein sollen." . . . Und wieder nach einer Weile: „Hätte nicht Einer sich meiner angenommen und mich unter die Leute geführt, wer weiß, ich ginge vielleicht noch dort oben allein!" — Er schwieg.

„Lieber, was glaubst du, daß mein Vater sagen wird?" fragte Eli, als sie an das Vaterhaus dachte. — „Ich werde sogleich morgen, wenn es Tag wird, hinüber zu deinen Eltern gehen", sagte Arne, „das werd' ich doch selbst thun!" — Er wollte nun auch heiter und fröhlich sein und nie mehr sich schwermüthigen Gedanken hingeben, wirklich niemals! — „Eli, und du warst es, die mein Lied fand dort drüben im Nußhölzchen?" — sie lachte — „und die Melodie kanntest du auch, welche ich dazu ausgedacht?" — — Sie sah erröthend nieder und sagte: „Ich nahm einfach die, welche paßte." — Dann lachte sie fröhlich, er wandte sich zu ihr und sagte: „Aber das andere Lied kanntest du nicht?" — — „Welches?" fragte sie und sah empor. . . . „Eli, du darfst mir nicht gram

werden darob . . . . . aber einmal hier im Frühling . . . ja, ich konnte nicht davor: ich hörte dich singen, du saßst oben am Zaune des Predigergartens." — Sie wurde sehr verlegen, später lachte sie: „So war's nicht mehr als Strafe!" sagte sie. — „Was denn?" — „Ach, — es ist . . . ja, es ist nicht meine Schuld; es war deine Mutter . . . . ja, ja, ein ander Mal . . . . ." — „Nein, sag's nur!" Sie wollte nicht; er blieb stehen und rief: „Ihr seid doch wohl nicht oben in meiner Kammer gewesen?" Er war so ernst, daß sie von Furcht ergriffen wurde und vor sich nieder sah; sanft fragend fügte er hinzu: „Mutter hatte vielleicht den Schlüssel zu dem kleinen Schrein gefunden? — Sie stand eine Weile sinnend, sah dann empor und lächelte; aber es war, als geschäh' es, um die Thränen zurückzuhalten. Dann schlang er warm seine Arme um ihr Haupt und drückte es an sich. Er zitterte ein wenig, es flimmerte ihm vor den Augen, das Blut stieg ihm zu Kopfe; er beugte ihn nieder auf den ihrigen und strich Wange an Wange; die Lippen tappten gleichsam taumelnd umher und er stand auch wirklich nicht sicher auf den Beinen; er mußte sie loslassen, ging weiter, durfte sie nicht ansehen; die Wolken hatten so seltsame Gestalten, dort war eine gerade vor ihm, die sah aus wie eine Ziege mit großen Hörnern, sie bäumte sich; und dort war ein altes Weib mit einer großen Nase und ungekämmten Haaren; und dort trugen sie das Bild eines großen Mannes herbei, es stand auf Stelzen und brach mitten entzwei; . . . aber dort unten dicht über dem Gebirge war der Himmel frei und blau, die Felsen schauten schwermüthig, das Wasser lag still zu ihren Füßen und durfte sich nicht rühren; wolkengrau lag es da, hatte weder Sonne noch Mond, allein voll Liebe zog sich der Wald zu ihm hinunter wie immer, Vögel erwachten und zwitscherten ein wenig, wie halb im Traum oder schlaftrunken, im Busche dort ertönt' es wie eine Antwort, aber hier drohten keine Gefahren und so schliefen sie wieder ein . . . . Friede war da, Arne fühlte, daß sich sein Segen über seine Seele breitete, wie ein Abend über die Natur. „Du großer, du allmächtiger Gott!" sagte er, daß er es selbst hören konnte, und er faltete die Hände, ging aber Eli etwas voraus, damit sie es nicht sehen solle.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war Herbst, die Leute begannen die Ernte einzufahren. Der Tag war klar, es hatte die Nacht durch geregnet, deshalb war die Luft mild wie im Sommer. Es war ein Sonnabend, allein demungeachtet steuerten viele Boote über den schwarzen See nach der Kirchenseite, die Männer ruderten in Hemdsärmeln, die Weiber saßen vorn und hinten mit hellen Tüchern auf den Köpfen. Aber noch zahlreichere Boote steuerten hinüber nach Böen, um nachher von da in großem Zuge herüberzurudern; denn heute machte Bärd Böen Hochzeit für seine Tochter Eli mit Arne Nielssohn Kampen.

Alle Thüren standen offen, die Leute gingen aus und ein, Kinder mit Kuchen in den Händen standen voll Furcht, die neuen Kleider zu beflecken, auf dem Hofraume und blickten fremd einander an; eine alte Frau saß oben auf der Treppe allein und weinte; es war Margit Kampen. Sie trug einen großen silbernen Ring, an dem mehrere kleinere befestigt waren; auf den sah sie mitunter hinab; sie hatte diesen Ring von Niels bekommen an dem Tage, wo sie als Braut mit ihm vor'm Altare stand und hatte ihn nie getragen.

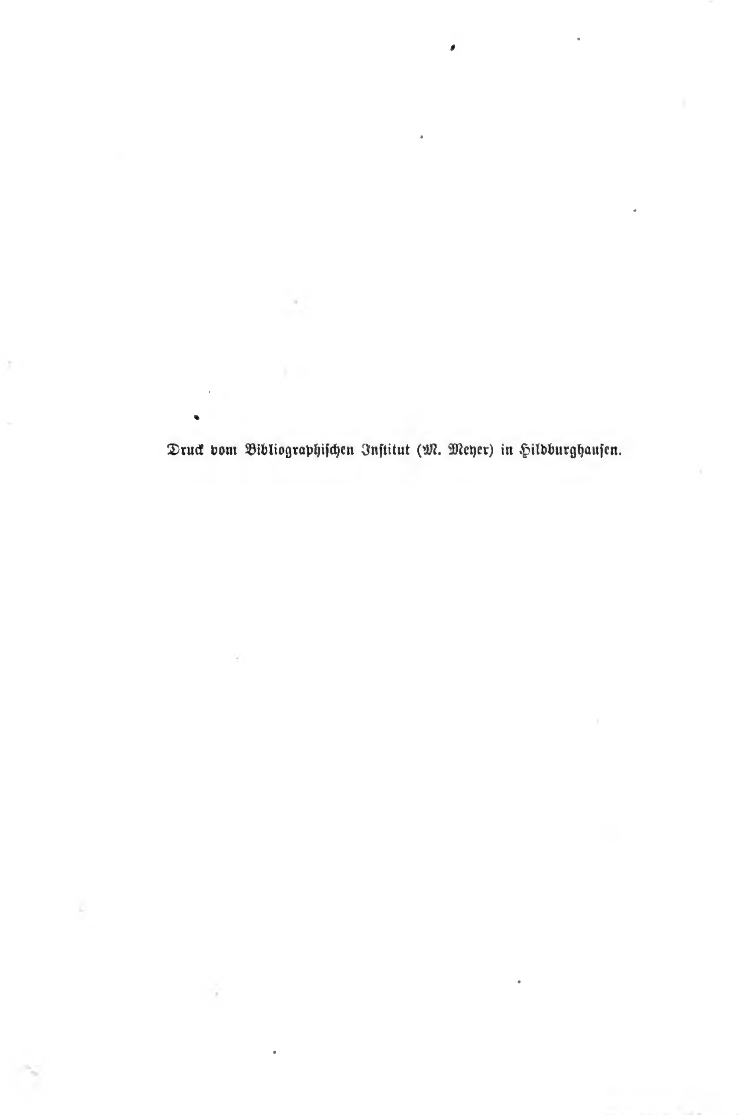
In den zwei bis drei Zimmern wirthschafteten der Küchenmeister und die beiden jungen Brautjunker, der Sohn des Predigers und Eli's Bruder, und schenkten den unablässig ankommenden Hochzeitsgästen fleißig ein. Oben auf Eli's Zimmer saßen die Braut, die Predigersfrau und Mathilde, welche eigens aus der Stadt gekommen war, um die Braut schmücken zu helfen; sie hatten einander das gelobt, schon als sie noch Kinder waren. — Arne, in Kleidern von Tuch, runder Jacke und schwarzem Hut, mit einem Kragen, den Eli genäht hatte, stand unten in einem der Zimmer an jenem Fenster, auf welches Eli „Arne" geschrieben hatte. Es war offen, er lehnte sich auf die Fensterbank und schaute auf das stille Wasser und die Bucht mit der Kirche drüben.

Draußen im Gange begegneten sich zwei, die beide von ihren Geschäften kamen: der eine vom See, wo er sich bemüht hatte, den Zug der Boote zu ordnen. Er hatte eine runde Jacke von schwarzem Tuche an, aber blaue Beinkleider, welche abfärbten, so daß seine Hände blau waren; der weiße Kragen stand dem hellen Gesichte und dem lichten langen Haar gut, die hohe Stirn war ruhig, um den Mund spielte ein Lächeln. Es war Bärd; er begegnete einer Frau im Gange, welche gerade von der Küche kam. Sie war geschmückt zur Kirchfahrt, hoch, schlank, schritt selbstgewiß einher und hatte etwas Eile; als sie Bärd erblickte, blieb sie stehen, während der eine Mundwinkel sich etwas in die Höhe zog. Es war Birgit, die Gattin. Beide hatten einander etwas zu sagen, aber keins von ihnen fand Worte. Bärd war verlegener als sie, er lächelte mehr und mehr, zuletzt wandte er sich gegen die Treppe und sagte, indem er hinaufging: „Vielleicht folgst du mir?“ Und sie folgte ihm. Droben waren sie ganz allein, aber Bärd machte dennoch die Thür zu und schien sich gute Zeit zu lassen. Als er sich endlich umkehrte, stand Birgit am Fenster und schaute hinaus. Bärd nahm eine kleine Flasche aus dem Busen, sie hatte einen silbernen Stöpsel, diese wollte er ihr zum Geschenk machen. Sie wollte sie nicht annehmen, obwohl er versicherte, daß sie Wein enthalte, den der Prediger geschickt habe. So nahm er denn selbst ein Schlückchen, bot ihr jedoch mehrere Male davon an, während er selbst trank. Dann korkte er die Flasche zu, steckte sie wieder in den Busen und setzte sich auf eine Kiste nieder.

Ein paar Mal holte er tief Athem: „Ich bin so froh heute“, sagte er und sah vor sich nieder; „ich dachte, ich müsse heut mit dir reden; es ist lange seit dem letzten Mal.“ Birgit stützte den Kopf auf die Hand, ihr Ellbogen ruhte auf der Fensterbank. Bärd fuhr fort: „Ich habe heut an Niels den Schneider gedacht; er trennte uns beide, er; ich glaubte, es solle blos dauern bis zur Hochzeit, aber es dauerte länger. Heute ist ein Sohn von ihm, wohl unterrichtet und wacker, zu uns eingekehrt und wir haben ihm unsere einzige Tochter zur Ehe gegeben. Was meinst du nun, Birgit, wenn wir zwei beide heut zum zweiten Male Hochzeit hielten — und zwar so, daß wir nie mehr geschieden würden?“ —

Seine Stimme zitterte und er räusperte sich. Birgit legte ihren Kopf nieder auf ihren Arm, sagte aber nichts. Bärd wartete lange, erhielt aber keine Antwort, selbst aber hatte er auch nichts mehr zu sagen. Er sah auf und wurde sehr blaß, denn sie wandte sich nicht einmal zu ihm. Da erhob er sich und gleichzeitig klopfte es leise an die Thür und fragte mit sanfter Stimme: „Kommst du nun, Mutter?" Es war Eli. Birgit hob den Kopf empor, sah nach der Thür, begegnete Bärds bleichem Antlitz: „Kommst du nun, Mutter?" fragt' es draußen noch einmal. „Ja, nun komm' ich!" sagte Birgit mit gebrochener Stimme, gab Bärd die Hand und brach aus in das heftigste Weinen. Die beiden Hände drückten einander, sie waren beide alt, allein sie hielten einander so fest, als hätten sie sich zwanzig Jahr hindurch unablässig gesucht. Sie hielten sie noch zusammen, als beide zur Thür schritten, und als einige Zeit nachher das Brautgefolge nach dem See zog und Arne Eli seine Hand gab, um den Zug zu eröffnen, und Bärd dies sah, faßte auch er, gegen alles Herkommen, seine Frau bei der Hand und ging, bedeutsam lächelnd, hinter Arne einher. Aber hinter ihnen ging Margit Kampen allein. Bärd war ganz ausgelassen an diesem Tage, er saß und schwatzte mit den Fuhrleuten. Einer von diesen, welcher die hohen Felsen betrachtete, sagte, es sei doch wunderbar, daß solch eine steile Felswand mit Pflanzen bekleidet werden könnte. „Sie müssen, mögen sie wollen oder nicht", sagte Bärd und ließ seinen Blick über das ganze Gefolge schweifen, bis er ihn auf den Brautleuten und der Gattin ruhen ließ. „Wer hätte das wohl vor zwanzig Jahren sagen mögen!" meinte er.





Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Anstatt weiterer Ausführung des Programms diene beispielsweise das

Inhaltsverzeichniss des ersten Heftes:

Diese Monatschrift erscheint vom Juni an in **Heften,** jedes von 72 Oktav-Seiten, zum **Subscriptionspreis von 6 Sgr.** Sorgfältig ausgeführte **Abbildungen** illustriren namentlich naturhistorische und technologische Artikel. — Jeder Band von 12 Heften bildet, mit einem alphabetischen Sach-Register versehen, somit ein vollständiges **encyklopädisches Jahrbuch der Gegenwart.**

☞ **Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

Bibliothek

ausländischer Klassiker

in

deutscher Uebertragung.

13. Band.

Skandinavische Literaturen.

Novellen von Björnstjerne Björnson.

Zweiter Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1865.

Björnstjerne Björnson's

Bauernnovellen.

Aus dem Norwegischen übertragen

von

Edmund Lobedanz.

Zweiter Theil.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1865.

Ein fröhlicher Bursch.

Erstes Kapitel.

Eyvind war sein Name, und er weinte, als er zur Welt kam. Als er aber erst aufgerichtet auf der Mutter Schooß sitzen konnte, da lachte er, und wenn sie des Abends Licht anzündeten, lachte er so, daß es von den Wänden wiederhallte, — er weinte aber, als er es nicht anrühren durfte. „Aus dem Buben muß einmal was Rechtes werden", sagte die Mutter, und das geschah denn auch, nämlich ein — fröhlicher Bursch.

Da, wo er geboren wurde, erhob sich ein nackter Fels und hing über, aber er war nicht hoch; Föhre und Birke schauten von der Höhe nieder, und sie streuten Blüthen auf das Dach des Hauses. Allein oben auf dem Dach neben dem Felsen weidete ein kleiner Ziegenbock, der Eyvind gehörte; er sollte aufpassen, daß er sich nicht wegschleichen könne, und so trug er Laub und Gras zu ihm hinauf. Eines schönen Tages hüpfte der Bock über den Raum zwischen dem Dach und dem nahen Felsen und verlor sich in's Gebirge hinauf; dort lief er umher, wo er nie gewesen war. Eyvind sah den Bock nicht, als er nach dem Abendbrod hinauskam und dachte sogleich an den Fuchs. Es wurde ihm so heiß um's Herz, ja, es lief ihm über den ganzen Körper, er rief, sah sich um und horchte: „Kille, Kille, Killebock!"

„Bä — ä — ä — ä!" sagte der Bock droben auf dem Felsenplan, legte den Kopf auf die Seite und sah hinab.

Aber siehe, neben dem Bock lag ein kleines Mädchen auf den Knieen.

„Gehört dir der Bock?“ fragte sie. Eyvind stand da mit offenem Munde und aufgerissenen Augen und steckte dann beide Hände langsam in die Hosentaschen:

„Wer bist du?“ fragte er sie.

„Ich — ich bin Märit, meiner Mutter Kind, Felen mein Vater, Huldra im Hause, Ola Nordistuens Enkelin auf den Heidehöfen; werd' vier Jahr zum Herbst, zwei Tage nach den Frostnächten, ich, ja!“

„So, das bist du!“ sagte er, und holte tief Athem, weil er ihn angehalten, so lange sie sprach.

„Ist es also dein Bock?“ fragte das Mädchen wieder.

„Ja — ach, freilich!“ sagte er und blickte wieder auf.

„Ich habe solche Lust zu dem Bock bekommen; — willst du mir ihn wohl geben, was?“

„Ne, das laß ich wohl bleiben!“

Sie lag eine Weile und ließ die Beine über den Felsrand baumeln, dann sagte sie: „Wenn du nun aber einen Butterkringel für den Bock kriegst, so bekomm' ich ihn wohl?“

Eyvind war armer Leute Kind; nur einmal in seinem Leben hatte er Buttersemmel gegessen, das war damals, als sie vom Großvater Besuch hatten, „so was Schönes“ hatte er weder früher noch später gegessen. „Laß mich erst mal den Kringel sehen“, sagte er. — Das ließ sie sich nicht zweimal sagen; sie hielt einen großen Kringel, den sie bei sich hatte, hoch empor. „Hier ist er“, rief sie und warf ihm denselben hinab. „Au, er brach in Stücke“, seufzte Eyvind und sammelte jeden Brocken mit Sorgfalt auf; den allerkleinsten steckte er dann in den Mund, — blos um zu kosten; ach, wie schmeckte das! noch ein Stück stieg in den Mund hinauf, und eh' er's selbst wußte, hatte er den ganzen Kringel verzehrt.

„Nun gehört der Bock aber mir!“ sagte die Kleine droben. Eyvind nahm den letzten Bissen wieder aus dem Munde; das Mädchen blieb ruhig liegen und lachte, der Bock stand daneben, mit weißer Brust, sonst braunschwarz, und schaute mit schiefem Kopf hinab.

„Könnteſt du nicht ein wenig warten", bat der Kleine und das Herz fing ihm an zu klopfen. Da lachte das Mädchen noch mehr, erhob ſich auf die Kniee und ſagte:

„Nein, Beſter, der Bock iſt nun mein!" Dann ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals, nahm eins ihrer Strumpfbänder und band es darum. Eyvind ſtand da und ſah es mit an. Nun erhob ſie ſich ganz und fing an den Bock nach ſich zu ziehen; aber er wollte ihr nicht folgen, ſondern drehte den Hals zurück, nach Eyvind hinunter.

„Bä — ä — ä — ä!" ſagte er. Sie aber nahm ihn an der Mähne mit der einen Hand, zog am Strumpfband mit der andern, und ſagte ſo gütig: „Komm' du nur, Böcklein, du ſollſt bei mir in der Stube wohnen, aus meiner Mutter Schüſſel und aus meiner Schürze eſſen," — und dann ſang ſie:

„Komm' Böcklein zum Büblein,
Komm' Kälblein dazu.
Miauendes Kätzlein
In ſchneeweißem Schuh!
Ihr Entlein mit Mützen
Kommt her aus den Pfützen!
Ihr Küchlein ſo klein,
Gegrüßt ſollt ihr ſein!
Kommt Täublein, ſo friedlich,
Mit Federn, ſo niedlich.
Das Gras zwar iſt feucht,
Die Sonn' aber leucht't.
Und früh, ja, ſo früh iſt es jetzt noch im Sommer,
Doch ſchnell kommt der Herbſt, wenn du rufſt: Herbſt, komm' er!"

*

Da ſtand nun das Bürſchlein.

Mit dem Bock hatte er ſeit letztem Winter geſpielt, ſich herumgebalgt, ja ſeit er geboren war, und nie hätt' er ſich gedacht, daß er ihn verlieren könne; nun aber war es ſo plötzlich, in ſo kurzer Zeit geſchehen, und er ſollte ihn nicht mehr ſehen.

Die Mutter kam trällernd vom Hofplatz mit Milchgefäßen, die ſie geſäubert; ſie ſah das Bürſchlein ſitzen und weinen, die

Beine unter sich im Grase, und ging daher hin zu ihm. „Weshalb weinst du?“

„Ach der Bock, der Bock!“

„Der Bock! Ja, wo ist er denn?“ fragte die Mutter und sah nach dem Dache hinauf.

„Ach, er kommt nie mehr zurück“, rief Eyvind und fing an zu heulen.

„Liebes Kind, wie ging das zu?“

Er wollte es nicht sogleich gestehen.

„Hat der Fuchs ihn geholt?“

„Ja, Gott wollte, daß es der Fuchs gewesen!“

„Bist du bei Troste?“ fragte die Mutter; „was ist denn aus dem Bock geworden?“

„Ach, ach, ach, ich bin schlimm zu Schaden gekommen — hab' ihn für einen Kringel verkauft!“

Als er dies sagte, begriff er vollkommen, was es sagen wollte, einen Bock für einen Kringel zu verkaufen; früher hatte er nicht daran gedacht. Die Mutter stand da so ernst, daß er fühlte, nun komme etwas; aber sie sagte blos: „Was meinst du nun, daß er von dir denkt, daß du ihn für einen Kringel verkaufen konntest?“

Daran hatte der Knabe selbst aber auch schon gedacht und verstand, ach, nur zu gut, daß er nun „nie wieder froh werden könnte hier auf der Welt“; ja „nicht einmal beim lieben Gott“, dachte er später, denn, da würde er gewiß Schläge dafür bekommen.

Die Mutter verließ ihn; da warf sich der Knabe wieder auf das Gras und betete still zu Gott: „Lieber, lieber Gott, der du in dem Himmel bist; du mußt mir nicht bös sein, weil ich einen Bock für einen Kringel verkauft habe; — und du, lieber Bock, du mußt auch nicht bös sein, weil ich nicht besser darüber nachgedacht habe!“

So große Sorge empfand er, daß er sich selbst gelobte, niemals wieder etwas Böses zu thun, weder den Faden am Spinnrade abzuschneiden, noch die Schafe loszumachen, oder allein nach der See hinunter zu gehen. Er schlief ein, über Gebet und guten Vorsätzen, und träumte vom Bocke, daß er in den Himmel ge-

kommen sei; der liebe Gott hatte einen großen Bart, und der Bock fraß die Blätter eines glänzenden Baumes; aber Eyvind selbst saß allein auf dem Dache und konnte ihn nicht erreichen. Da plötzlich berührte etwas wie feuchte Haare sein Ohr, er sprang auf: „Bä — ä — ä", klang es, und es war der Bock, der wieder da war.

„Ah, bist du wieder da!" Er sprang auf, ergriff ihn bei den Vorderbeinen und tanzte mit ihm. Er zupfte ihn am Barte und wollte gerade mit ihm zur Mutter hinein, als er Jemanden hinter sich weinen hörte. Er sah sich um, es war das kleine Mädchen, welches nicht weit von ihm auf dem Rasen saß. Nun begriff er Alles, er ließ den Bock los und sagte: „Ei bist du mit dem Bock hieher gekommen?" Sie weinte still und schwieg, endlich sagte sie doch: „Ich darf ihn nicht behalten; mein Großvater sitzt droben und wartet; aber ich sollte mit ihm heruntergehen, und ich soll bitten..." Sie stockte und weinte, sah aber zugleich empor, und da saß denn auch ganz richtig der Großvater auf dem Berg am Wege. Sie dachte nun an das, was sie thun sollte und erhob sich, beide Hände vor die Augen haltend, ging dann zu Eyvind, hielt ihm die eine thränenbenetzte Hand hin und sagte: „Ich bitt' um Verzeihung!" Dann warf sie sich auf den Bock und weinte so heftig, wie Eyvind es nie zuvor gesehen hatte.

„Ich meine, daß du das Thier behalten sollst", sagte er dann und wandte sich ab.

„Spute dich, spute dich!" rief der Großvater droben auf dem Berge. Da sprang Märit auf, der Bock meckte, der Knabe weinte und sie weinte auch.

„Du vergißst dein Strumpfband!" sagte er, als sie gehen wollte.

„Das magst du behalten", antwortete sie.

„Danke, danke schön, Märit", sagte er, ging hin und ergriff ihre Hand; da wandte sie sich um und ging.

Er setzte sich in's Gras nieder, der Bock ging an seiner Seite, aber er freute sich seiner nicht mehr so sehr als sonst.

Zweites Kapitel.

Nun ging der Bock an der Leine nahe am Hause, aber Eyvind beachtete ihn nicht, sondern sah immer nur nach dem Berge empor. Die Mutter kam zu ihm hinaus und setzte sich neben ihn; er bat sie um ein Märchen von dem, was in weiter Ferne sei, und so erzählte sie ihm, daß es einst eine Zeit gegeben habe, wo Alles reden konnte, der Berg redete den Bach an und der Bach den Fluß und der Fluß das Meer und das Meer den Himmel. Als sie damit aufhörte, fragte er, ob denn der Himmel nicht auch mit Jemand redete, und so fuhr sie fort, der Himmel rede mit den Bäumlein und diese mit den Thierlein, diese mit den Kindlein und die Kleinen wieder mit den Großen. So ging es weiter, die ganze Reihe der Dinge rund, keiner wußte, wo das Ende war. Eyvind sah sich nun die Berge, die Bäume, die See und den Himmel an, und da war's ihm, als sähe er Alles heut zum ersten Male. Da kam die Katze herbeigeschlichen und sonnte sich an einem Abhange.

„Und was sagte die Katze?" fragte Eyvind und zeigte mit dem Finger nach ihr. Die Mutter sang:

„Die Katz' liegt draußen, so faul auf der Halde,
Die Sonne scheint so warm im Walde,
Und Mäuschen zwei,
'n Topf Rahm dabei,
Vier Stückchen Fisch,
Stahl ich vom Tisch.
Und nun bin ich so dick und satt,
Und nun bin ich so faul und matt —
Sagt die Katze."

Nun kam auch der Hahn mit allen Hühnern: „Was sagt der Hahn?" fragte Eyvind, und schlug die Hände zusammen. Die Mutter sang:

„Die Henne mit Küchlein die Flügel senkt,
Auf einem Bein steht der Hahn und denkt:
Ob die graue Gans
Auch schwimmt mit Glanz,
An Verstand sie erreicht
Doch mich Hahn nicht so leicht,
Fort, ihr Hühner, in's Hühnerloch,
Wonnig scheinet die Sonne noch,
Sagt der Hahn."

Nun aber fingen zwei kleine Vögel auf dem Dachrücken zu singen an.

„Und was sagen die Vögel?" fragte Eyvind und lachte.

„Lieber Gott, es ist gut zu leben
Für die, so nimmer brauchen zu streben,
Sagen die Vögel."

Und so bekam er zu hören, was Alles sagte bis zur Ameise hinab, welche durch das Moor kroch, und zum Wurm, welcher in der Baumrinde pickte.

In demselben Sommer fing die Mutter an, ihn das Lesen zu lehren. Bücher hatte er längst einige besessen und oft daran gedacht, wie es wohl zuginge, wenn auch sie zu reden anfingen. Nun wurden die Buchstaben zu Bäumlein und Lämmlein und allem Möglichen.

So geschah es eines Tages, daß die Mutter in's Zimmer trat und zu ihm sagte: „Morgen fängt die Schule wieder an, dann sollst du mit mir hinauf nach dem Hofe gehen." Eyvind hatte gehört, die Schule sei ein Ort, wo viele kleine Buben spielten, und — mitzuspielen — ei, dagegen hatte er nichts. Er war sehr vergnügt; auf dem „Hofe" war er oft gewesen, nicht aber zur Schulzeit, und deshalb lief er der Mutter voraus, denn er fühlte Sehnsucht nach dem Neuen.

Sie gingen nach dem Schulhause hinauf, ein schreckliches Gesumme, fast wie vom Mühlbach daheim, kam ihm entgegen und er fragte die Mutter, was das sei: „Das ist die Schuljugend, welche lies't", antwortete sie, und darüber ward er sehr froh,

denn gerade so hatte er auch gelesen, eh' er die Buchstaben kannte.

Als er eintrat, saßen so viele Kinder um einen Tisch, daß „in der Kirche fast nicht mehr waren.“ Andere saßen auf ihren Ränzlein an den Wänden, noch andere standen in kleinen Haufen um eine Tabelle. Der Schulmeister, ein alter, greiser Mann, saß auf einem Krack am Herde und stopfte seine Pfeife. Als Eyvind mit der Mutter eintrat, blickten Alle auf, das Mühlradgesumme stockte auf einmal, gerade wie daheim, wenn sie die Mühle „stoppten.“ Aller Blicke hingen an den Eintretenden, die Mutter grüßte den Schulmeister, welcher freundlich dankte.

„Hier bring' ich dir ein Büblein, das lesen lernen will“, sagte die Mutter.

„Wie heißt der Krabat?“ fragte der Schulmeister und lächelte.

„Eyvind“, sagte die Mutter, „er kennt die Buchstaben und kann sie zusammenlegen.“

„Ne, wirklich?“ sagte der Schulmeister, „komm' mal her, du Weißkopf!“ Eyvind ging hin zu ihm, der Schulmeister nahm ihn auf den Schooß und zog ihm die Mütze ab. „Ein ganz wackres Bürschlein!“ sagte er und strich ihm durch die Haare; Eyvind sah ihm in die Augen und lachte. „Lachst du über mich?“ Er zog die Stirn in Falten.

„Ja freilich!“ antwortete Eyvind und lachte laut; da lachte auch der Schulmeister, die Mutter lachte, und da dachten die Kinder, nun dürften auch sie wohl lachen und so lachte die ganze Gesellschaft.

Das war Eyvind's Eintritt in die Schule.

Als er sich setzen sollte, wollten Alle Platz für ihn machen; er bedachte sich lange und blickte umher, sie winkten und lachten, flüsterten und zeigten mit dem Finger bald hierhin, bald dahin; er drehte sich um nach allen Seiten, die Mütze in der Hand, das Buch unter dem Arm. „Nun, was wird denn daraus?“ fragte der Schulmeister und machte einen Zug aus der Pfeife.

Als der Bube sich nun nach dem Schulmeister umkehrt, sieht er dicht neben ihm an dem Herde auf einem kleinen rothgemalten

Stühlchen — Märit, mit den vielen Namen. Sie hatte ihr Gesicht hinter beide Hände versteckt und saß und blickte verstohlen nach ihm hin.

„Hier will ich sitzen!" sagte Eyvind schnell, nahm einen Anlauf und setzte sich neben sie. Nun hob sie ein wenig den Arm, welcher an seiner Seite war, empor und sah ihn unter dem Ellbogen durch an; sogleich bedeckte auch er sein Gesicht mit den Händen und sah sie in ähnlicher Weise an. So saßen sie und machten Grimassen, bis sie endlich lachte, da lachte auch er, die andern sahen es und lachten mit. Da aber donnerte eine fürchterliche Stimme dazwischen, welche doch mit jedem Worte milder klang: „Stille, ihr Teufelsbrut, Gewürm, Göhren, — brave Kinder gleichwohl — stille und macht mich nicht toll, Zuckerpüppchen." Es war der Schulmeister, es war so seine Art aufzubrausen, aber wieder gut zu werden, ehe er fertig wurde. Sogleich wurde es still in der Schule, bis die Pfeffermühlen wieder zu gehen anfingen. Sie lasen laut, jeder in seinem Buche, die feinsten Diskante spielten auf, die gröbern Stimmen „trommelten" lauter und lauter, um das Uebergewicht zu bekommen, dann rief mal einer dazwischen; Eyvind hatte sein Lebtage nicht so Scherzhaftes gehört.

„Geht's hier immer so?" flüsterte er Märit zu.

„Ja! so ist's immer!" sagte sie.

Später mußten sie hin zum Schulmeister und lesen, und da sie ihn liebten, so thaten sie's gern; dann wurde einer ausgewählt, mit ihnen zu lesen, er half ihnen, daß es noch leichter zu verstehen war, und so waren sie bald fertig und durften wieder auf ihren alten Platz zurückkehren.

„Nun hab' ich auch ein Böcklein bekommen", sagte sie. — „Hast du?" — „Ja, aber es ist nicht so hübsch als deins!" — „Weshalb kamst du nicht öfter nach dem Berg?" — „Mein Großvater ist bange, daß ich hinunterstürze." — „Ei, es ist nicht so hoch!" — „Großvater will es doch nicht erlauben."

„Meine Mutter kann so viele Lieder", sagte er. — „Ei, Großvater auch, kannst du glauben." — „Ja, aber er kann gewiß nicht die Weisen, die sie kann." — „Großvater kann Tänze. Willst du sie hören?" — „Ja gerne!" — „Dann mußt du näher zu mir

kommen, daß der Schulmeister es nicht hört." — Er rückte näher und da summte sie ein Stück vier-, fünfmal, bis er es auswendig wußte, und das war das Erste, was er in der Schule lernte:

„Tanz!" rief die Fidel.
Es jauchzen die Töne,
Die Bauernsöhne
Sprangen gar hoch und riefen: Juchhe!
„Halt!" rief der Ola,
Die Füße gen Himmel;
Da gab's Getümmel,
Mädchen lachten und riefen: „Seh, seh!"

„Hopp!" sagte Erik,
Ballte die Hände,
Schlug an die Wände,
Alles im Hause wankt und erbebt.
„Halt!" rief ein Andrer,
Nahm ihn beim Kragen:
„Wände zerschlagen
Kannst du am Felsen, der dort sich erhebt."

„He!" sagte Rasmus,
„Nun sollst du geben,
Randi, mein Leben,
Endlich 'nen Kuß mir, du liebliche Maid!"
„Nein!" sagte Randi,
„Küsse nicht gab ich,
Ohrfeigen hab ich,
Gebe dir eine, das sei dein Bescheid."

„Auf, Kinder, und singt!" rief der Schulmeister nun, „heut ist's der erste Tag, drum sollt ihr früh frei haben!" — Da wurd's ein Leben, sie hüpften über die Bänke, sprangen empor und riefen laut durcheinander. „Still, du Höllenbrut, du Teufelsbagage, du Zigeunerbande!" rief der Schulmeister. Dann sangen sie, der Schulmeister begann mit einem starken Baß, alle Kinder falteten die Hände, stellten sich in eine Reihe und sangen mit. Eyvind stand unten an der Thür neben Märit und hörte zu.

Sie falteten auch die Hände, aber sie konnten noch nicht mit=
singen.

Das war der erste Tag in der Schule.

Drittes Kapitel.

Eyvind ward größer und ward ein gewandter Bursche; in der Schule zählte man ihn zu den Tüchtigsten und zu Hause war er fleißig bei jeder Arbeit. Es kam daher, weil er zu Hause die Mutter und in der Schule den Schulmeister von Herzen lieb hatte: den Vater sah er selten, denn entweder war er zur See auf Fischfang oder in der Mühle, wo die halbe Bygde ihr Korn mahlte.

Zu dem, was in diesen Jahren am meisten Eindruck auf ihn machte, gehörte die Geschichte des Schulmeisters, welche die Mutter ihm eines Abends erzählte. Diese Geschichte zog gleichsam in seine Bücher, ja sie legte sich unter jedes Wort, welches der Schulmeister sprach, sie wandelte umher in der Schule, wenn es still war. Sie gab ihm Gehorsam und Ehrerbietung und erleichterte ihm das Begreifen alles desjenigen, was gelehrt wurde. Sie lautete so:

Bård (Board) hieß der Schulmeister, der hatte einen Bruder, welcher Anders hieß. Sie hielten viel von einander, ließen sich beide anwerben, lebten zusammen in der Stadt, machten den Krieg mit und wurden beide Korporale von einer und derselben Kompagnie. Als sie nach dem Kriege wieder in ihre Heimat kamen, meinten Alle, das seien zwei stolze Kerle; sie wohnten bei ihrem Vater, machten jedes Vergnügen in der Bygde mit und waren beliebt überall. Da starb ihr Vater, er hinterließ vielerlei Erbgut, welches sich schwer theilen ließ, und darum sagten sie zu einander, daß sie auch diesmal sich nicht entzweien wollten. Die Sachen sollten zur Auktion kommen, dann könne Jeder kaufen,

was er wolle, und später könne der gesammte Erlös getheilt werden. So geschah es denn auch. Aber der Vater hatte eine große goldene Uhr besessen, welche weit und breit ein Gegenstand der Bewunderung gewesen war, denn es war die einzige ihrer Art in der Gegend. Als diese Uhr ausgerufen wurde, wollten viele reiche Leute sie haben, bis auch beide Brüder anfingen darauf zu bieten; von da an hielten sich die Anderen zurück. Nun erwartete Bård, daß Anders ihm die Uhr lassen würde, und Anders erwartete ein Gleiches von Bård; jeder bot ein Mal, um den Andern zu prüfen, und der, welcher geboten, sah den Andern an. Als die Uhr bis auf 20 Thaler hinaufgetrieben war, schien es Bård, daß dies nicht „nett" vom Bruder sei, er fuhr aber fort, selbst zu bieten und so stieg das Gebot bis auf 30 Thaler. Anders schwieg noch immer nicht. Da bot Bård auf einmal 40 Thaler und sah nun den Bruder nicht mehr an; es war sehr still im Auktionszimmer, nur der Lehnsmann nannte ruhig die letztgebotene Summe. Anders dachte, habe Bård Rath dazu, die 40 Thaler zu geben, so habe er es auch, und wolle Bård ihm die Uhr nicht gönnen, so müsse er wohl sehen, wie er sie ohnedem bekomme; er bot darüber. Das aber schien dem Bård die größte Schmach zu sein, die ihm jemals passirt sei; er bot 50 Thaler und zwar mit ganz leiser Stimme. Viel Volks stand umher, und Anders dachte, so solle der Bruder in Gegenwart Fremder nicht Spott mit ihm treiben; er bot höher. Da lachte Bård: „Hundert Thaler und meine Bruderschaft obendrein in den Kauf", sagte er, wandte sich und verließ das Zimmer. Eine Weile nachher kam ein Mann heraus zu ihm und sagte: „Die Uhr ist dein, Anders hat nachgegeben." Als Bård dies hörte, ging's ihm wie Reue durch's Herz, er dachte an den Bruder, und nicht an die Uhr. Er hatte den Sattel auf sein Pferd gelegt, um ihn festzuschnallen, nun hielt er zögernd inne, nicht wissend, ob er reiten solle, oder bleiben. Da kamen viele Leute heraus, Anders war unter ihnen, und als er den Bruder neben dem gesattelten Pferde stehen sah, konnte er nicht wissen, was gerade in Bårds Herzen vor sich ging, und rief daher zu ihm hinüber: „Danke für die Uhr, Bård! Du sollst sie nicht an dem Tage gehen sehen, an dem dein Bruder dir wieder auf die Fersen tritt!" —

„Auch nicht an dem Tage, wo ich wieder nach deinem Hause reite", antwortete Bård, bleich im Gesichte, und schwang sich auf das Pferd hinauf. Das Haus, worin beide mit dem Vater zusammen gewohnt hatten, betrat Keiner von ihnen wieder.

Kurze Zeit darauf heiratete Anders sich in eine Hausmannsstelle*) hinein, bat aber den Bård nicht mit zur Hochzeit; Bård erschien auch in der Kirche nicht. Im ersten Jahre seiner Ehe ward seine einzige Kuh plötzlich in der Nähe des Hauses, wo sie grasete, todt gefunden; Niemand konnte begreifen, woran sie gestorben sei. Einige Zeit nachher, gegen den Winter, brannte seine Scheune mit Allem, was darin war, ab; Niemand konnte begreifen, wie das Feuer entstanden sei. „Das hat Einer gethan, der mir nicht wohl will!" sagte Anders und war sehr traurig. Er wurde ein armer Mann und verlor die Lust zur Arbeit.

Da stand Bård am nächsten Abend in seiner Stube, Anders lag im Bette; als er eintrat, sprang er auf:

„Was willst du hier?" fragte er, schwieg aber und blieb stehen, indem er den Bruder anstarrte. Bård zauderte mit der Antwort.

„Ich will dir Hülfe anbieten, Anders, es geht dir nicht gut."

„Es geht mir so, wie du's mir gegönnt hast, Bård! Geh', oder ich weiß nicht, ob ich Herr meiner selbst bleibe!"

„Anders, du bist im Irrthum, ich bereue . . ."

„Bård, geh' fort, oder Gott sei mir und dir gnädig!"

Bård wich wirklich einige Schritte zurück; mit bebender Stimme fragte er: „Willst du die Uhr haben, so sag' es."

„Gehe, Bård!" schrie der Andere, und nun wollte Bård nicht länger warten, sondern ging wirklich.

Seit dem Tage der Auktion hatte Bård weder Tag noch Nacht an etwas Anderes denken können, als daß er die Uhr bekommen hatte, Anders nicht; er hätte sie ihm geben mögen, begriff aber, daß der Andere sie nicht annehmen würde. Als sich der Bruder nun verheiratete und er nicht mit gebeten wurde, ging er

---

*) Hausmann, im Gegensatze zu Gaardmann (Hofbesitzer), ein Mann, der nur ein Häuschen mit wenig Acker hat, Inste, Käthner.

so nahe, daß er die Hochzeitsmusik hören konnte und gedachte selbst hineinzugehen, kam aber nicht dazu.

Das war die schlimmste Nacht, welche er je erlebt hatte. Später hörte er, daß dem Bruder ein Sohn geboren wurde; er war in der Kirche anwesend, als er getauft wurde, aber so, daß der Bruder ihn nicht sah. Da hörte er, daß Anders sein Geld im Pferdehandel verloren habe und kurz darauf, daß seine einzige Kuh gestorben war, und fühlte bitteren Schmerz darüber. Er dachte lange nach und beschloß, nun zu ihm zu gehen. Ja, er war schon auf dem Wege und kam so weit, daß er das Haus sah, bald aber kam Einer aus der Thür, bald war's ein Fremder, bald stand Anders draußen, um Holz zu hauen, genug, es war immer etwas im Wege. Allein eines Sonntags, gegen den Winter, war er wieder in der Kirche und Anders auch; er sah ihn, er war bleich und mager geworden, er trug noch dieselben Kleider, als da sie beisammen wohnten, nun aber waren sie alt und geflickt. Während der Predigt sah er den Prediger an, und es schien dem Bård, daß er gut und sanft aussehe, er dachte an die Jahre ihrer Kindheit und wie brav er damals war. Bård selbst war an dem Tage zum Abendmahl und gelobte in seinem Innern Gott, sich nun mit seinem Bruder auszusöhnen, möge kommen, was wolle. Dieser Vorsatz ging durch seine Seele in dem Augenblicke, als er an dem Kelch nippte, und als er vom Altare ging, wollte er gleich zu ihm gehen und sich neben ihn setzen; allein unglücklicherweise saß da Jemand, und ohnedies sah der Bruder nicht einmal auf. Nach der Predigt war ebenfalls etwas im Wege, das Gedränge war zu groß, seine Frau ging neben ihm und mit dieser war er gar nicht bekannt; er dachte deshalb, es sei das Beste, zu ihm in's Haus zu gehen und dort mit ihm zu reden. Als der Abend kam, that er dies. Er näherte sich der Stubenthür und lauschte, da aber hörte er seinen Namen nennen. Es war die Frau, sie sagte: „Er ging heute zum Abendmahl, er dachte gewiß an dich.“ — „An mich? nein, er dachte nicht an mich“, sagte Anders, „ich kenne ihn; er denkt nur an sich selbst.“

Darauf schwiegen beide lange; Bård schwitzte, wo er stand, obgleich es ein kalter Abend war.

Die Frau drinnen reinigte ein eisernes Kochgeschirr, auf dem Herd knisterte das Holz und sprühte Funken, ein kleines Kind weinte mitunter, und dann wiegte Anders, der Vater. Nach einer Weile hielt sie in ihrer Arbeit, er im Wiegen inne, und sagte: „Ich glaube, ihr denkt beide aneinander, ohne es Wort haben zu wollen.“ — „Laß uns von was Anderem reden!“ sagte Anders kurz und stand auf, als wolle er nach der Thür gehen. Bård mußte sich im Brennholzraume verbergen; gerade dorthin kam Anders, um eine Tracht Holz zu holen. Bård drückte sich in eine Ecke und sah ihn deutlich, er hatte seine abgeschliffenen Festtagskleider abgelegt und hatte die Uniform an, welche er vom Kriege mitgebracht. Bård hatte ebenfalls eine solche, allein sie hatten einander einst versprochen, dieselbe nie zu tragen, sondern zur Erinnerung aufzubewahren. Die des Anders war ihrem Ende nahe, ja sie bedeckte den schönen Körper ihres Besitzers kaum noch anständig, Bård dachte dies und hörte dabei die Uhr in seiner Tasche picken. Anders ging nach einer Stelle, wo Buschholz lag, aber anstatt sich gleich niederzubücken und sich Feuerung aufzuladen, blieb er sinnend stehen, lehnte sich gegen die Wand und blickte zum Himmel auf, der mit glänzenden Sternen besäet vor ihm lag. Da seufzte er tief und sagte: „Ja — ja — ja! Lieber Gott, du lieber Gott!“ So lange Bård lebte, hörte er diesen Stoßseufzer; er war nun nahe, um seinem Bruder um den Hals zu fallen, allein in demselben Augenblicke spuckte der Bruder aus, und mehr gehörte nicht dazu, um ihn zurückzuhalten. Anders nahm nun einen Armvoll Buschholz und strich so dicht an Bård vorbei, daß die Zweige sein Gesicht berührten und er Schmerz davon empfand.

Wohl noch zehn Minuten stand er auf demselben Platze, er wußte überhaupt nicht, wann er sich eigentlich entfernt hatte. Auf die Hitze, die ihn kurz zuvor durchglüht, folgte ein starkes Frösteln, daß ihm die Zähne klapperten. Als er draußen im Freien war, gestand er vor sich selbst, daß er zu feige sei, hineinzugehen, deshalb hatte er nun einen andern Plan gefaßt. In dem Winkel, wo er gesessen, hatte er ein Feuerzeug bemerkt, er schlich zurück und holte es, ein Schwefelholz war auch da. Er ging dann nach dem Stalle, schloß die Thür hinter sich und schlug Feuer. Als



das Schwefelholz brannte, hielt er es empor, um den Nagel zu finden, an den Anders Morgens früh seine Leuchte hing, wenn er vor Tagesanbruch zu dreschen anfing. Er hing seine goldene Uhr darauf, löschte das Schwefelholz und entfernte sich nun. Da er sein Herz erleichtert fühlte, sprang er über den Schnee wie ein junger Bursche.

Tags darauf erfuhr er, der Stall sei in derselben Nacht abgebrannt. Es ließ sich denken, daß er in seiner Gemüths-aufregung durch das nicht ganz gelöschte Schwefelholz den Brand veranlaßt hatte.

Dies schlug ihn so völlig nieder, daß er wie ein Kranker im Bette liegen blieb, sein Gesangbuch auf die Decke legte und sang, daß die Leute im Hause glaubten, es habe sein Verstand gelitten. Allein Abends ging er aus, es war starker Mond-schein, er ging nach dem Platz, wo der Stall gestanden hatte, grub auf der Brandstelle im Schutte und fand ganz richtig einen kleinen Goldklumpen — die Uhr.

Diesen in der Hand haltend ging er zum Bruder in's Wohnhaus, bat um Frieden und wollte sich erklären. Aber wie ging es?

Ein kleines Mädchen hatte ihn im Schutte graben sehen, einige junge Bursche, welche zum Tanz gingen, hatten ihn am vorigen Sonntagabend über den Hof des Anders gehen sehen, seine eigenen Leute berichteten, wie seltsam er sich am Tage darauf geberdet habe, und da nun Alle wußten, wie bittere Feinde er und sein Bruder seien, so wurde dies Alles der Obrigkeit be-richtet und ein Verhör angestellt. Bård leugnete Alles. Nie-mand konnte ihm auch etwas beweisen, allein der Verdacht blieb an ihm haften, er konnte sich jetzt noch weniger als sonst dem Bruder nähern.

Anders hatte an Bård gedacht, als der Stall brannte, aber nichts gesagt. Als er den Abend darauf ihn bleich und seltsam in's Zimmer treten sah, dachte er sogleich, nun habe die Reue ihn ergriffen; für eine so schreckliche Handlung gegen den eigenen Bruder sollte er aber keine Verzeihung erhalten. Später hörte er, daß die Leute ihn am Abend, als es brannte, in der Nähe und

am Abend darauf auf der Brandstätte gesehen hatten, und obgleich nichts durch das Verhör konstatirt wurde, glaubte er doch fest, daß Bård der Thäter sei. Sie begegneten einander beim Verhör, Bård in seinen guten Kleidern, Anders in den geflickten; Bård richtete sein Auge auf ihn, als er eintrat, und diese Augen flehten um Verzeihung, so daß Anders es tief im Herzen fühlte. Er bittet mich, nichts zu sagen, was ihm schaden könnte, dachte Anders, und da er gefragt wurde, ob er dem Bruder eine solche Brandstiftung zutraute, sagte er laut und bestimmt „Nein!"

Von diesem Tage an verfiel Anders dem Trunk und es ging ihm sehr schlecht. Noch schlechter ging's aber mit Bård, obgleich er nicht trank; man konnte ihn fast nicht wieder erkennen.

Da kam eines Abends ein armes Weib in die Wohnung Bårds und bat ihn, mit ihr zu kommen. Er erkannte sie, es war seines Bruders Frau; es wurde ihm wunderlich zu Sinne und er fragte: ob Anders etwa krank sei. Die Frau fing an zu weinen. „Ach", sagte sie, „er liegt nun auf den dritten Tag in starkem Fieber, aber heute hat er geträumt, wenn er nur noch einmal mit dir sprechen könnte, so würde er gesund werden."

Bård kleidete sich an und ging mit ihr, unterwegs wurde kein einziges Wort gesprochen. Aus dem Fenster von Anders Wohnung kam ein schwacher Lichtschein, er kam und verschwand, sie gingen auf denselben zu, denn es führte kein Pfad über den Schnee. Als Bård wieder im Hause war, schlug ihm ein seltsamer Geruch entgegen, so daß er einer Ohnmacht nahe war. Sie traten in's Zimmer. Ein kleines Kind saß auf dem Herde und aß Kohlen, es war schwarz über dem ganzen Gesicht, blickte aber auf und lachte mit weißen Zähnen; aber an der Wand im Bette lag Anders, leichenblaß, mit klarer, hoher Stirn und sah hohläugig nach dem Bruder. Bård's Kniee zitterten, er nahm einen Stuhl, setzte sich zu Füßen des Bettes und brach in lautes Schluchzen aus. Der Kranke sah ihn lange schweigend an. Endlich bat er die Frau, hinauszugehen, aber Bård winkte, daß sie bleiben solle, — und nun fingen die beiden Brüder an sich zu er-

klären, von dem Tage, wo sie auf die Uhr geboten, bis heute, da sie sich nun endlich so wiedersahen. Bård endete seine Erzählung damit, daß er den Goldklumpen hervorzog, den er stets bei sich zu tragen pflegte, und so wurde es denn offenbar zwischen den Brüdern, daß sie einander alle die Jahre hindurch geliebt und sich keinen einzigen Tag glücklich gefühlt hatten.

Anders sagte nicht viel, er vermochte es nicht; aber er reichte dem Bruder die Hand, die dieser von nun an festhielt. Bård verließ den Bruder nicht mehr. Es währte nur wenige Tage. „Nun fühle ich mich ganz wohl", sagte Anders eines Morgens beim Erwachen; „nun, mein Bruder, wollen wir uns nie wieder trennen, und glücklich sein, wie in alten Tagen." Aber noch an demselben Tage starb er.

Das Kind mit der Mutter nahm Bård zu sich, und seit der Zeit hatten sie es gut. Was die Brüder mit einander geredet hatten, drang durch Wände und Thüren, es wurde Allen in der Bygde bekannt und Bård bald der geachtetste Mann in der ganzen Gegend. Alle grüßten ihn wie Einen, der großen Kummer erfahren, aber wieder Freude gefunden hatte, oder wie Einen, der weit weg gewesen und wiedergekommen. All diese Freundlichkeit tröstete ihn, er wurde fromm und gottergeben, und da er wünschte, sich Allen recht nützlich zu machen, so wurde der alte Korporal — Schulmeister. Was er den Kindern vor allen Dingen einprägte, war Liebe, er selbst übte sie, so daß die Kinder an ihm hingen, wie an einem Spielgenossen und Vater zugleich.

Seht, dies war die Geschichte des alten Schulmeisters, die sich so tief in Eyvinds Gemüth senkte, daß sie ihm sowohl Religion als Lehre wurde. Der Schulmeister war für ihn fast ein übernatürliches Wesen geworden, obgleich er doch so natürlich schelten und schmälen konnte. Es wäre ihm unmöglich gewesen, eine Arbeit zu versäumen, die er ihm aufgegeben hatte, und ein Beifallslächeln von ihm, ein Handstrich über's Haar, nachdem er sein Pensum aufgesagt, machte ihn warm für den ganzen Tag.

Den größten Eindruck machte es stets auf die Kinder, wenn der Schulmeister nach beendetem Gesang eine kleine Rede an sie hielt und, wenigstens einmal in der Woche, ihnen einige Verse

vorlas, welche von der Liebe zum Nächsten handelten, und die er selbst sollte gedichtet haben. Wenn er den ersten dieser Verse las, zitterte seine Stimme, obwohl er ihn wohl zwanzig oder dreißig Jahre gelesen hatte; die Kinder kannten sie daher wie das Vaterunser; sie lauteten folgendermaßen:

„Lieb' den Nächsten, du Christi Kind,
Tret' ihn nicht unter die Füße blind,
Läg' er auch sündig im Staube:
Alles, was lebt, in Tag und Nacht,
Muß sich fügen der Liebe Macht;
Sie hält' fest dein Glaube!"

Es liegt nicht viel darin, aber für die Kinder und den Schulmeister war es fast Alles. Weiter unten im Liede war ein Vers, den auch Niemand vergaß, weil der Schulmeister ihn so warnend langsam sagte:

„Kain haßte und mußte fliehn,
Ach, und die Liebe verleugnet ihn
Selber im eignen Herzen!"

Aber wenn dann das ganze Gedicht gesagt war und er eine Weile geschwiegen hatte, dann sah er sie an und blinkte mit den Augen: „Auf nun, Kinder, Koboldchen! und geht hübsch heim ohne Lärm und böse Streiche; — geht hübsch ordentlich, daß ich stets nur Gutes von euch höre, ihr kleinen Krabaten, — und kommt morgen wieder, wenn es Tag wird, oder ich will euch was lehren — kommt wieder zu rechter Zeit, Buben und Mädchen, dann wollen wir fleißig sein."

Viertes Kapitel.

Eyvind ward immer größer und sollte nun bald konfirmirt werden, ohne daß er doch selbst daran dachte. Er las und lernte in der Frühe, arbeitete den Tag über und spielte Abends; von den Heidehöfen kam die Jugend jeden Abend im Winter mit ihren Schlitten hinabgezogen; auf den Hügeln liefen Knaben und Mädchen jauchzend, schreiend und singend hin und wieder. Drunten lag das Eis in der Bucht, aber Schnee darauf und der Mond blinkte auf dem Schnee, längs den Schlittenhügeln hing auf der einen Seite der Berg, nackt und schwarz, auf der andern standen Nadelwälder mit ihren Schneedecken, es sah schwarz aus unter den Stämmen, und sie sahen nicht gerne dahinein, wenn sie nicht ihrer Viele waren.

Des Sonntags nach beendigtem Gottesdienst zog sich meist die gesammte Jugend der Bygde nach „Pladsen“ hinunter, welches ihr Sammelplatz geworden war, als Eyvind heranwuchs. Er hatte sich zwei große Schlitten gemacht und von einigem mühsam ersparten Gelde zwei dicke eiserne Bänder darunter gelegt, denn er strebte der Erste unter den Schlittenfahrern zu werden. Den einen Schlitten, den kleinen, nannte er den „Scharftraber“, den andern, großen, zu vier Personen, den „Riesen“. Selbst rutschte er gerne auf dem kleinen und hatte Märit vor sich im Schooße, den großen lieh er aus und kam dadurch zu großem Ansehen. Mitunter verschmähten selbst Erwachsene nicht, im „Riesen“ zu fahren; sie kochten dann Kaffee drunten bei Eyvinds Eltern und tanzten selbst in der Stube.

Das Erste, was Eyvind in jener Zeit Morgens that, war, nachzusehen, ob's nicht Thauwetter sei, und sah er, daß es grau aussah am Himmel, oder hörte er, daß es vom Dache tröpfelte, dann ging's so langsam mit dem Ankleiden, als ließe sich an diesem Tage nichts ausrichten. Erwachte er aber, am liebsten Sonntags, zu klingender Kälte und klarem Wetter, — die besten Kleider und keine Arbeit, nur Kirchgang und Katechisation am Vormittage! —

heida, da war er wie der Wind aus dem Bette, zog sich an, als brenne das Haus und konnte fast nichts essen. Sobald der Nachmittag da war und der erste Bube auf seinen Schneeschuhen daher kam, den Skistab*) über dem Haupte schwingend und jubelte, daß es von den Berggipfeln wiederhallte, und dann Einer dahinter auf Schlitten und noch Einer, noch Einer, dann eilte er hinweg mit dem Scharftraber, sprang den ganzen Hügel hinauf und blieb endlich stehen zwischen den zuletzt Angekommenen mit einem langen, gellenden Freuderuf, der längs der Bucht von Felswand zu Felswand lief und erst in weiter Ferne verhallte.

Er sah sich dann wohl nach Märit um; allein war sie erst gekommen, dann bekümmerte er sich weniger um sie. Aus einer Art Gewohnheit, die vielleicht ihr wichtiger war als ihm, liefen sie gern zusammen, es fiel Keinem ein, daß es anders sein sollte; aber mochte sie nun früh oder spät weggehen, ob sie mit im Tanze war, der mitunter auf das Schlittenfahren folgte, oder nicht, das war ihm „ganz und gar gleichviel." Wenn er nur lief oder tanzte, daß der Schweiß strömte und das Gesicht braunte wie eine feurige Kohle, so war er vergnügt und träumte nachher gleichviel und gleichwenig von ihnen Allen.

Aber da kam Weihnachten, wo sowohl Eyvind als Märit ungefähr in ihrem sechszehnten oder siebenzehnten Jahre sein mochten, und beide nächsten Frühling konfirmirt werden sollten. Am vierten Tage nach Weihnacht war ein großes Fest auf dem obersten der Heidehöfe, Nordistuen, bei Märits Großeltern, bei denen sie erzogen war, und die ihr schon vor drei Jahren ein solches Gelage versprochen hatten. Endlich dies Jahr mußten sie Wort halten. Es war ein halbklarer, nicht kalter Abend, man sah keinen Stern, am folgenden Tage mußte Regen kommen. Ein etwas träger Wind strich über den Schnee, der hie und da einzelne Stellen bloßließ, an anderen sich gehäuft hatte. Die Höfe lagen wie schwere Haufen mitten auf der Schneefläche, sie sahen aus wie schwarze Klumpen, aus denen Licht über die Felder blitzte, bald

---

*) Skistab, entsprechend dem Springstock der Marschbewohner, Ski — eigentlich Schlitt- oder Schneeschuh.

von einem Fenster, bald von einem andern; man konnte an den Lichtern sehen, daß es drinnen viel zu thun gebe.

Die Jugend, die erwachsene wie die halberwachsene, schaarte sich zusammen von allen Seiten; die wenigsten gingen die Landstraße, oder verließen sie wenigstens, wenn sie sich ihrem Ziele näherten, und schlichen sich dann weiter, der Eine hinter dem Stalle entlang, Einige hinter dem Wagenschuppen, Andere krochen hinter der Tenne hin und schrieen wie Füchse, noch Andere antworteten in der Ferne wie Katzen, Einer stand beim Backofen und bellte wie ein alter, bissiger Hund, dem die Quinte gesprungen, bis man allgemeine Jagd auf ihn machte. Die Mädels kamen in ganzen Haufen, sie hatten in der Regel ein paar Bursche, am liebsten unerwachsene, zur Begleitung mit sich, und diese balgten sich unterwegs miteinander. Wenn ein Schwarm auf dem Hofe ankam und einer oder der andere der erwachsenen Bursche sie zu sehen bekam, stäubten die Dirnen nach allen Seiten auseinander, manche versteckten sich im Garten und mußten „ein bei ein" hervorgezogen werden. Einige waren so schüchtern, daß man Märit herbeirufen mußte, und sie kam dann und zog sie in's Haus. Mitunter kam Eine, die ursprünglich gar nicht gebeten war, und deren Absicht gar nicht war, einzutreten, sie wollte nur von ferne zusehen, dann aber machte es sich so, daß sie sich endlich zu einem einzigen Tanze bewegen ließ. Die, welche Märit gern hatte, bat sie hinein zu ihren Großeltern in eine kleine Kammer, wo der Alte saß und rauchte und die Großmutter hin und her ging; es wurde ihnen dann mit freundlicher Zurede eingeschenkt. Eyvind war nicht unter diesen, und dies fiel ihm ein wenig auf's Herz.

Der tüchtigste Spielmann der Bygde konnte erst später kommen, man mußte sich deshalb mit dem alten behelfen. Es war ein Hausmann, genannt der „Grauknud". Er konnte vier Tänze, nämlich zwei Springtänze, einen Halling und den sogenannten Napoleonswalzer spielen; allein nach und nach hatte er den Halling zu einem Schottisch, dadurch, daß er den Takt veränderte, machen müssen, und ein Springtanz mußte sich zur Polka-Mazurka umwandeln lassen. Er spielte nun auf, und der Tanz begann. Eyvind wagte sich nicht gleich mit dazwischen,

denn „es waren hier so viele Erwachsene"; allein die Halberwachsenen fanden sich bald zusammen und stießen einander vor, auf die Weise kam denn auch Eyvind in den Wirbel hinein; in den Pausen tranken sie starkes Bier, es war eine große Hitze im Zimmer und so fehlte es denn nicht, daß das Bier ihnen zu Kopfe stieg. Märit tanzte diesen Abend am meisten, wahrscheinlich weil ihre Großeltern die Gastgeber waren, und dies bewirkte, daß Eyvind sich oft nach ihr umsah, um sie aufzufordern; allein sie tanzte stets mit Andern. Da saß er einen Tanz über, um sogleich nach Schluß desselben zu ihr hinspringen zu können, und das geschah denn auch, allein ein großer Mann mit dunklem Teint und buschigem Haar war ihm zuvor. „Weg, Junge!" rief er und gab Eyvind einen Stoß, daß er fast rücklings über Märit gefallen wär'. Dergleichen war ihm noch nie passirt, nie hatte ihn Jemand anders als mit Achtung behandelt, er wurde feuerroth, sagte jedoch nichts, sondern zog sich zurück nach dem Platze des jungen Musikanten, welcher gerade eingetreten war und seine Geige stimmte; nun sollte es gleichsam von vorn anfangen. Es war still im Saal geworden, man wartete auf die ersten starken Töne von „ihm selbst", er probirte und stimmte wieder, es dauerte lange, aber endlich setzte er ein mit einem Springer, daß die Burschen elektrisirt aufsprangen und jauchzten und Paar für Paar in den Kreis hineintanzten. Eyvind schaute aus nach Märit, sie tanzte mit dem „Kerl mit dem buschigen Haar", sie lachte über seine Schulter hinweg, so daß die weißen Zähne sichtbar wurden, und Eyvind fühlte einen wunderbar stechenden Schmerz in der Brust, zum ersten Male in seinem Leben.

Er kann kein Auge von ihr wenden und es kommt ihm plötzlich vor, als sei sie ganz erwachsen; nein, nein, das kann nicht sein, denkt er, denn sie ist ja noch immer mit bei unseren Schlittenfahrten. Aber erwachsen ist sie doch und — siehe, der Mann mit dem buschigen Haar zieht sie nach beendigtem Tanze nieder auf seinen Schooß; sie riß sich zwar los, allein setzte sich doch an seine Seite.

Eyvind mustert den Mann nun genauer: er trug feine blaue Kleider von Tuch, ein blaugewürfeltes Hemde und seidenes Halstuch, er hatte ein kleines Gesicht, blaue, feurige Augen, einen

lächelnden, trotzigen Mund, er war recht hübsch. Eyvind sah mehr und mehr, er — sah sich endlich auch selbst; er hatte zu Weihnacht ein Paar neue Beinkleider bekommen, über welche er sehr froh war, allein nun entdeckte er auf einmal, daß sie aus selbstgemachtem Zeuge seien. Seine Jacke war aus gleichem Stoffe, aber alt und verschossen, die Weste aus Linnen, auch alt und mit zwei blanken und einem schwarzen Knopf. Er blickte umher und es schien ihm, daß nur wenige so schlecht gekleidet seien als er. Märit hatte ein schwarzes Leibstück aus feinem Zeuge, eine Brosche im Halstuche und ein zusammengelegtes Seidentuch in der Hand. Auf dem Hinterkopfe hatte sie eine kleine, schwarze seidene Kappe, welche mit großen, geränderten seidenen Bändern unter dem Kinn befestigt war. Sie war weiß und roth, lachte, der Mann schäkerte mit ihr, ein neuer Tanz begann, und sie sollte wieder mit ihm tanzen. Eyvind wischte den Schweiß von seiner Stirne, er rollte in großen Tropfen hinab, Eyvind wußte nicht, wie das käme. Ein Kamerad kam und setzte sich neben ihn.

„Weshalb tanzest du nicht, Eyvind?" sagte er sanft; da wollte Eyvind fast zu weinen anfangen, allein er faßte sich.

„Ach, nein", sagte er, „ich seh' nicht darnach aus!"

„Du siehst nicht darnach aus?" fragte der Kamerad; allein eh' er weiter fragen konnte, sagte Eyvind:

„Wer ist der Mann da in den blauen Tuchkleidern, er tanzt jetzt mit Märit?"

„Das ist John Hatlen, du weißt, der, welcher so lange auf der Agronomenschule war und nun seines Vaters Gut übernehmen soll."

In diesem Augenblick setzten Märit und John sich. „Wer ist der Bube mit dem hellen Haar dort, er sitzt neben dem Spielmann und glotzt mich an?" fragte John. Märit lachte und sagte:

„Ei, das ist der Hausmannsjunge auf Pladsen."

Eyvind hatte ja lange gewußt, daß er der Sohn eines Hausmannes sei, aber gefühlt hatte er es früher nie. Er saß da so klein für sich und dachte an alles das, was ihn bis dahin so froh gemacht

hatte, von dem Schlittenberge bis zu jedem einzelnen Worte. Als er auch an seine Mutter und seinen Vater dachte, welche nun daheim saßen und sich freuten, daß er es gut habe, da meinte er, die Thränen fast nicht länger zurückdrängen zu können; ich muß wohl noch sehr jung sein, dachte er, da ich stets gleich weinen will. Alles um ihn her lachte und schäkerte, die Geige tönte recht gerade in sein Ohr hinein, es gab einen Augenblick, worin gleichsam etwas Schwarzes in ihm aufstieg, allein da erinnerte er sich der Schule mit allen fröhlichen Kameraden und des Schulmeisters, der ihm auf die Wange klopfte, und des Predigers, der ihm beim letzten Examen ein Buch gegeben und gesagt hatte, er sei ein tüchtiger, braver Junge. Der Vater hatte es selbst gehört und ihm zugelächelt. „Sei nun gescheidt, du Eyvind", meinte er den Schulmeister sagen zu hören, indem er ihn auf den Schooß nahm, wie damals, als er noch klein war. „Lieber Gott, es hat Alles im Grunde nichts zu sagen, und im Grunde sind alle Menschen auch gut, es sieht nur so aus, als ob sie es nicht wären. Wir beide wollen schon tüchtig werden, Eyvind, ebenso tüchtig als — John Hatlen, wollen schon hübsche Kleider bekommen; und tanzen mit Märit; in einem erleuchteten Saale; hundert Menschen; schäkern und schwatzen; die Kirche; und das Läuten; ein Brautpaar; der Prediger; und ich im Chore; und lächle dir nickend zu; und die Mutter im Hause; und ein großer Hof; zwanzig Kühe; drei Pferde; und Märit gut und klug wie in der Schule; . . ." — der Tanz hörte auf, Eyvind erwachte wie aus einem langen, herrlichen Traume, er sah Märit vor sich auf der Bank, und John daneben mit dem Gesichte dicht vor ihrem. Ein heftiger, stechender Schmerz drang wieder durch seine Brust und es war, als sagte er zu sich selbst: es ist ja wahr, ich bin nicht wohl. Aber weshalb war ihm nicht wohl? Was war es eigentlich, worüber er grübelte? — —

In diesem Augenblick erhob Märit sich und ging gerade hinüber zu ihm. Sie beugte sich zu ihm herab: „du sollst nicht so dasitzen und beständig zu mir hinüberglotzen", sagte sie; „begreifst du nicht, daß die Leute das bemerken? Nimm dir ein Mädchen und tanz' mit."

Er antwortete ihr nicht, er sah sie an und konnt' es nicht hindern, daß seine Augen sich mit Thränen füllten. Sie wollte sich schon zum Gehen umdrehen, als sie es bemerkte und stehen blieb; tiefe Gluth bedeckte plötzlich ihr Gesicht, dann wandte sie sich ab und ging nach ihrem Platze, allein da kehrte sie sich wieder um und setzte sich an einer andern Stelle nieder. John ging ihr sogleich nach, sie sprachen mit einander wie zuvor, mehr sah Eyvind nicht.

Er erhob sich von der Bank, ging hinaus unter die Leute, hinaus auf den Hof und setzte sich in einen Schwahl, wußte dann nicht, was er da sollte, stand auf, setzte sich wieder, — er konnte da ebenso gut sitzen, als anderswo. Nach Hause zu gehen hatte er keine Lust, wieder hineinzugehen auch nicht, es war ihm gleichgültig. Er war nicht im Stande, sich das, was vorgefallen, wieder klar vor die Seele zu rufen; er wollte nicht daran denken; vorwärts wollte er auch nicht denken, denn er wußte nichts, wonach er Sehnsucht fühlen könnte.

„Aber woran denke ich denn eigentlich?" fragte er halblaut, und da er seine Stimme gehört hatte, dachte er: „reden kannst du noch, kannst du auch noch lachen?" Und er versuchte es; ja, er konnte noch lachen, und so lachte er denn, laut, noch lauter, und da meinte er, es sei köstlich, daß er hier sitze und lache, ganz allein, und über diesen Gedanken mußte er wirklich lachen und lachte, daß es gar kein Ende bekam. Aber der Kamerad, welcher neben ihm gesessen hatte, kam zu ihm hinaus.

„Mein Himmel, Eyvind, worüber lachst du denn?" fragte er und blieb vor dem Schwahle stehen. Eyvind lachte noch, daß er sich die Brust halten mußte.

„Ja, ja, es ist sonderbar", sagte er, „ganz allein, lachen, ganz allein, ha, ha, ha", — der Kamerad mußte auch lachen, und als Eyvind das sah, mußte er ganz entsetzlich lachen, so daß dem Anderen ganz bange wurde und er aufhörte. „Eyvind!" rief er.

Nach einer Weile hörte Eyvind auch wirklich auf. Hans, so hieß der Kamerad, war still geworden, er stand da, als warte er mit Spannung, was nun geschehen würde; Eyvind erhob sich, und sich umsehend, sagte er ganz leise: „Nun will ich dir sagen, Hans,

warum ich so vergnügt war; es war, weil ich früher von Niemand etwas Rechtes hielt; aber von dem Tag an, an dem wir etwas Rechtes von Jemand halten, sind wir nicht mehr so fröhlich", und mit diesen Worten brach er in ein so heftiges, schweres Weinen aus, daß es schmerzlich zu hören war.

„Eyvind!" ertönte es draußen auf dem Hofe, aber halbleise, „Eyvind!" Er hielt inne und horchte. „Eyvind!" ertönte es noch einmal etwas lauter. Das mußte die sein, an die er dachte. „Ja!" antwortete er auch halbleise, trocknete schnell seine Thränen ab und trat hervor. Da kam Jemand über den Hof, es war ein weibliches Wesen; „bist du da?" fragte sie. — „Ja", antwortete er und blieb stehen. — „Wer ist bei dir?" — „Hans!" — Aber Hans wollte gehen; „nein, nein", bat Eyvind. Sie kam nun näher und ging langsamer, es war Märit. „Du verschwandst so plötzlich", sagte sie zu Eyvind. Er wußte nicht, was er erwiedern sollte. Dadurch wurde auch sie verlegen, nun schwiegen sie alle drei. Aber Hans schlich sich doch sachte hinweg; die beiden waren allein, sie sahen einander nicht an, regten sich aber auch nicht; dann flüsterte sie: „Ich hab' den ganzen Nachmittag einige Kuchen für dich in der Tasche gehabt, Eyvind; ich hab' sie dir aber nicht geben können." Dann zog sie einige Aepfel hervor, eine Scheibe eines Kuchens und ein kleines Fläschchen, welches sie ihm Alles zusteckte, mit dem Bedeuten, das solle er behalten.

Eyvind nahm es. „Ich dank' dir", sagte er und gab ihr die Hand. Die ihrige war warm, er ließ sie sogleich wieder fahren, als habe er sich gebrannt. — „Glaubst du, daß das Wetter gut wird, morgen?" fragte er.

„Ich glaub', es wird regnen", versetzte sie.

„Du hast heut Abend viel getanzt", sagte er.

„Ja, das hab' ich", antwortete sie; „aber du hast nicht viel getanzt", fügte sie hinzu.

„Nein, freilich", antwortete er.

„Warum nicht?"

„Ach, hm!"

„Eyvind?"

„Nun?"

„Weshalb sahst du so lange auf mich?"

„Ach, — Märit."

„Nun?"

„Weshalb konnt'st du nicht leiden, daß ich dich so lange ansah?"

„Es waren so viele Leute da."

„Du tanztest heut Abend viel mit John Hatlen."

„Ach ja!"

„Er tanzt gut."

„Meinst du?"

„Meinst du nicht?"

„Ach freilich!"

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber heut Abend kann ich nicht ertragen, daß du mit ihm tanzest, Märit;" er wandte sich ab, es hatte ihm viel gekostet dies zu sagen.

„Ich versteh' dich nicht, Eyvind."

„Ich versteh' mich selbst nicht; es ist auch dumm von mir, ich hab' mir das schon selbst gesagt. Leb' wohl, Märit, nun will ich gehen."

Er that einen Schritt, ohne sich umzusehen. Da rief sie ihm nach: „Du bist ein Kind, Eyvind!"

Fünftes Kapitel.

Als Eyvind am folgenden Morgen die Augen aufschlug, hatte er eines langen, erquickenden Schlafes mit glücklichen Träumen genossen. Märit hatte droben auf dem Berge gelegen und Laub zu ihm hinab geworfen, er hatte es gefangen und wieder zu ihr hinaufgeworfen, es war auf- und niedergegangen in tausend Farben und Figuren, die Sonne wollte untergehen, und der ganze Berg schien in Flammen zu stehen.

Als er erwachte, sah er sich um, um Alles so zu finden, da fiel der gestrige Abend ihm ein und derselbe stechende bittere Schmerz in der Brust zeigte sich wieder. Der verläßt mich wohl nie wieder, dachte er, und fühlte sich so erschlafft an allen Gliedern, als sei seine ganze Zukunft von ihm abgefallen.

„Heut hast du lange geschlafen", sagte die Mutter; sie saß neben ihm und spann. „Steh nun auf und genieße etwas; dein Vater ist schon zum Holze, um Bäume zu fällen."

Es war, als ob diese Stimme ihm half; er stand etwas muthvoller auf.

„Du kamst früh heim", sagte sie, während er sich ankleidete und hinsetzte, um zu speisen. „War's munter dort?"

„Ah, so so!"

„Du tanztest wohl tüchtig?"

„J—a!"

„Aber du antwortest so kurz; bist du nicht heiter, wenn du getanzt hast?"

„Ich bin noch so müde."

Das fand die Mutter natürlich, sie dachte an die Zeit, wo sie noch selbst tanzte, sie fing an zu trällern.

„Lieber Gott, wer doch jung wär'!" sagte sie und trällerte von Neuem.

Er mochte nicht mehr essen, ging nach dem Fenster, legte seine Stirn gegen eine Scheibe und starrte hinaus. Dieselbe Schwere und Unlust legte sich über ihn, doch er nahm sich zusammen und gedachte zu gehen. Das Wetter hatte sich verändert, es war Kälte in die Luft gekommen und das, was gestern drohte als Regen zu fallen, fiel heute als Schnee. Er zog Schneestiefel an, warf eine Seemannsjacke über und setzte eine wollene Mütze auf. Als er eine Axt nehmen wollte, welche über einem Stabe am Herde hing, sagte die Mutter, indem sie zu spinnen aufhörte: „Wurdest du traktirt, gestern?"

„Hm, es ging zu trinken herum, wie gewöhnlich", sagte er.

„Wurdest du nicht zu den Alten hineingebeten?"

„Nein!"

„Was hattest du in der Tasche deiner Sonntagsjacke?"

Er erröthete. „War etwas darin?"

„Ja, ein kleines Fläschchen mit Wein, einige Aepfel . . ."

„Ach, das ist wahr; Märit gab mir's für dich."

„Das war hübsch von Märit;" sie fing wieder an zu spinnen und zu trällern. Er sagte nun Lebewohl und entfernte sich mit der Axt auf der Schulter.

Der Schnee fiel langsam in großen, schweren Flocken; Eyvind ging schräg über den Schlittenberg, um links in den Wald hineinzubiegen; nie, weder Winter noch Sommer, war er sonst in die Nähe des Schlittenbergs gekommen, ohne daß ihm nicht etwas eingefallen wäre, was ihn froh machte, oder ihm Sehnsucht erweckte. Nun war's ihm ein öder, schwerer Weg; er glitt aus in dem feuchten Schnee, die Kniee waren steif, entweder vom gestrigen Tanze oder von der heutigen Unlust, er sehnte sich nach dem Ende seiner Wanderung. Mit dem Schlittenfahren war's für dies Jahr wohl vorbei und vielleicht für immer. Er sehnte sich nach etwas Anderem, als er zwischen den Stämmen des Waldes ging, wo der Schnee lautlos fiel; ein aufgescheuchtes Schneehuhn schrie und flatterte ein paar Faden weg, und Alles stand da, als warte es auf ein Wort, welches nie ausgesprochen wurde. Wonach er sich aber eigentlich sehnte, wußte er nicht zu sagen, nur fand sich's weder in der Heimat noch Fremde, es war weder Vergnügen noch Arbeit, auch war's nicht hoch in den Lüften, wie ein Lied. Nach und nach klärte es sich ab zu einem bestimmten Wunsch, und der war, zum Frühling konfirmirt zu werden, und bei der Gelegenheit — Nummer Eins zu sein. Das Herz klopfte, als er das dachte, und ehe er noch die Axt des Vaters in den zitternden Bäumen erklingen hören konnte, hatte dieser Wunsch gleichsam stärkeren Schlag in ihm, als irgend einer, seit er geboren war.

Der Vater sagte, wie gewöhnlich, nicht viel zu ihm; sie hauten beide Holz und stapelten es. Wenn sie einander nahe kamen, so konnte Eyvind wohl schwermüthig hinwerfen: „Ein Hausmann muß viel Böses ertragen."

Darauf antwortete der Vater dann: „Er, wie andere."

Als er mühsam einen Baum gefällt hatte, sagte Eyvind: „Wärst du Hofbesitzer, mühtest du dich nicht so ab."

„Ach dann hätt' ich wohl andere Dinge, die mich drückten."

Die Mutter brachte ihnen das Mittagsessen in den Wald hinauf, sie setzten sich. Die Mutter war heiter, setzte sich auf einen Baumstamm, trällerte und schlug die Füße nach dem Takte zusammen.

„Was willst du beginnen, wenn du groß wirst, Eyvind?" sagte sie plötzlich.

„Für einen Hausmannssohn gibt's nicht viele Wege", antwortete er.

„Der Schulmeister sagt, du müssest auf's Seminar?" sagte sie.

„Kann man unentgeldlich dorthin kommen?" fragte Eyvind.

„Die Schulkasse bezahlt", antwortete der Vater.

„Hast du Lust dazu?" fragte die Mutter.

„Ich hab' Lust etwas zu lernen, nicht aber Schulmeister zu werden."

Sie schwiegen alle drei eine Weile; sie trällerte wieder und blickte sinnend vor sich hin. Aber Eyvind fühlte den Drang, allein zu sein und machte sich etwas zu schaffen weiter hin im Walde.

„Wir brauchen ja nicht gerade aus der Schulkasse zu leihen", sagte die Mutter, als er fort war.

Der Mann sah sie an: „Sind wir nicht arme Leute?"

„Hör, Thore, ich kann's nicht leiden, daß du dich immer so arm anstellst, ohne es zu sein."

Beide blickten nach dem Jüngling hin, ob er auch hören könne, was sie sagten.

Dann sagte der Vater mürrisch zur Mutter: „Du sprichst, wie du's verstehst."

Sie lachte und sagte dann: „Es ist, als ob du nicht dafür danken wolltest, daß es uns wohlgegangen."

„Man kann ihm wohl danken, ohne silberne Knöpfe auf der Jacke zu tragen."

„Freilich, aber dadurch, daß wir Eyvind wie gestern zum Tanz gehen lassen, danken wir ihm doch auch nicht."

„Eyvind ist ein Hausmannssohn."

„Darum kann er doch anständig gekleidet gehen, wenn wir Rath dazu haben."

„Sprich darüber, wenn er's selbst hören kann!“

„Er hört es, wenn nicht, so hätt' ich wohl Lust dazu“, sagte sie, und sah tapfer den Mann an, welcher finster drein blickte und den Löffel weglegte, um die Pfeife zu ergreifen.

„Das Bischen elende Land, das ich habe!“ sagte er.

„Ich muß über dich lachen, du sprichst immer von dem Lande und schweigst ganz von der Mühle.“

„Ach du mit deiner Mühle, ich glaub', du kannst nicht vertragen, sie gehen zu hören.“

„O ja, gottlob! möchte sie doch Tag und Nacht gehen.“

„Nun hat sie seit Weihnachten still gestanden.“

„Aber die Leute mahlen doch nicht während der Festzeit.“

„Sie mahlen, wenn Wasser da ist, aber seit beim Neustrom eine Mühle ist, geht's schlecht mit meiner.“

„Der Schulmeister sagte das heute nicht.“

„Ich werde einem verschwiegneren Manne meine Geldangelegenheiten übertragen.“

„Freilich, deiner Frau sollte er am wenigsten etwas sagen!“

Thore antwortete hierauf nicht, er hatte seine Pfeife gerade angezündet, lehnte sich nun an ein Reisigbündel, sah dann die Frau an, schielte in die Ferne nach dem Sohne und blickte empor zu einem alten Krähennest, welches halb zerrissen auf einem Föhrenzweige lag.

Eyvind saß allein, die Zukunft vor sich wie ein langes, blankes Eis, auf dem er zum ersten Male von dem einen Ufer zum andern hinüber laufen sollte. Daß die Armuth ihn von allen Seiten einschloß, fühlte er, allein deshalb gingen auch alle seine Gedanken darauf aus, über sie hinaus zu kommen. Von Märit hatte sie ihn gewiß für immer getrennt; sie betrachtete er schon als halb an John Hatlen gekettet; aber all sein Sinnen stand darnach, mit ihm und ihr das ganze Leben hindurch in die Wette zu streben. Nicht wieder wie gestern gestoßen zu werden, deshalb sich für sich halten, bis er etwas geworden, und dann mit des allmächtigen Gottes Beistand was Rechtes zu werden, das war sein Gedanke und kein Zweifel kam in seine Seele, daß es nicht gelingen könne. Er hatte ein dunkles Gefühl, daß es mittelst Lernens am

besten gelänge; zu welchem Ziel es ihn führen sollte, — daran wollt' er später denken.

Abends gab es gute Schlittenbahn, die Kinder sammelten sich auf dem Berge, Eyvind war nicht darunter. Er saß am Herde und lernte, er hatte keinen Augenblick wegzugeben. Die Kinder riefen nach ihm, er that, als höre er's nicht.

„Man ruft nach dir", sagte die Mutter, „willst du nicht hinaus?"

„Heut Abend nicht!" sagte er, obschon's ihm schwer ward.

Später hörte er, daß Märit ebenfalls nicht mehr nach dem Berge kam, es war ihm daher leichter, weg zu bleiben. Er lernte nun mit einem Fleiße, den selbst der Vater als zu weit gehend bezeichnete. Dabei wurde er ernst, das runde, weiche Gesicht wurde magerer und schärfer, das Auge strenger; selten sang er, nie spielte er mehr, es war, als ob die Zeit nicht ausreichte. Wenn die gewöhnlichen Lustbarkeiten vorbereitet wurden und die Versuchung an ihn herantrat, war's ihm, als ob Jemand flüsterte: Später, später! und beständig: später!

Die Kinder liefen, riefen und lachten wie früher, allein da sie ihn nicht zu sich hinausrufen konnten, weder durch ihre eigenen lustigen Fahrten, noch durch ihren Ruf mit von außen an die Fensterscheiben gelegten Gesichtern, so blieben sie nach und nach weg und suchten sich andere Spielplätze, und bald stand der Berg leer. Es ward still um das kleine Haus, Sonntagsabends kam keiner mehr, um einen Tanz zu begehren, Eyvind selbst saß am Fenster und lernte.

„Eyvind hat sich sehr verändert in der letzten Zeit", sagte die Mutter zum Schulmeister. Dieser sah auch bald, daß es nicht mehr der alte Eyvind sei, welcher lernte, weil es so hergebracht, und spielte, weil es die Hauptsache. Er sprach oft mit ihm und neckte ihn, um ihn zu erforschen. Allein es wollte ihm nicht gelingen, des Jünglings Herz so leicht wie sonst zu finden, und deshalb sagte er eines Sonntagsabends gegen den Winter, als er nach Pladsen hinabkam: „Komm', Eyvind, geh' mit mir, ich hab' mit dir zu reden."

Eyvind zog seine Sonntagsjacke an und that so. Sie gingen hinauf nach den Heidehöfen, das Gespräch stockte nicht, allein es handelte um nichts Wichtiges. Als sie in die Nähe der Häuser kamen, bog der Schulmeister vom Wege ab und ging auf das in der Mitte liegende zu, aus dem ihnen lautes jubelndes Rufen entgegen tönte.

„Was gibt's hier?" fragte Eyvind.

„Ei, es ist Tanz dort!" sagte der Schulmeister, „sollen wir nicht hineingehen?"

„Nein!"

„Fürchtest du dich vor einem Tanz, Junge?"

„Nein, noch nicht!"

„Noch nicht? Wann denn?"

Er antwortete nicht.

„Was meinst du mit diesem noch?"

Als Eyvind nicht antwortete, sagte der Schulmeister: „Komm' nur, was soll der Schnack?"

„Nein, ich gehe nicht!" Er sprach sehr bestimmt und schien innerlich bewegt.

„Daß dein eigener Lehrer dich bitten soll, zum Tanze zu gehen!"

Ein langes Schweigen folgte.

„Ist Jemand da, den du zu treffen fürchtest?"

„Ich kann ja nicht wissen, wer da ist."

„Aber könnte nicht Jemand da sein?"

Eyvind schwieg. — Da trat der Schulmeister dicht vor ihn hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Fürchtest du dich, Märit zu sehen?"

Eyvind schlug die Augen nieder und holte tief und schwer Athem.

„Eyvind, sag' mir's!"

Eyvind schwieg.

„Du schämst dich vielleicht, es zu gestehen, da du nicht konfirmirt bist? Aber, sage mir's nur, Eyvind, du sollst es nicht bereuen!"

Eyvind blickte auf, konnte aber kein Wort hervorbringen, dann wandte er sich ab.

„Du bist in der letzten Zeit auch gar nicht mehr so fröhlich gewesen, als sonst; mag sie etwa einen Andern lieber, als dich?"

Eyvind schwieg abermals, der Schulmeister fühlte sich etwas gekränkt, er wandte sich unwillig von ihm ab; sie traten nun den Rückweg an.

Als sie eine lange Strecke gegangen waren, blieb der Schulmeister stehen und sah Eyvind an.

„Du wünschest wohl bald konfirmirt zu werden?" fragte er.

„Ja, sehr!"

„Und was gedenkst du dann anzufangen?"

„Ich möchte wohl auf ein Seminar!"

„Um Schullehrer zu werden?"

„Nein!"

„Es ist dir das wohl zu gering?"

Eyvind schwieg. Sie gingen wieder ein tüchtiges Stück.

„Und wenn du das Seminar lange genug besucht hast, was willst du dann?"

„Darüber hab' ich noch nicht nachgedacht."

„Wenn du Geld hättest, so möchtest du dir wohl einen Hof kaufen?"

„Ja, das wollte ich gern; aber ich werde die Mühle behalten."

„Dann thätest du am besten, die Agronomenschule zu beziehen."

„Lernt man da eben so viel, als auf dem Seminar?"

„Das wohl nicht, aber man lernt Alles, was man später gebrauchen soll."

„Bekommen sie dort auch Nummern?"

„Weshalb frägst du darnach?"

„Ach, ich möchte gern recht tüchtig werden."

„Das kannst du auch ohne Nummer."

Nun gingen sie schweigend weiter, bis sie Pladsen sehen konnten. Aus der Stube schien ein Licht, der Berg hing schwarz darüber, die See lag drunten mit blankem, blinkendem Eis, der Wald stand umher ohne Schnee, der Mond stand am Himmel und spiegelte den Wald im Eise.

„Es ist doch hübsch hier auf Pladsen“, sagte der Schulmeister. Eyvind konnte mitunter die Gegend mit Augen sehen, wie damals, als die Mutter ihm Märchen erzählte, oder er selbst noch auf dem Berge spielte; nun that er es, Alles lag in milder, glänzender Ruhe.

„Ja, schön ist es hier“, sagte er und seufzte.

Der Schulmeister hörte es: „Dein Vater hat hier sein Brod gehabt, du könntest es auch haben.“

Eyvind schwieg, aber der frohe Anblick schien ihm mit einem Mal verschwunden. Der Schulmeister schüttelte den Kopf und ging mit in's Haus. Er schwieg mehr als er redete, weshalb auch die Andern nicht viel sagten. Als er Lebewohl sagte, begleiteten Mann und Frau ihn zur Thüre hinaus; es war, als erwarteten beide, daß er noch etwas sagen würde. Sie blieben vor der Hausthür stehen und blickten in die Nacht hinaus; der Schulmeister sagte nichts.

„Es ist hier so ungewöhnlich still geworden“, sagte endlich die Mutter, „ich meine, seitdem die Kinder ihren Spielplatz anderswohin verlegt haben.“

„Ihr habt auch kein Kind mehr im Hause“, sagte der Schulmeister langsam.

Die Mutter verstand ihn und sagte:

„Eyvind ist in der letzten Zeit nicht fröhlich gewesen.“

„Ach nein, wer ehrgeizig ist, der ist nicht fröhlich!“ sagte der Schulmeister langsam wie zuvor, und blickte mit der Ruhe des Greises empor in Gottes stillen Himmel.

Sechstes Kapitel.

Ein halbes Jahr später, im Herbste nämlich (die Konfirmation war bis dahin ausgesetzt worden), saßen die Konfirmanden der Hauptgemeinde in einem Zimmer des Predigerhofes, um ausgewählt zu werden; unter ihnen befanden sich Eyvind Pladsen und Märit Nordistuen Heidehöfen. Märit war gerade aus dem Studirzimmer des Predigers heruntergekommen, wo sie ein hübsches Buch mit vielem Lobe erhalten hatte. Sie lachte, unterhielt sich mit ihren Freundinnen nach allen Seiten, und sah sich auch unter den Knaben um. Märit war nun ein ganz erwachsenes Mädchen, leicht und frei in ihrem Betragen, und die Bursche sowohl als Dirnen wußten, daß der beste junge Mann der Bygde, John Hatlen, sich um ihre Hand bewerbe, sie konnte also wohl froh sein. Unten an der Thür standen einige Mädchen und Bursche, welche nicht zu den Auserwählten gehörten; sie weinten, während Märit und ihre Freundinnen lachten; unter ihnen war ein kleiner Junge in seines Vaters Stiefeln und mit dem Kirchgangstuche seiner Mutter um den Hals. „Gott, o Gott", schluchzte er, „ich darf so nicht hineingehen!" Dies ergriff Alle, die noch nicht oben zur Prüfung gewesen waren, mit der Macht des Gemeingefühls, und ein allgemeines Schweigen trat ein. Die Angst stand ihnen in Hals und Augen, sie konnten nicht sicher stehen und auch nicht schlucken, wozu sie ein beständiges Bedürfniß hatten. Einer saß und rechnete aus, was er könne, und trotzdem, daß er einige Stunden zuvor ausgerechnet hatte, daß er Alles könne, fand er nun eben so sicher, daß er nichts könne. Ein Anderer rechnete sein Sündenregister zusammen, von der Zeit an, als er noch ganz klein war, bis jetzt, und fand es dann gar nicht so sonderbar, daß der liebe Gott ihn nun habe abblitzen lassen. Ein Dritter saß da und dachte sich eine Menge äußerliche Dinge als Zeichen: wenn die Uhr, welche gerade schlagen sollte, anfinge, ehe er zwanzig zählen könnte, so käm' er mit; wenn der, den er im Gange draußen hörte, der Hofjunge Lars sei, so geläng's ihm;

wenn der große Regentropfen, welcher die Scheibe hinunterglitt, bis zum Fensterrahmen herabkäme, so ging's ebenfalls gut. Die letzte entscheidende Probe sollte sein, ob er den rechten Fuß um den linken schlingen könne, dies aber war ihm schlechterdings unmöglich. Ein Anderer wußte ganz gewiß, daß er bestehen würde, wenn er entweder nach Joseph in der biblischen Historie oder nach der Taufe im Katechismus oder nach Jesus oder den zehn Geboten gefragt würde, oder — er saß noch da und rechnete nach, was er könnte, als er hineingerufen wurde. Ein Fünfter hatte eine sonderbare Vorliebe für die Bergpredigt, er war überzeugt, daß er nur darnach gefragt werden könnte, er sagte die ganze Bergpredigt vor sich selber her, — da wurde er hinaufgerufen und — nach den kleinen und großen Propheten gefragt. Der Sechste dachte an den Prediger, der ein so herrlicher Mann sei und seinen Vater so gut kenne, er dachte auch an den Schulmeister, der ein so liebevolles Gesicht habe, und an Gott, der die Liebe selbst sei, und schon so Vielen geholfen habe, sowohl Jakob, als Joseph und David und Hiob und Stephanus, und dann dachte er ferner, daß seine Mutter und Schwester daheim säßen und für ihn beteten, was ganz gewiß helfen würde. Der Siebente saß und dachte an das, was er hatte werden wollen in der Welt, und stimmte nun seine Forderungen bedenklich herab. Einmal hatte er geglaubt, sogar König werden zu können, dann General und endlich Prediger, nun war die Zeit vorbei. Aber bis zu dem Augenblick, wo er den Fuß auf die Schwelle des Predigerhauses setzte, hatte er doch Schiffskapitän, vielleicht Seeräuber werden wollen und sich große Reichthümer erwerben, nun wollt' er's beim Matrosen bewenden lassen, &c.

Eyvind saß am Fenster, er war droben gewesen und hatte jede Frage beantwortet; der Prediger hatte nichts gesagt, eben so wenig der Schulmeister; er hatte über ein halbes Jahr darüber nachgedacht, was sie wohl sagen würden, wenn sie zu wissen bekämen, wie er gearbeitet habe, er fühlte sich daher getäuscht, ja gekränkt. Dort saß Märit, welche für ungleich geringeren Fleiß und geringere Kenntnisse sowohl Aufmunterung als Lohn eingeerntet hatte; gerade um in ihren Augen groß dazustehen, hatte er so

gearbeitet, und nun erreichte sie spielend, wofür er mit so großer Selbstverleugnung gearbeitet hatte. Ihr Lachen und Scherzen brannte ihm auf der Seele, die Freiheit, womit sie sich bewegte, that ihm weh. Er hatte seit jenem Abend sorgfältig vermieden, mit ihr zu reden, ein Jahr sollte mindestens vergehen, dachte er; allein wie er sie so heiter und überlegen dasitzen sah, fühlte er sich zu Boden gedrückt und alle seine stolzen Vorsätze lagen auf dem Boden, wie ein umgewehtes Haus.

Nach und nach versuchte er doch, sie wieder aufzulesen. Es kam nun darauf an, ob er heute Nummer Eins würde. Der Schulmeister pflegte nach Beendigung der Prüfung einige Zeit bei dem Prediger zu bleiben und dann hinunter zu kommen, um den Ausfall mitzutheilen; es war nicht die letzte Entscheidung, sondern nur eine vorläufige. Das Gespräch im Zimmer wurde lebhafter, je nachdem mehr zurückkamen und glücklich gewesen waren; nun aber fingen die Ehrgeizigen stark an, sich von den Frohen abzusondern; die Letzteren gingen, sobald sie Begleitung erhielten, um ihren Eltern ihr Glück mitzutheilen oder sie warteten auf Andere, welche noch nicht fertig waren; die Ersten dagegen wurden stiller und stiller und blickten gespannt nach der Thüre.

Endlich waren Alle fertig, die Letzten waren herunter gekommen und der Schulmeister berieth sich jetzt allein mit dem Prediger. Eyvind sah Märit an, sie war heiter wie immer, allein blieb doch noch sitzen, ob aus eigenem Antriebe, oder um Anderer willen, wußte er nicht. Wie hübsch war Märit nicht geworden! Sie hatte eine blendend weiße, feine Haut, wie er sie nie zuvor gesehen; die Nase war ein wenig aufgeworfen, den Mund umspielte ein Lächeln, die Augen schlossen sich halb, wenn sie nicht gerade nach etwas Bestimmtem blickte, allein daher kam der Blick stets mit unerwarteter Gewalt, wenn er kam — und dann, wie sie selbst sagen würde, — lächelte sie, ohne etwas damit zu meinen. Bei alle dem hatte ihr Gesicht etwas Geheimnißvolles, als wenn sie in ihrem Innern Schätze habe, die sie verbergen wolle. In ihrem Herzen ist wohl John Hatlen verborgen, dachte Eyvind, konnte aber doch nicht lassen sie anzusehen.

Da kam der Schulmeister. Nun verließen Alle ihren Platz

und umringten ihn. „Welche Nummer hab ich?" — „Und ich?" — „Ich?" — „Still, ihr aufgeschossenen Jungen, keinen Lärm hier; ruhig, dann sollt ihr hören, Kinder!"

Er blickte nun langsam im Kreise umher: „Du bist Nummer zwei", sagte er zu einem Burschen mit blauen Augen, der ihn flehend ansah — nun tanzte er aus dem Kreise heraus. — „Du bist Nummer drei," — damit tupfte er einem flinken Rothkopf, der seinen Rockschoß ergriffen hatte, auf die Schulter; „du Nummer fünf, du Nummer acht" u. s. w. Dann erblickte er Märit: „Du bist Nummer eins der Mädchen", sagte er, sie ward feuerroth über Gesicht und Hals, versuchte aber zu lächeln. „Du bist Nummer zwölf, bist ein fauler Bub gewesen und ein rechter Taugenichts; du Nummer eilf bist kein Haar besser, mein Junge; du Nummer dreizehn mußt noch sehr fleißig sein, sonst geht's dir schlecht bei der Katechisation!"

Eyvind konnte es nicht länger aushalten; Nummer eins war freilich noch nicht genannt; allein er hatte die ganze Zeit so gestanden, daß der Schulmeister ihn nicht übersehen konnte:

„Schulmeister!" er hörte nicht; „Schulmeister!"

Dreimal mußte er ihn anreden, ehe er's bemerkte; endlich wandte er sich zu ihm. „Nummer neun oder zehn, ich kann mich nicht genau erinnern", sagte er und wandte sich zu einem Andern.

„Wer ist denn Nummer eins?" fragte Hans, der Eyvind's bester Freund war.

„Du bist's nicht, Krauskopf!" sagte der Schulmeister und gab ihm einen Schlag mit einer Papierrolle über die Hand.

„Wer ist es denn?" fragten mehrere. „Ja, wer ist's, wer ist's?"

„Das werd' ich schon dem sagen, der die Nummer bekommen hat!" sagte der Schulmeister streng; denn er wollte dem Fragen ein Ende machen.

„Geht nun hübsch nach Hause, Kinder, dankt eurem Gott und macht euren Eltern Freude! Dankt auch eurem Schulmeister, ihr hättet schön dagesessen und Knochen genagt, wenn er nicht gewesen wäre!"

Sie dankten ihm und lachten, dann zogen sie jubelnd von

dannen; denn in diesem Augenblick, wo sie nach Hause zu den Eltern sollten, waren sie Alle froh. Nur Einer war da, der seine Bücher nicht sogleich finden konnte, und welcher, als er sie fand, sich niedersetzte, als solle er von Neuem anfangen, seine Lektionen zu repetiren.

Der Schulmeister trat zu ihm hin: „Nun, Eyvind; willst du nicht mit den Andern gehen?"

Er antwortete nicht.

„Weshalb schlägst du deine Bücher auf?"

„Ich will nachsehen, worin ich unrichtig geantwortet habe."

„Du hast gewiß nicht unrichtig gantwortet."

Eyvind sah ihn an, seine Augen füllten sich mit Thränen, immer länger sah er den Schulmeister an, während eine Thräne nach der andern über seine Wangen rollte, aber er sagte kein Wort. Der Schulmeister setzte sich vor ihm nieder:

„Bist du nicht zufrieden, daß du bestanden hast und mitkommst?"

Sein Mund bebte, aber er antwortete nicht.

„Deine Mutter und dein Vater werden sehr froh sein", sagte der Schulmeister und sah ihn an.

Eyvind kämpfte lange, um ein Wort hervorzubringen, endlich fragte er leise und abgebrochen:

„Ist es, weil — ich ein Hausmannssohn bin — daß ich Nummer neun oder zehn bekomme?

„Allerdings, deshalb", sagte der Schulmeister.

„Dann hilft mir ja mein Fleiß nichts!" sagte er tonlos und sah alle seine Träume vergehen. Plötzlich hob er den Kopf auf, streckte die rechte Hand aus, schlug sie auf den Tisch mit aller Macht, warf sich nieder auf sein Gesicht und brach in heftiges Schluchzen aus.

Der Schulmeister ließ ihn liegen und weinen, recht sich ausweinen, und bald schien es auch, als ob er bereue, was er gethan. Da nahm der Schulmeister seinen Kopf zwischen seine beiden Hände, hob ihn auf und blickte in das verweinte Gesicht.

„Glaubst du, daß das Gott war, der dich so eben besuchte?" sagte er und zog ihn freundlich an seine Brust. Eyvind schluchzte

noch, aber kürzer, die Thränen rannen stiller, aber er wagte nicht, den Frager anzusehen, ebenso wenig, ihm zu antworten.

„Eyvind, du hast es so verdient! Du bist nicht fleißig gewesen aus Liebe zu deinem Christenthum und deinen Eltern; es war Eitelkeit, die dich antrieb.“

Es wurde still im Zimmer, als der Schulmeister redete; Eyvind fühlte, daß sein Blick auf ihm ruhte, und das machte ihn aufgelöst, weich und demüthig.

„Solchen Zorn im Herzen hättest du nicht den Bund mit deinem Gott machen können; hättest du's dürfen?“

„Nein!“ stammelte er, so gut er's vermochte.

„Und hättest du es gethan mit eitler Freude, daß du Nummer eins wärest, hättest du's nicht dann mit einer Sünde im Herzen gethan?“

„Ja!“ flüsterte er mit bebenden Lippen.

„Hast du mich noch lieb, Eyvind?“

„Ja!“ sagte er und blickte zum ersten Male auf.

„So will ich dir sagen, daß ich es war, der dir die niedrigere Nummer gegeben hat; denn ich — halte so viel von dir, Eyvind.“

Eyvind sah ihn an, blinkte ein paarmal mit den Augen, konnte aber die Thränen nicht herauspressen.

„Du hast deshalb nichts gegen mich?“

„Nein!“ — Er sah fest und klar zu ihm auf, obgleich die Stimme fast erstickt war.

„Mein liebes Kind, du gleichst meinem verstorbenen Bruder; ich will mit dir sein, so lange du lebst. Komm' nun, ich will dich nach Hause begleiten, dann wollen wir unterwegs mehr mit einander reden.“

Sie gingen langsam den Heimweg. Anfangs war Eyvind noch still und schien mit sich zu kämpfen, allein nach und nach gewann er sich selbst wieder, sang im Walde einen alten Gesang mit dem Schulmeister und fühlte sich bald wieder so glücklich, als da er noch ein Kind war. Er war so fest überzeugt, daß das Vorgefallene das Beste sei, was ihn jemals treffen könne, und eh' er

nach Hause kam, war dieser Glaube schon so stark geworden, daß er Gott dafür dankte und es zum Schulmeister sagte.

„Ja, nun können wir auch daran denken, daß wir etwas werden im Leben", sagte der Schulmeister, „und nicht nach Nummern und Irrlichtern laufen. Was meinst du vom Seminar?"

„O, ich möchte zu gern dorthin."

„Du meinst die Agronomenschule?"

„Ja."

„Die ist auch wohl vorzuziehen; sie gibt andre Aussichten, als eine Schulmeisterstelle."

„Aber wie soll ich dorthin kommen; ich habe die größte Lust, aber kein Geld."

„Nein, dein Vater ist ein armer Mann; aber ich selbst besitz' ein wenig, womit ich dir helfen werde."

Eyvind fühlte sich ganz überwältigt von seinem Dankgefühl, aber von Dank wollte der Schulmeister nicht reden hören. Ueber Eyvind kam ein Flimmern vor den Augen, der leichte Athemzug, die unendliche Liebeshast, welche uns emporträgt, wenn wir unerwartet die Güte der Menschen erfahren. Man stellt sich dann einen Augenblick die ganze Zukunft vor wie ein Wandern in frischer Bergluft; man wird mehr getragen, als man geht.

Als sie an ihr Ziel kamen, waren Eyvinds Eltern beide zu Hause, sie hatten zwar zu thun auf dem Felde und in der Mühle, allein erst wollten sie hören, wie's ihm ergangen. Der Schulmeister trat ein, Eyvind folgte ihm, beide lächelten.

„Nun?" sagte der Vater und legte das Gesangbuch weg, worin er gerade „das Gebet eines Konfirmanden" gelesen hatte. Die Mutter stand am Herde und lachte, doch zitterte ihre Hand; sie erwartete etwas Gutes, wollte aber ihre Gedanken nicht verrathen.

„Ich wollt' euch nur die Freude machen, euch selbst zu sagen, daß er jede Frage beantwortet hat, und daß der Prediger sagte, er habe noch keinen bessern Konfirmanden gehabt." —

„Ach, wirklich?" sagte die Mutter und wurde sehr bewegt. —

„Das ist ja recht brav", sagte der Vater und räusperte sich. —

„Welche Nummer bekommt er?" fragte endlich die Mutter, nachdem es lange still gewesen. —

„Nummer neun oder zehn", sagte der Schulmeister ruhig.

Die Mutter sah ihren Mann an, dieser den Schulmeister.

„Ein Hausmannssohn kann nicht mehr erwarten", sagte er.

Eyvind sah ihn an. Es war, als ob ihm etwas im Halse empor wollte, allein er bezwang sich, erinnerte sich aller Güte, deren er theilhaftig geworden und verschluckte es glücklich.

„Ich muß jetzt wohl gehen!" sagte der Schulmeister, nickte und wandte sich nach der Thür. Beide Eltern folgten ihrer Gewohnheit nach eine Strecke bis zum Steinwalle, dann stand der Schulmeister still, nahm eine Prise und sagte lächelnd:

„Er ist Nummer eins; allein es ist nicht werth, daß er's erfährt, eh' der Tag da ist."

„Nein, nein!" sagte der Vater und nickte.

„Nein, nein!" sagte die Mutter und nickte ebenfalls; dann ergriff sie seine Hand und sagte: „Wir danken dir für Alles, was du für ihn gethan hast."

„Ja, ja!" sagte der Vater und drückte ihm ebenfalls die Hand.

Der Schulmeister ging nun allein weiter, die beiden Eltern aber blieben lange stehen und sahen ihm sinnend nach.

Siebentes Kapitel.

Der Schulmeister hatte die Sache richtig angesehen, als er zum Prediger, welcher Eyvind sogleich zu Nummer eins ernennen wollte, sagte: „Wart' ein wenig damit; er hat kein Gutes davon, halte weiter unten einen Platz offen; laß mich ihn zuvor prüfen." Allein schon am ersten Tage sah er bereits soviel, daß er den Eltern versprechen konnte, es solle so geschehen, wie der Prediger es anfangs gedacht habe. In den drei Wochen vor der Konfirma-

tion war er jeden Tag auf Pladsen. Eines ist es, daß eine junge, weiche Seele einem Eindrucke nachgibt, ein Anderes, daß sie voll gläubiger Hingebung dauernd etwas festhält. Viele düstere Stunden waren Eyvind beschieden, eh' er lernte, daß weder Ehrgeiz noch Trotz, sondern Besseres ihn bei der Erreichung eines zukünftigen Zieles leiten sollten. Gerade als er recht mitten in voller Arbeit saß, verging ihm die Lust und er legte die Arbeit hin: wozu, was gewinne ich? — aber eine Weile später erinnerte er sich des Schulmeisters, seiner Worte und seiner Güte, und an diesem menschlichen Mittel mußte er sich emporschwingen, wenn er, wie oft, von dem Verständniß seiner höheren Pflicht hinunterstürzte.

In den Tagen, wo man sich auf Pladsen zu seiner Konfirmation vorbereitete, bereitete man sich auch auf seine Reise nach der landwirthschaftlichen Schule vor. Der Schneider und der Schuhmacher saßen in der Stube, die Mutter buk in der Küche und der Vater arbeitete an einem Koffer. In dieser Zeit hatte man viel mit dem Schulmeister zu reden, wenn er Abends nach Pladsen kam. Es wurde meist darüber gesprochen, wie viel er ihnen in zwei Jahren kosten würde, ob er nicht die ersten Weihnachten nach Hause kommen könnte; vielleicht ging es nicht einmal die zweiten, und wie schwer es halten würde, sich in so lange Trennung zu finden.

Man sprach auch von seiner Liebe zu den Eltern, die ihrem Kinde nun so große Opfer bringen wollten; freilich sollte der Schulmeister das Geld anschaffen, allein der Vater wollte sich verbürgen und nach Vermögen gelegentlich abtragen. Eyvind war zu Muthe wie einem Schiffbrüchigen, welcher auf umgekehrtem Boote allein umhergeschwommen und nun plötzlich von liebevollen Menschen aufgenommen ist, um sicher weiter geführt zu werden.

Ein solches Gefühl aber gibt Demuth, und mit dieser kommt sehr viel Anderes. Als sich der große Tag näherte, durfte er sich vorbereitet nennen und mit Vertrauen in die Zukunft blicken. Wenn in solchen Träumen Märits Bild auftauchte, schob er es vorsichtig auf die Seite, fühlte zwar Schmerz dabei, dachte aber: „Nicht soviel auf einmal." Er versuchte, sich in solchem

Heroismus zu üben, machte aber doch keine Fortschritte; im Gegentheil, es wurde jedesmal schwerer. Deshalb war er ermattet am letzten Abend, als er nach langer Selbstprüfung ein Gebet zum Himmel emporschickte, daß Gott in diesem Punkte ihn nicht zu sehr prüfen möge.

Der Schulmeister kam, als der Tag sich neigte. Sie setzten sich alle in die Stube, nachdem sie sich zuvor gesäubert hatten, als sollten sie zum Hauptgottesdienste oder zum Altare gehen. Die Mutter war bewegt, der Vater schweigsam; der Abschied lag hinter der Sonnenwende des nächsten Tages, es war ungewiß, ob und wann sie wieder so beisammensitzen würden. Der Schulmeister holte die Gesangbücher hervor, sie hielten Andacht und sangen. Hernach faltete er die Hände und sprach ein Gebet, wie es ihm gerade in den Sinn kam. Er betete um eine glückliche Wiederkehr in die Heimat.

Später erzählte er, wie oft er selbst weit vom Rechten gewesen, sowohl in dieser wie in jener Weise, und daß meist Eitelkeit und Trotz die Thür verschlossen und den Schlüssel weggeworfen habe. Wenn dann eine solche Kernwahrheit kam, seufzte er tief auf, und dann war es, als ob ein solches Wort die Taufe erhalten hatte. Die Mutter war eine offene, ehrliche Frau, welche sich den Stimmungen der Andern anschmiegte; Andern Freude zu machen, war ihr größere Freude, als selbst etwas Gutes zu genießen. Sie war übrigens sonst gleichsam der Schulmeister, wenn er selbst nicht zugegen war, und der Mann nicht wollte, was sie wollte; wenn nun aber der Schulmeister gekommen war und selbst sprach, so sah sie den Mann bei jedem Worte an, das er sprach, als wolle sie sagen: „Hab' ich dir's nicht gesagt? hörst du nun?" Nun hatte sie zwar keineswegs dasselbe gesagt; da er's aber glaubte, so war das ja die Hauptsache.

Diese vier Menschen saßen nun hier in Liebe beisammen, bis es spät Abends wurde und der Gedanke sich in sich zurückzog; sie trennten sich endlich mit den besten Wünschen für den kommenden Tag und was er bringen würde. Eyvind mußte einräumen, als er sich niederlegte, nie so froh gewesen zu sein. Allein er gab diesem Gefühl eine besondere Deutung; denn er verstand es so, daß er sich näm-

lich nie so ergeben in Gottes Willen und so froh in ihm niedergelegt habe. — Märits Gesicht tauchte sogleich wieder empor, und das Letzte, was ihm noch bewußt war, konnte man eine Art Selbstversuchung nennen: nicht ganz glücklich, nicht ganz, — worauf er dann antwortete: ja, ganz; — aber wieder: nicht ganz; — nein, nicht ganz. —

Als er erwachte, erinnerte er sich bald dessen, was dieser Tag bringen sollte, betete und fühlte sich stark. Er stand auf und zog seine neuen Kleider an, er hatte nie zuvor so schöne gehabt. Es war darunter eine Tuchjacke, welche er oft hatte befühlen müssen, ehe er sich daran gewöhnte. Er zog einen kleinen Spiegel hervor, als er fertig war und zum vierten Male die Jacke anzog. Als er nun sein eigenes fröhliches Antlitz mit dem hellblonden Haar darum sich aus dem Spiegel entgegenlächeln sah, fiel es ihm ein, daß dies gewiß wieder Eitelkeit sei. Aber ordentlich gekleidet und sauber darf man doch sein, antwortete er sich selbst, indem er sich vom Spiegel abwandte, als sei es Sünde, sich darin zu sehen. Allerdings, aber man darf sich doch nicht so sehr über solche Dinge freuen. Freilich, dem lieben Gott muß es doch lieb sein, daß Einer vergnügt ist, wie er ihn geschaffen. Kann immerhin der Fall sein, aber besser gefällt es ihm gewiß, wenn du's bist, ohne selbst es so sehr zu bemerken. — Das ist wahr, das kommt aber davon, daß Alles so neu ist. — Freilich, das räum' ich ein; dann mußt du es aber auch nach und nach ablegen. — Versteht sich. — —

Er ertappte sich so mehrfach in selbstprüfenden, lauten Gesprächen, denn er meinte, vor allen Dingen dürfe keine Sünde auf diesen Tag fallen und ihn beflecken.

Als er aus seiner Kammer zu den Eltern hinabkam, saßen sie bereits fertig angekleidet am Tische und erwarteten ihn mit dem Morgentrunk, er war müder als sie gewesen und hatte daher länger geschlafen. Die Mutter lächelte, als er eintrat, und sah den Vater an, als wolle sie sagen: „Siehst du nun wohl, daß er hübsch ist, wenn er nur erst gute Kleider anhat?" — Der Vater trommelte mit der einen Hand auf dem Tische, als wolle er kein Zugeständniß machen. Eyvind dankte ihnen für die schönen Klei-

der, indem er ihnen treuherzig die Hand reichte, worauf sie ihm wünschten, daß er stets gesund sein möge, um sie gebrauchen zu können. Sie setzten sich zu Tische, beteten stille und aßen. Dann räumte die Mutter wieder ab und brachte den Brodranzen der Kirchfahrten herein. Mit dem Gesangbuch in der Tasche traten sie, nachdem das Haus wohl verschlossen worden, ihre Reise das Gebirg hinauf an. Als sie den oberen Weg erreichten, begegneten sie vielen auf der Kirchfahrt begriffenen Leuten, zu Wagen und zu Fuß, dazwischen Konfirmanden und mitunter greise Großeltern, welche diesmal noch die Reise wagen wollten und daher überall mit den Worten begrüßt wurden: „Ei, sind selbst so alte Leute heute auf dem Kirchwege?“

Es war ein Herbsttag ohne Sonnenschein, wie es zu sein pflegt, wenn das Wetter im Begriff ist umzuschlagen. Wolken zogen sich zusammen und trennten sich wieder, mitunter war es ein ganzes mit Unwetter drohendes Heer, aber auf der Erde war es noch stille, das Laub hing wie todt an den Zweigen und zitterte nicht einmal, die Luft war erst ein wenig schwül; die Leute waren alle mit Reisemänteln versehen, gebrauchten dieselben aber nicht. Eine ungewöhnlich große Schaar hatte sich vor der freigelegenen Kirche gesammelt, Bekannte begrüßten sich, die Weiber gingen beiseit, um sich bei dem Festbinden von Tüchern zu helfen, welche auf der Landstraße zu gut gewesen wären; die Konfirmanden aber gingen sofort in die Kirche, um aufgestellt zu werden, ehe der Gottesdienst begann. Nun kam der Schulmeister im blauen Anzuge, Kniehosen und Stiefeln, mit steifer, hoher Halsbinde, während aus der Hintertasche seines Rockes die Pfeife hervorguckte, über den Berg, nickte und klopfte hier Einem freundlich auf die Schulter, sprach dort ein paar Worte mit einem Andern, den er bat, laut und deutlich zu antworten, und gelangte so endlich in die Nähe des Armenblockes, wo Eyvind stand und alle Fragen seines Freundes Hans rücksichtlich der Reise beantwortete.

„Guten Tag, Eyvind, siehst gut aus, heute“, sagte er und faßte ihn beim Jackenkragen, als habe er ihm etwas zu sagen; „höre, ich trau' dir das Beste zu. Ich hab' jetzt auch mit dem

Prediger gesprochen; du behältst den Platz, den du in der Schule hattest; geh' hinauf nach Nummer — eins und antworte klar und bündig."

Eyvind blieb stehen, er begriff es nicht sogleich, allein endlich ward ihm Alles klar; er machte einige Schritte, abermals einige, blieb dann stehen, „träum' ich, oder wach' ich, nein, er redete mit mir, er hat mit dem Prediger gesprochen", und so wankte er weiter dem Altare zu.

„Du sollst ja doch Nummer eins sein", flüsterte ihm ein Knabe zu.

„Ja", antwortete Eyvind leise und empfand ein Gefühl der Dankbarkeit, welches so sehr seine Seele durchglühte, daß er es nicht für alles andere Glück auf der Welt hingegeben hätte. Die Gunst, welcher er theilhaftig wurde, fühlte er in seiner Unwürdigkeit so tief, daß er später begriff, wie gerade dies Gefühl die größte Seligkeit sein kann. Er wäre ohne diese Erfahrung später nie geworden, was er ward.

Die Aufstellung war vollendet, der Prediger in seinen Stuhl getreten, während des Läutens strömte die Gemeinde herein und nahm Platz. Eyvind bemerkte, daß Märit Heidehöfen ihm gegenüberstand, sie sah zu ihm hinüber, wie er zu ihr, allein beide waren so erfüllt von der Heiligkeit des Ortes, daß sie glaubten, sich nicht begrüßen zu dürfen. Er sah blos, daß sie sehr angenehm aussah und keinen Kopfputz trug, mehr sah er den ganzen Tag nicht. Eyvind, welcher einmal so große Pläne darauf gebaut hatte, ihr gegenüberzustehen, mußte sich später oft darüber wundern, daß er sich jetzt ihrer nicht erinnerte. Er hatte kaum einen Blick für Märit, an seine Nummer dachte er längst nicht mehr, sein einziger Wunsch war, demüthiger zu sein als der Demüthigste, und er war überzeugt, daß Jeder — er möge Pläne haben, welche er wolle — nun denselben Gedanken habe; denn soviel stärker sind göttliche Augenblicke als menschliche Berechnungen.

Es wurde gepredigt, gesungen und katechisirt; wieder wurde geredet, der Bund wurde befestigt und dabei von Alt und Jung soviel geweint und gebetet, daß man in Wahrheit sagen konnte, in der Kirche gewesen zu sein.

Nach Beendigung der heiligen Handlung, nachdem alle Verwandte und Bekannte ihre Glückwünsche abgestattet und seine Kameraden ihm Lebewohl gesagt hatten, und nachdem viele Kleinere, denen er auf dem Schlittenberge wie in der Schule stets hülfreiche Hand gereicht hatte, ihn sehr bewegt begrüßt hatten, kam der Schulmeister, nahm erst seine Hand, dann die der Eltern und winkte, daß sie jetzt gehen möchten, er würde ihnen bald folgen. Die Vier waren wieder zusammen und es sollte diesmal der letzte Abend sein. Auf dem Wege kamen noch Viele, die ihm ihr Lebewohl zuriefen und Glück wünschten, allein sonst redeten sie nicht mit einander, bevor sie im eigenen Hause angekommen.

Der Schulmeister versuchte, ihrem wankenden Muthe zu Hülfe zu kommen; es war nahe daran, daß sie ein Grauen empfanden vor dem Gedanken, zwei Jahre von einander getrennt zu sein, sie, die es bisher noch keinen Tag gewesen; aber Keines wollt' sich's merken lassen. Je mehr die Zeit fortschritt, desto beklommener fühlte sich Eyvind um's Herz, er mußte hinaus in's Freie, um sich zu stärken. Es war halb dunkel und ein seltsames Sausen durchzog die Luft, er blieb auf einem Felsvorsprunge stehen und schaute auf gen Himmel. Ernst und Andacht füllte sein Gemüth, sie wurden zu festen, warmen Vorsätzen für die künftige Zeit; und als wolle er ihnen entgegengehen, bewegte er sich vorwärts mit vorgebogenem Oberkörper. Da hörte er von der Felsenkante seinen eigenen Namen nennen, ganz leise, es war keine Täuschung; denn zweimal wurde er wiederholt. Er sah empor und gewahrte in der Dämmerung ein weibliches Wesen, welches zwischen Gebüsch auf den Knieen lag und hinabspähte. —

„Wer ist das?" fragte er, fühlte aber an sich selbst, wer es war, eh' er noch Antwort erhielt. —

„Ich höre, daß du reisen sollst", sagte sie leise; „da muß ich wohl zu dir kommen, um dir Lebewohl zu sagen, wenn du nicht zu mir kommen willst." —

„Ich werde zu dir hinaufkommen", sagte er. —

„Nein, thu' es nicht, ich hab' so lange gewartet, daß du kommen solltest, Niemand weiß, wo ich bin und ich muß eilen, wieder nach Hause zu kommen." —

„Es war hübsch von dir, daß du kamst", sagte er.

„Ich konnt's nicht aushalten, daß du so reisen solltest, Eyvind, wir haben einander ja gekannt, seit wir beide ganz klein waren." —

„Das haben wir." —

„Und nun haben wir ein ganzes halbes Jahr kein Wort mit einander geredet." —

„Das haben wir auch nicht." —

„Wir schieden damals auch so gut nicht von einander." —

„Ja, ich glaub', ich muß hinauf zu dir." —

„Ach nein; fahrwohl, Eyvind! Ich wollte nur Fahrwohl sagen." —

„Willst du nicht eine Weile warten?" —

„Nein, fahrwohl, Eyvind." Sie weinte und ging.

Nachher ging er umher wie im Traum, aus und ein, antwortete auf Fragen, die vor längerer Zeit ausgesprochen waren und war ganz abwesend, wenn man ihn anredete; man schrieb es der bevorstehenden Abreise zu, was ja nicht unwahrscheinlich war, und ihr wandte er auch seine ganze Aufmerksamkeit zu, als der Schulmeister ihm zuletzt Lebewohl sagte und noch einiges Geld in die Hand drückte. Allein als er sich niederlegte zum Schlafen, dachte er nicht an die Abreise, sondern an die Worte, die vom Berge zu ihm hinabkamen. Nun wußte er nicht, ob er nicht gerade von dem sich entferne, welches er gewinnen wollte, oder ob er nach demselben hinreise; er fühlte sich müde und stellte dann im inbrünstigen Gebet Alles Gottes Fürsorge anheim.

Am Morgen des nächsten Tages um 6 Uhr, — es wehte ein ziemlich scharfer Wind — trugen Eyvind und der Vater seinen Koffer in das Boot hinunter, die Mutter folgte ihnen mit einem Kasten voll Eßwaaren. Zum letzten Lebewohl reichte sie ihm die Hand in's Boot, dann setzte er sich auf eine Ruderbank und weinte, während der Vater ihn über den Fjord ruderte.

Als sie die Spitze des Vorgebirges erreicht hatten, sagte der Vater langsam: „Du mußt dich noch einmal umsehen, deine Mut-

ter sitzt noch da;" er that so, die Entfernung war so groß, daß sie einander noch eben sehen konnten, aber die Herzen waren sich nahe wie zuvor.

Achtes Kapitel.

Liebe Eltern!

Nun haben wir viel mehr zu thun bekommen, nun aber habe ich auch die Andern so ziemlich eingeholt, so daß mir die Arbeiten nicht mehr schwer fallen. Vieles werd' ich verändern zu Hause, wenn ich wieder dort bin; denn Ihr macht Vieles nicht richtig, und es wundert mich, daß es so gut gegangen ist. Aber nun soll es besser werden, denn nun hab' ich viel gelernt. Ich möchte wohl eine große Stelle haben, wo ich Alles, was ich hier lerne, anwenden könnte; ich werde mich um eine solche Stelle bemühen. Hier sagen Alle, daß John Hatlen nicht so tüchtig ist, als bei uns behauptet wurde, allein er besitzt selbst einen großen Hof, so daß es außer für ihn selbst gleichgültig sein kann. Viele, welche hier ihre Studien gemacht haben, bekommen sehr hohen Lohn; sie werden so gut bezahlt, weil dies die beste landwirthschaftliche Schule im Lande ist. Man hat hier zwei Wörter: Theorie und Praxis, und es ist gut, sie beide zu haben, das Eine ist nichts ohne das Andere, aber das Letzte ist doch das Beste. Das Eine bedeutet zu wissen: wie und warum eine Arbeit so und nicht anders gemacht werden kann; das Andere, sie wirklich zu können, was mir im Grunde als die Hauptsache erscheint. Unser Direktor ist so tüchtig, daß Keiner sich mit ihm messen kann. Wir haben einen Lieutenant, der uns Land messen lehrt und er ist so tüchtig, daß er der allerbeste auf der Lieutenantsschule war, nicht alle Lieutenants sollen so viel gelernt haben und so bescheiden sein als er.

Mein alter Schulmeister frägt, ob ich auch zur Kirche gehe. Freilich, und wir haben jetzt einen Prediger bekommen, der pre-

digt, daß Allen angst und bange wird. Die Leute sagen, daß er zu streng sei, allein ich meine, daß das nicht schaden kann, da er ja nur in Worten straft, so weit jedes Einzelnen Gewissen ihm Recht gibt.

Gegenwärtig lernen wir viel Geschichte, was wir früher nicht gehabt haben, und es ist seltsam zu sehen, wie es zugegangen in der Welt, besonders bei uns. Denn wir haben stets gesiegt, ausgenommen, wenn wir geschlagen wurden und dann sind wir viel kleiner geworden. Jetzt haben wir Freiheit, die kein anderes Volk in so reichem Maße hat, ausgenommen Amerika; aber da sind sie nicht glücklich. Und unsere Freiheit sollen wir über Alles lieben.

Nun will ich schließen für diesmal; denn ich habe sehr viel geschrieben. Der Schulmeister liest wohl den Brief, und wenn er für Euch antwortet, so bitte ich, daß er mir etwas Neues über den Einen oder Andern erzählt; denn das hat er bis jetzt nicht gethan. Seid herzlich gegrüßt von Eurem Sohne

Eyvind Thoresen.

Liebe Eltern!

Nun hab' ich Euch zu melden, daß wir Examen gehabt haben und daß ich in vielen Fächern glücklich bestanden bin, namentlich im Schreiben und im Landmessen, weniger in der Muttersprache. Der Direktor sagte, ich müsse mehr Bücher lesen und schenkte mir einige mit hübschen Erzählungen, bei denen ich abwechselnd lachen und weinen mußte. Wie schön ist es, aus solchen Büchern Welt und Menschen kennen zu lernen, die man nie mit Augen zu sehen bekommt. Aber manche Bücher sollen auch die Welt nicht schildern wie sie ist, und vor solchen soll ich mich in Acht nehmen. Ich bin jetzt in der obersten Klasse und soll dort ein Jahr bleiben, um fertig zu werden. Die meisten meiner Kameraden sind abgereist und ich sehne mich nach Hause. Mir ist, als stände ich allein, obwohl ich's doch nicht thue; es ist so ein wunderbares Gefühl, so lange von den Seinigen getrennt gewesen zu sein. Ich glaubte einmal, hier recht fröhlich werden zu können, aber es will nicht ganz gelingen.

Was soll ich nun anfangen, wenn ich von hier wegziehe? Zuerst will ich natürlich zu Euch, später muß ich mir wohl einen Dienst suchen, er muß aber nicht fern sein.

Lebt nun wohl, liebe Eltern, grüßt Die von mir, welche nach mir fragen, sagt ihnen, daß es mir wohl geht, daß ich mich aber nach meiner Heimat sehne.

Euer Euch liebender Sohn

Eyvind Thoresen Pladsen.

Lieber Schulmeister!

Hierdurch frage ich Dich, ob Du den eingelegten Brief übersenden und Niemand etwas davon sagen willst. Willst Du's nicht, so verbrenne ihn.

Eyvind Thoresen Pladsen.

An
die ehrsame Jungfrau Märit Knudstochter Nordistuen auf den Ober-Heidehöfen!

Du wirst Dich wohl sehr wundern, einen Brief von mir zu erhalten, das sollst Du aber nicht, denn ich wollte blos fragen, wie es Dir geht. Darüber mußt Du mir schreiben, baldmöglichst und in jeder Beziehung. Was mich betrifft, so kann ich sagen, daß ich nach Ablauf eines Jahres fertig zu sein hoffe.

Ehrerbietigst

Eyvind Pladsen.

An
den Junggesellen Eyvind Pladsen auf der landwirthschaftlichen Schule!

Deinen Brief habe ich durch den Schulmeister richtig erhalten und ich will antworten, da Du mich bittest. Aber ich bin bange davor, da Du nun so gelehrt bist; zwar habe ich einen Briefsteller, aber von dem kann ich nichts gebrauchen. Ich will daher selbst versuchen, und Du mußt den Willen für die That nehmen; aber Du mußt Niemand diesen Brief zeigen, denn dann wärst Du nicht der, für den ich Dich halte. Du sollst ihn auch nicht aufbewahren,

denn dann könnte Jemand ihn zu sehen bekommen, sondern Du mußt mir versprechen, ihn zu verbrennen. Es gibt so Mancherlei, worüber ich schreiben möchte, allein ich darf es nicht. Wir haben eine gute Ernte gehabt, die Kartoffeln stehen hoch im Preise und wir haben genug. Aber der Bär hat uns vielen Schaden am Vieh gethan. Ich webe an einem großen Tuche, welches schottischem Zeuge ähnlich ist, es ist eine schwierige Arbeit. Und nun will ich Dir erzählen, daß ich noch zu Hause bin und daß Andere es gern anders haben möchten. Mehr hab' ich für diesmal nicht zu erzählen und deshalb sage ich Lebewohl.

Märit Knudstochter.

D. u. s.

Du mußt diesen Brief gewiß verbrennen.

An
den Agronom Eyvind Thoresen Pladsen!

Das habe ich Dir gesagt, Eyvind, daß Der, welcher mit Gott wandert, das beste Theil erwählt hat. Aber nun sollst Du meinen Rath hören. Du sollst Dich nicht bekümmern, wenn das Leben Dir Widerwärtigkeiten bringt, sondern Gott vertrauen und nicht Dein Herz sich in Sehnsucht verzehren lassen, denn dann hättest Du einen Götzen neben ihm. Demnächst muß ich Dir sagen, daß Dein Vater und Deine Mutter sich wohl befinden, ich selbst aber Schmerzen in der Hüfte habe; denn nun kommt mir der Krieg wieder zum Vorschein und Alles, was ich gelitten habe. Was die Jugend säet, wird das Alter ernten, und es ist sowohl Geist als Körper, welche Grund zu Klage und Seufzen geben. Allein das Alter soll nicht klagen; denn aus den Wunden rinnet Weisheit, und Schmerz predigt Geduld, auf daß der Mensch Stärke sammle für die letzte Reise. Heute hab' ich die Feder um vieler Ursachen willen ergriffen, zuerst um Märits willen; sie ist ein frommes Mädchen geworden, allein leichtfüßig wie ein Rennthier und voll guter Vorsätze. Sich an das Eine zu halten, was Noth, ist ihr Wille, aber sie kann nicht, weil's ihre Natur ist, aber das habe ich oft gesehen, daß unser lieber Herr nachsichtig ist und langmüthig mit solchen schwachen

Herzen und sie nicht über ihre Kräfte versucht, auf daß sie nicht zerbrechen; denn sie ist gebrechlich. Den Brief gab ich ihr, und sie verbarg ihn vor Allen, ausgenommen vor ihrem eigenen Herzen. Und will Gott dieser Sache ein fröhlich Wachsen geben, so habe ich nichts dagegen, denn sie gefällt allen und hat vollauf an irdischen Gütern und auch himmlische fehlen ihr nicht. Doch ist ihre Gottesfurcht wie eines flachen Teiches Wasser; es ist da, wenn es regnet, aber es verschwindet, wenn die Sonne scheint.

Nun können meine Augen nicht mehr; sie sehen weit in die Ferne, allein sie füllen sich mit Thränen, wenn ich kleine Dinge betrachte. Mein letztes Wort ist, Eyvind, was Du auch thust und beabsichtigst, nimm stets Deinen Gott mit zu Rathe, denn es stehet geschrieben: „Es ist besser, eine Handvoll mit Ruhe, als beide Fäuste voll mit Mühe und Jammer." (Pred. Sal. 4, 6.)

Dein alter Schulmeister

Bård Andersen Opdal.

An

die ehrsame Jungfrau Märit Knudstochter Heidehöfen!

Herzlichen Dank für Deinen Brief, welchen ich gelesen und verbrannt habe, wie Du es wünschtest. Du schreibst von Vielem, aber gar nicht von Dem, was ich zu wissen wünschte. Auch ich darf von nichts Gewissem schreiben, eh' ich etwas mehr erfahre von Deinem Wohlsein in jeder Beziehung. Der Brief des Schulmeisters sagt mir nichts, woran ich mich halten könnte, er lobt Dich, allein er nennt Dich unbeständig. Das warst Du früher auch wirklich. Nun weiß ich nicht, was ich glauben soll, und deshalb mußt Du schreiben. In dieser Zeit denk' ich oft an das, was Du auf dem Berge sagtest am letzten Abend. Mehr will ich diesmal nicht sagen, und deshalb mögest Du wohl leben.

Ehrerbietigst

Eyvind Pladsen.

An

den Junggesellen Eyvind Thoresen Pladsen!

Der Schulmeister hat mir einen neuen Brief von Dir gegeben, und den hab' ich nun gelesen. Allein ich verstehe ihn durchaus nicht, und das kommt wohl davon, weil ich nicht gelehrt bin. Du willst wissen, wie ich es in jeder Beziehung habe, ei, ich bin frisch und gesund und mir fehlt nichts. Ich esse tüchtig, am liebsten Milchspeisen, ich schlafe Nachts und mitunter auch am Tage. Ich habe diesen Winter viel getanzt; denn hier sind viele Feste gewesen, und es ging sehr fröhlich zu. Ich geh' in die Kirche, wenn nicht der Schnee es verhindert, der ist aber heuer sehr reichlich gefallen. Nun weißt Du alles, wenn nicht, so mußt Du noch einmal schreiben, was Du wissen willst.

Märit Knudstochter.

An

die ehrsame Jungfrau Märit Knudstochter Heidehöfen!

Deinen Brief habe ich empfangen, aber es scheint, als ob Du mich nicht klüger machen wolltest als zuvor. Ich darf nichts schreiben von dem, was ich schreiben wollte, denn ich kenne Dich nicht. Aber vielleicht kennst auch Du mich nicht.

Du mußt nicht glauben, daß ich noch der weiche Käse bin, aus welchem Du Wasser drücktest, als ich Dich tanzen sah. Ich hab' seitdem auf manchem Brette gelegen, um zu trocknen. Eben so wenig gleiche ich den langhaarigen Hunden, welche sogleich die Ohren hängen lassen und scheu sind, wie es einst wohl der Fall war.

Dein Brief war scherzend; allein er scherzte, wo er gar nicht scherzen sollte; denn Du verstandst mich gut und da konntest Du begreifen, daß ich nicht zum Spaß fragte, sondern weil ich in der letzten Zeit an nichts Anderes denken konnte. Ich stand viel Angst aus und wartete und da kam nichts wie Scherz und Gelächter.

Lebwohl Märit Heidehöfen, ich will Dich nicht so viel anstarren, wie damals bei jenem Tanze. Mögest Du beides, gut

speisen und schlafen, und Dein Gewebe fertig bekommen und vor allen Dingen den Schnee wegschäufeln lassen, welcher vor der Kirchthüre liegt.

Ergebenst

Eyvind Thoresen Pladsen.

An

den Agronom Eyvind Thoresen Pladsen!

Trotz meines Alters und meiner schwachen Augen und des Schmerzes in meiner Hüfte, muß ich doch der aufdringlichen Jugend nachgeben; denn sie braucht uns Alte, wenn sie sich selbst festgerannt hat. Sie schmeichelt und weint, bis sie wieder flott ist, dann aber braucht sie uns nicht mehr, und will gar nichts mehr von uns wissen.

Da ist nun Märit, sie gibt mir viel süße Worte, daß ich einen Brief gleichzeitig mit ihr abschicken soll; denn sie wagt es nicht, allein zu schreiben. Ich habe Deinen Brief gelesen; sie dachte, sie habe John Hatlen oder irgend einen andern vor sich, nicht aber einen Menschen, den der Schulmeister Bård erzogen habe, nun aber kneift es. Doch, Du bist zu strenge gewesen; denn es gibt nun einmal Frauenzimmer, welche scherzen, um nicht zu weinen, und es ist kein Unterschied zwischen beiden. Mir aber gefällt es, daß Du das Ernste ernsthaft nimmst; weil Du sonst auch nicht über Narrheiten lachen könntest.

Betreffend eure Herzen, so streben sie gegenseitig nach Vereinigung, was aus mancherlei Dingen hervorgeht. Was ihr's betrifft, hab' ich mitunter gezweifelt, denn es gleicht des Windes Gang; nun aber weiß ich, daß sie John Hatlen widerstanden hat, worüber ihr Großvater in großen Zorn gerathen ist. Sie war glücklich, als Deine Werbung kam, und wenn sie scherzte, war es nicht aus Bösem, sondern vor Freude. Sie hat viel gelitten und zwar um auf Den zu warten, zu dem ihr Herz sie hinzog. Da aber willst Du sie plötzlich nicht, sondern verwirfst sie wie eine unnütze Dirne.

Das mußte ich Dir erzählen. Den Rath muß ich hinzufügen, daß Du suchen mußt, mit ihr recht einig zu werden, weil Du anderswo genug zu streiten vorfindest. Ich bin wie der Alte, der drei Geschlechter gesehen; ich kenne die Thorheiten und ihren Lauf.

Von Vater und Mutter soll ich Dich grüßen, sie erwarten Dich mit Schmerzen. Davon hab' ich Dir aber früher nicht schreiben wollen, damit Du nicht herzenswund würdest. Deinen Vater kennst Du nicht; denn er ist wie das Holz, welches nicht seufzt, bevor man es umhaut. Stößt Dir aber mal etwas zu, dann sollst Du ihn kennen lernen, und Du wirst Dich wundern über den Reichthum in seinem Innern. Er ist bedrückt und schweigsam gewesen im Weltlichen, allein Deine Mutter hat die weltliche Angst ihm abgenommen, um seine Brust zu erleichtern; da beginnt's denn Tag zu werden für ihn.

Nun will mein Auge nicht mehr, auch die Hand versagt ihren Dienst. Deshalb befehl' ich Dich ihm, dessen Auge stets wacht, dessen Hand nie ermüdet.

Bård Andersen Opdal.

An Eyvind Pladsen!

Du scheinst mir zu zürnen, das aber thut mir sehr leid. Denn so meinte ich es nicht, ich meint' es gut. Ich muß daran denken, daß ich oft nicht gut gegen Dich gewesen bin, und deshalb will ich Dir nun schreiben, Du mußt es aber Niemand zeigen. Einmal hatte ich es, wie ich es haben wollte, aber da war ich nicht fein; nun aber mag mich Keiner mehr und deshalb hab' ich es sehr schlimm. John Hatlen hat ein Spottlied auf mich gedichtet, das singen alle Bursche und bei keinem Tanz darf ich mich sehen lassen. Beide Alten wissen es und ich muß harte Worte hören. Aber ich sitz' allein und schreibe und Du mußt es Niemand zeigen.

Du hast viel gelernt und könntest mir rathen, aber Du bist fern. Ich bin oft unten bei Deinen Eltern gewesen, habe mit Deiner Mutter geredet, und wir sind gute Freunde geworden; aber ich darf ihr nichts sagen, da Du so sonderbar schriebst. Der

Schulmeister hat mich nur immer zum Besten und weiß nichts von jenem Spottliede; denn Keiner in der Bygde darf es vor ihm singen. Ich bin ganz allein und hab' Keinen, mit dem ich reden könnte; ich denke an die Zeit, wo wir Kinder waren, Du warst stets so freundlich gegen mich und ich durfte immer auf Deinem Schlitten sitzen. Nun möcht' ich wünschen, wieder ein Kind zu sein.

Ich darf Dich nicht wieder bitten, mir zu antworten, weil ich's nicht darf. Willst Du mir aber noch einmal antworten, so würde ich Dir's nie vergessen, Eyvind.

Märit Knudstochter.

Lieber, verbrenne den Brief, ich weiß fast nicht, ob ich ihn Dir senden darf.

Liebe Märit!

Hab' Dank für Deinen Brief; den hast Du in guter Stunde geschrieben. Nun will ich Dir sagen, Märit, daß ich so viel von Dir halte, daß ich hier fast nicht länger bleiben kann, und hältst Du so viel auch von mir, so sollen John's Spottlieder und andere harte Worte nur Blätter sein, welche der Baum zu viel hat. Seit ich Deinen Brief erhielt, bin ich wie neugeboren, doppelte Kraft ist in mich gekommen und ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht. Als ich den vorigen Brief abgesandt hatte, bereute ich's bald und wurde fast krank darüber. Und nun sollst Du hören, wozu das die Ursache wurde. Der Direktor rief mich beiseit und fragte mich, was mir fehlte; er meinte, ich studire zu viel. Da sagte er mir, daß ich, wenn mein Kursus beendigt sei, noch ein ganzes Jahr bei ihm bleiben könne und zwar ganz unentgeldlich, dann wolle er mich weiter unterrichten; ich sollte ihm mit dem Einen und dem Andern helfen. Da dachte ich, die Arbeit sei das einzige, woran ich mich halten könne und dankte ihm sehr; und ich bereue es nicht, obgleich ich mich nach Dir sehne; denn je länger ich hier bin, mit desto größerem Grunde kann ich Dich einst begehren von den Deinigen. Wie froh bin ich nun, ich arbeite für drei und Niemand werd' ich in irgend einer Sache zurückstehen. Aber Du sollst ein

Buch haben, welches ich lese; denn es steht sehr viel darin von Liebe. Abends lese ich darin, wenn die Andern schlafen, und dann lese ich auch Deinen Brief wieder und wieder. Hast Du daran gedacht, wann wir uns sehen werden? Ich denke oft daran und Du sollst sehen, welch ein schöner Augenblick das sein wird. Aber ich bin fröhlich, daß ich so viel geschrieben habe, was mir sonst so schwer fiel; denn nun kann ich Dir sagen, was ich will und dabei lächeln in meinem Herzen. Viele Bücher will ich Dir zum Lesen geben, dann kannst Du sehen, wie viel Widerwärtigkeiten Diejenigen zu besiegen gehabt haben, welche einander recht und wahr liebten, so daß sie lieber vor Weh gestorben sind, als von einander lassen wollten. Und so wollen auch wir thun und mit großer Freude. Wohl wird's fast zwei Jahre dauern, eh' wir einander sehen, und noch länger bis wir einander ganz gehören, allein jeder Tag, welcher vergeht, ist doch ein Tag weniger, und daran wollen wir denken, wenn wir arbeiten.

Mein nächster Brief soll ausführlicher sein, heut Abend hab' ich kein Papier mehr und die Andern schlafen. So will ich mich denn niederlegen und an Dich denken bis ich einschlafe.

Dein Freund

Eyvind Pladsen.

Neuntes Kapitel.

An einem Sonnabend im Mittesommer ruderte Thore Pladsen über den Fjord, um seinen Sohn zu holen, welcher Nachmittags von der landwirthschaftlichen Schule heimkommen sollte, wo er seine Studien beendet hatte. Die Mutter hatte mehrere Tage eine Scheuerfrau gehabt, Alles war daheim rein und blank, die Kammer war seit lange für den Kommenden in Stand gesetzt, und Alles bereit, ihn zu empfangen. Heute nun streute die Mutter

Laub auf den Fußboden, legte frisches Linnenzeug zurecht, machte das Bett und sah ab und zu aus dem Fenster, ob auch das Boot über den Fjord zurückkehre. Drinnen war der Tisch gedeckt und wohlbesetzt, allein es fand sich stets noch ein Mangel, hier gab es Fliegen zu verjagen und in der Kammer lag beständig Staub, wie oft er auch schon abgewischt war. Noch kam kein Boot; sie stützte sich auf die Fensterbank und sah sinnend auf das Wasser hinab; da hörte sie Schritte dicht neben sich auf dem Wege und wandte sich um; es war der Schulmeister, welcher sich auf seinen Stock stützend langsam den Bergweg hinabkam, denn seine Hüfte schmerzte ihn sehr. Die klugen Augen gingen im Kopfe hin und her; er blieb stehen und ruhte sich aus, dann nickte er der guten Frau zu: „Noch nicht da?“

„Nein, ich erwarte sie jeden Augenblick.“

„Gutes Heuwetter heut!“

„Ja, aber heiß für alte Leute.“

Der Schulmeister blickte sie lächelnd an: „Sind denn — junge Leute hier gewesen?“

„Freilich, gingen aber wieder.“

„Natürlich, trifft sich wohl heut Abend irgendwo?“

„Kann sein; Thore sagt, sie sollen sich in seinem Hause nicht sehen, ehe sie die Einwilligung der Alten haben.“

„Richtig, richtig.“

Nach einer Weile rief die Mutter: „Dort sind sie, glaub' ich!“

Der Schulmeister spähte eine Weile hinaus.

„Ja, das sind sie!“

Sie entfernte sich nun vom Fenster und er trat in's Haus. Als er sich ein wenig ausgeruht und etwas getrunken hatte, gingen sie nach dem Strande hinab, während das Boot in schneller Fahrt zu ihnen hinüberschoß, denn Vater und Sohn ruderten beide. Die Rudernden hatten die Jacke ausgezogen, von den kräftigen Schlägen zeugte der Schaum im Wasser, deshalb war das Boot bald an ihrer Seite, Eyvind wandte den Kopf und sah empor: „Guten Tag, Mutter! guten Tag, Schulmeister!“

„Wie männlich seine Stimme klingt!“ sagte die Mutter und ihre Augen leuchteten, „ach ne, ach ne, er ist so blond wie immer!“

fügte sie hinzu. Der Schulmeister hielt den Stoß des Bootes ab, der Vater zog die Ruder ein, Eyvind sprang an ihm vorbei an's Land, er gab der Mutter die Hand, dann dem Schulmeister, dann lachte er und lachte stets von Neuem und, ganz gegen die Gewohnheit der Bauern, erzählte er gleich in reißendem Strome vom Examen, von der Reise, vom Zeugnisse des Direktors, guten Anerbietungen; er fragte dann nach dem Stande der Ernte, nach den Bekannten, eine ausgenommen. Der Vater trug das Gepäck aus dem Boote, er wollte aber auch hören und meinte deshalb, daß das warten könne und ging mit ihnen. Und so gingen sie denn, Eyvind lachte und erzählte, die Mutter lachte mit, denn sie wußte durchaus nicht, was sie sagen sollte. Der Schulmeister ging langsam an der Seite und blickte den Jüngling mit klugen Augen an, der Vater ging gleichsam ehrerbietig hinter ihnen. Und so kamen sie nach dem Vaterhause. Eyvind freute sich über Alles, was er sah, erst darüber, daß das Haus gemalt war, dann daß die Mühle erweitert war, dann daß die Bleifenster verschwunden und die Scheiben statt aus grünem, aus weißem Glase waren, und die Fensterrahmen größer. Als er eintrat, schien ihm Alles so wunderbar klein, wie's ihm nie vorgekommen, aber so heiter doch. Die Uhr gackelte wie eine fette Henne, die Stühle waren geschnitzt, als wollten sie reden, jede Tasse auf dem gedeckten Tische kannte er, der Herd lächelte neugeweißt Willkommen. Laub duftete an den Wänden, Wachholder war auf den Boden gestreut und sah so festlich aus. Sie setzten sich nieder zum Essen; allein viel wurde doch nicht gegessen, denn er sprach unablässig. Jeder betrachtete ihn nun mit mehr Ruhe, entdeckte Unterschied und Aehnlichkeit, bemerkte, was ganz neu an ihm war, bis auf die blauen Tuchkleider, welche er anhatte. Als er einmal eine lange Geschichte über einen seiner Kameraden endlich schloß und eine kleine Pause eintrat, sagte der Vater: „Ich versteh' fast kein Wort von dem, was du sagst, Kind; du sprichst, als wenn Alles ein langes Wort wär'." — Alle lachten und Eyvind nicht am wenigsten; er wußte sehr gut, daß es wahr sei, allein es war ihm nicht möglich, langsamer zu reden. Alles Neue, was er auf seiner großen Fahrt gesehen und gelernt, hatte seine Einbildungs- und Fassungskraft so sehr

ergriffen und so sehr aus den gewohnten Vorstellungen hinausgetrieben, daß die Kräfte, welche lange geruht hatten, wie aufgescheucht waren und der Kopf in unablässiger Arbeit war. Ferner bemerkte er, daß er die Gewohnheit hatte, hie und da willkürlich zwei, drei Wörter wieder aufzunehmen, wieder und wieder aus lauter Geschäftigkeit; es war, als strauchele er über sich selbst. Mitunter war das komisch, allein dann lachte er, und vergessen war es. Der Schulmeister und der Vater saßen und fragten sich, ob seine Besonnenheit ihn verlassen habe, allein das schien nicht der Fall zu sein; er erinnerte sich an Alles, war selbst derjenige, welcher sie erinnerte, das Gepäck aus dem Boote zu holen, packte dann selbst sein Zeug aus, zeigte seine Bücher, seine Uhr, alles Neue, und es war „wohlerhalten", sagte die Mutter. In seinem kleinen Zimmer war er außerordentlich froh, er wollte für's Erste daheim bleiben, sagte er, helfen bei der Heuernte und — lesen. Wohin er dann wolle, wußte er noch nicht, allein es war ihm einerlei. Er hatte eine Schnelligkeit und Kraft im Denken, welche anregte, und eine Lebendigkeit des Gefühls, welche dem so wohl thut, der das ganze Jahr immer nur an sich halten muß. Der Schulmeister fühlte sich zehn Jahre jünger.

„Nun wären wir so weit mit ihm gekommen", sagte er strahlend vor Freude, als er aufstand, um zu gehen.

Als die Mutter ihn die gewöhnliche Strecke begleitet hatte, bat sie Eyvind, ihr zu folgen. „Es ist da Eine, die dich um neun Uhr erwartet!" flüsterte sie.

„Wo?"

„Droben auf dem Berge."

Eyvind sah nach der Uhr, sie ging auf Neun. Drinnen konnte er nicht warten, sondern ging hinaus, bergan, quer über den Felsen und blickte umher. Das Dach des Hauses lag dicht an dem Felsen; die Büsche auf dem Felsen waren groß geworden, alles junge Holz um ihn her war auch gewachsen und er kannte jedes Bäumchen. Er sah hinab über den Weg, welcher an dem Berge entlang ging und an dessen entgegengesetzter Seite der Wald lag. Der Weg lag grau und ernsthaft da, allein der Wald stand in allerlei verschiedenem Laube, die Bäume waren hoch und gerade

gewachsen, in der kleinen Bucht lag ein Fahrzeug mit schlaffen Segeln; es war mit Planken geladen und wartete auf günstigen Wind. Er sah über das Wasser, welches ihn hinaus und zurück getragen hatte, es lag still und blank da, einige Seevögel flogen hinüber, allein ohne Geschrei; denn es war spät. Der Vater kam von der Mühle, blieb am Abhange stehen, blickte hinaus über das Wasser gleich dem Sohn und ging dann nach dem Strande hinunter, um das Boot recht fest für die Nacht zu machen. Die Mutter kam aus dem Hause, gab den Hühnern Futter und trällerte ein Lied. Eyvind setzte sich nieder, um zu warten; das Gebüsch war so hoch gewachsen, daß er nicht mehr drüber weg sehen konnte, aber er horchte nach dem geringsten Geräusch. Lange Zeit waren es nur auffliegende Vögel, welche ihn täuschten, bald ein Eichhörnchen, welches an einem Baume emporhüpfte. Allein endlich knistert etwas in der Ferne, es wird wieder still, knistert dann wieder; er steht auf, das Herz klopft, das Blut steigt ihm zu Kopfe, da hört er ein Durchbrechen des Gebüsches — es ist ein großer wolliger Hund, welcher kommt, ihn ansieht und dann ohne sich zu rühren auf drei Beinen stehen bleibt. Es war der Hund der Heidehöfen, dicht hinter ihm knistert's wieder, der Hund dreht den Kopf um und wedelt mit dem Schwanze, diesmal war's Märit.

Ihr Kleid verwickelte sich in einem Busch, sie wandte sich um, um los zu kommen, und so stand sie da, als er sie wieder sah. Sie trug ihr Haar frei, aufgestrichen, wie die norwegischen Mädchen täglich zu gehen pflegen; sie trug ein starkes gewürfeltes Mieder ohne Aermel, nichts um den Hals, außer dem herabfallenden Linnenkragen; sie hatte sich von der Feldarbeit weggestohlen und keine Toilette machen können. Nun blickte sie mit schräg zur Seite gebogenem Haupte empor und lächelte; es leuchtete weiß zwischen den Rosenlippen von den Zähnen und unter den halbgeschlossenen Augenlidern; sie stand eine Weile und zupfte an ihrem Kleide, dann kam sie näher und ward röther mit jedem Schritte. Er ging ihr entgegen und erfaßte ihre Hand, sie zwischen seine beiden legend. Sie sah zu Boden, so standen sie da.

„Hab' Dank für alle deine Briefe", war das Erste, was er sagte, und als sie nun schelmisch lächelnd auffsah, da fühlte er, daß

sie die bezauberndste, schalkhafteste Fee sei, welcher man in einem Walde begegnen könne; allein er war gefangen und sie war es nicht weniger.

„Wie groß bist du geworden!", sagte sie, meinte aber etwas ganz Anderes. Sie sah ihn dann mehr und mehr an, lachte herzlich und da lachte er auch, sie sprachen aber beide kein Wort. Der Hund hatte sich auf den Felsrand gesetzt und sah hinab auf das Haus. Thore bemerkte diesen Hundekopf unten vom Wasser her und konnte schlechterdings nicht begreifen, was sich droben auf dem Berge zeige.

Die Beiden hatten sich aus ihrer Umarmung losgelassen und begannen zu reden. Und als er erst anfing, ward er so beredt, daß sie laut lachte.

„Ja, siehst du, so bin ich, wenn ich fröhlich bin, recht fröhlich, siehst du; und als es wieder gut zwischen uns beiden wurde, da war's mir, als ob ein Schloß inwendig in mir aufsprang, siehst du?"

Sie lachte, nachher sagte sie:

„Alle die Briefe, welche du mir schriebst, kann ich auswendig."

„Ich deine erst recht! Aber du schriebst immer so kurz."

„Weil du's immer so lang haben wolltest."

„Und wenn ich wollte, daß du mehr von einer Sache schreiben solltest, so entschlüpftest du stets."

„Ich nehme mich am besten aus, wenn ich entflieh", sagte die Waldfee.

„Aber, das ist auch wahr, du schriebst mir nicht, wie du von dem John Hatlen befreit wurdest?"

„Ich lachte!"

„Wie denn?"

„Lachte, weißt du nicht, was es heißt, zu lachen?"

„Ja, ich kann auch lachen!"

„Laß sehen!"

„Hat man so etwas je gehört; ich muß doch etwas haben, worüber ich lache."

„Das brauch' ich nicht, wenn ich froh bin."

„Bist du jetzt froh, Märit?“

„Lach' ich denn jetzt?“

„Ja, das thust du!“

Er nahm ihre beiden Hände, schlug sie zusammen, klatsch, klatsch, und schaute sie entzückt an. Da fing der Hund an zu knurren, dann sträubte sich sein Haar und er bellte gerade hinab nach dem Grunde, er wurde böser und böser, zuletzt ganz wüthend. Märit sprang zurück, Eyvind vor an den Felsrand und blickte hinunter. Es war sein Vater, den der Hund anbellte; er stand dicht unter dem Fels, beide Hände in der Tasche und blickte nach dem Hunde empor.

„Bist du auch dort? was ist das für ein Hund, den du da hast?“

„Es ist ein Hund von den Heidehöfen“, antwortete Eyvind ein wenig verlegen.

„Wie, zum Henker, kommt er da hinauf?“

Die Mutter hatte Alles mit angesehen und begriff den Zusammenhang; lachend sagte sie: „Der Hund streift hier alle Tage umher, es ist daher nicht so wunderbar.“

„Das ist ja ein böser Hund!“

„Er wird still, wenn man ihn liebkost“, sagte Eyvind und that so; der Hund schwieg, knurrte aber doch. Der Vater ging treuherzig wieder zurück, und die Beiden waren gerettet vor einer Entdeckung.

„Das war nun diesmal“, sagte Märit, als sie wieder zusammensaßen.

„Meinst du, daß es später schlimmer kommt?“

„Ich kenne Einen, der uns aufpassen wird.“

„Dein Großvater?“

„Eben der!“

„Aber er soll uns nichts thun!“

„Nichts, was uns trennt.“

„Und das versprichst du?“

„Ja, das versprech' ich, Eyvind.“

„Wie schön bist du, Märit!“

„So sprach der Fuchs zum Raben und bekam den Käse.“

„Du kannst mir glauben, auch ich will den Käse haben.“

„Aber du bekommst ihn nicht.“

„Ich nehm' ihn mir.“

Sie wandte den Kopf ab und — er nahm ihn nicht.

„Eins will ich dir sagen, Eyvind“, sie blickte ihn von der Seite an.

„Nun?“

„Wie bist du häßlich worden!“

„Du willst mir den Käse also doch geben?“

„Nein, das will ich nicht.“ Sie wandte sich von Neuem ab. „Nun muß ich gehen, Eyvind.“

„Ich geh' mit dir!“

„Aber nicht aus dem Walde, sonst kann der Großvater dich sehen.“

„Nein, nicht aus dem Walde. Lieber, läufst du?“

„Wir können hier nicht neben einander gehen.“

„Das heißt aber nicht Jemanden begleiten.“

„Greif' mich denn!“

Sie lief, er hinterher, aber sie blieb bald hängen, und so hatte er sie denn gefangen.

„Hab' ich dich nun für immer, Märit?“ Er umschlang ihren Leib.

„Ich glaub' es“, sagte sie und lachte, ward dann aber ernst und roth. Nun muß es geschehen, dachte er und wollte sie küssen, aber sie bog den Kopf nieder unter seinen Arm, lachte und lief wieder. Sie blieb doch stehen bei den letzten Bäumen. „Wann sehen wir uns wieder?“ flüsterte sie.

„Morgen, morgen!“ antwortete er leise.

„Ja, morgen!“

„Leb' wohl!“ Sie eilte fort.

„Märit!“ — Sie blieb wieder stehen.

„Du, es war schön, daß wir uns zuerst auf dem Berge sahen.“

„Ja, das war es“; — und sie sprang hinweg.

Er blickte ihr lange nach, der Hund eilte ihr voraus und bellte, sie hinterher und hieß ihn schweigen. Er wandte sich um,

nahm seine Mütze und warf sie in die Luft, fing sie auf und warf sie von Neuem empor. „Nun glaub' ich zu wissen, was es heißt: fröhlich zu sein“, sagte der Bursche und eilte der Heimat zu.

Zehntes Kapitel.

An einem Nachmittage im Sommer, als die Mutter und die Magd Heu zusammenrechten, der Vater und Eyvind es einbrachten, kam ein kleiner barfüßiger und barköpfiger Junge hüpfend über den Berg und das Feld zu Eyvind und überreichte ihm einen Streifen Papier.

„Du kannst gut laufen!“ sagte Eyvind.

„Ich hab' dafür bezahlt bekommen“, sagte der Junge.

Da er keine Antwort auf seinen Zettel haben sollte, so trat er sogleich den Rückweg über den Berg an; denn es käme Jemand nach ihm oben auf dem Wege, sagte er. Eyvind öffnete schnell das Brieflein, es stand darin:

„Nun ist er auf dem Marsche, allein es geht langsam. Lauf' in den Wald und versteck' Dich.

Die, welche Du kennst.“

„Das thu' ich nicht“, dachte Eyvind und blickte trotzig nach den Bergen empor. Es währte denn auch nicht lange, bevor ein alter Mann oben auf dem Berge zum Vorschein kam. Er ruhte sich aus, ging eine Strecke und ruhte wieder. Sowohl Thore als seine Frau hielten inne, um nach ihm empor zu sehen; aber Thore lächelte, während die Frau die Farbe wechselte.

„Kennst du ihn?“

„Ja, und hier kann kein Irrthum obwalten.“

Der Vater und der Sohn setzten ihre Arbeit beim Heu fort, Eyvind machte es so, daß sie immer beisammen blieben. Der Alte auf dem Berge kam immer näher wie ein schwerer Westwind. Er war sehr groß und ziemlich korpulent; er war nicht gut zu Fuße

und ging daher sehr langsam und beschwerlich, sich stets auf seinen Stab stützend. Endlich war er so nahe, daß sie ihn deutlich sehen konnten. Er blieb stehen, nahm die Mütze ab und trocknete sich die Stirn mit einem Taschentuch. Er hatte eine Glatze bis auf den Nacken hinab, sein Gesicht war rund und voll Runzeln, unter den buschigen Augenbrauen funkelten kleine, stechende Augen, kein Zahn fehlte ihm im Munde. Wenn er sprach, war's mit scharfem, gellendem Ton, welcher wie über Stock und Stein hüpfte; allein auf einem oder dem andern „R“ ruhte er meist mit Wohlgefallen, schnurrte es aus zur Länge mehrerer Ellen und schloß mit einem hohen, pfeifenden Laut, wie mit einem Sprunge. In früheren Jahren hatte man ihn als einen munteren, allein hitzigen Mann gekannt; in der letzten Zeit hatten mancherlei Widerwärtigkeiten ihn aufbrausend und mißtrauisch gemacht.

Thore und Eyvind waren oft hin- und wiedergegangen, ehe Ole in ihre Nähe kam. Beide fühlten wohl, daß ihn nichts Gutes herführe, es war daher um so drolliger, daß er nicht aus der Stelle zu kommen schien. Sie mußten ernsthaft sein und leise reden, da das aber kein Ende nahm, so wirkte es komisch. Schon ein halbes Wort, wenn es das Rechte trifft, kann unter solchen Umständen Lachen verursachen, und besonders, wenn Lachen gefährlich scheint. Als er zuletzt nur ungefähr zwanzig Schritte entfernt war, aber doch nicht weiter kam, sagte Eyvind ganz trocken und leise:

„Der Mann muß schwer geladen haben“, — und mehr bedurfte es nicht.

„Ich glaube, du bist nicht klug“, flüsterte der Vater, obwohl er selbst lachen mußte.

„Hm, hm“, räusperte Ole sich auf dem Berge.

„Er hat was in der unrechten Kehle“, flüsterte Thore.

Eyvind warf sich vor einem Heuberge auf die Knie, steckte den Kopf in's Heu und lachte. Der Vater beugte sich auch nieder.

„Laß uns nach dem Stalle gehen“, sagte er, nahm ein Bündel Heu und eilte fort; Eyvind that ein Gleiches, krümmte sich im Lachkrampfe und warf sich, als er im Stalle war, auf den Boden, um sich auszulachen.

Thore war ein ernster Mann, kam er aber einmal in's Lachen hinein, so schluchzte es erst sachte in ihm, dann wurd' es immer lauter, aber noch abgebrochen in Trillern, bis zuletzt Alles in einem einzigen langen Laut zusammenfloß, worauf dann gleichsam die eine Lachwelle auf die andere folgte. Jetzt war er in's Lachen hineingekommen, der Sohn lag auf dem Boden, der Vater stand daneben, beide lachten, daß es weithin schallte. Sie hatten so mitunter ihren Lachkrampf; „dieser aber käme sehr ungelegen", meinte Thore. Zuletzt wurde ihnen ganz bedenklich dabei, denn nun mußte der Alte ja ganz nahe sein.

„Ich geh' nicht hinaus, hab' nichts mit ihm zu schaffen", sagte Thore.

„Dann geh' ich auch nicht", sagte Eyvind.

„Hm, hm", erklang's ganz nahebei; der Vater drohte Eyvind mit dem Finger.

„Willst du nun hinausgehen?"

„Ja, wenn du zuerst gehst!"

„Willst du dich nun packen?"

„Nach dir!"

Nun säuberten sie ihre Kleider und traten ernst in's Freie. Sie sahen Ole vor der Küchenthür stehen, als ob er sich bedenke; er hielt die Mütze in der Hand und trocknete wieder seine Stirn ab. Eyvind ging hinter dem Vater, dieser mußte daher stille stehen, und um der Sache ein Ende zu machen, sagte er ungeheuer ernsthaft: „Sind so alte Leute heute auf der Wanderung?"

Ole kehrte sich um, sah ihn zornig an, setzte die Mütze auf und antwortete: „Ja, man muß wohl!"

„Du wirst müde sein, willst du nicht eintreten?"

„Ach was, ich kann mich ausruhen, wo ich stehe; mein Geschäft ist bald abgemacht."

In der Küchenthür sah man jetzt das ängstliche Gesicht der Mutter, welcher Ole den Rücken zukehrte.

„Ist dieser da dein Sohn?" fing Ole mit schneidender Stimme an.

„Man sagt es."

„Er heißt Eyvind, nicht wahr?"

„Ja, so nennen wir ihn."

„Er hat eine von jenen Bauernschulen im Süden besucht?"

„Freilich, jawohl!"

„Die Dirne da, meine Enkelin, Märit, ja, sie — ist vor Kurzem verrückt geworden!"

„Das wär' traurig!"

„Sie will sich nicht verheiraten."

„Ei was?"

„Sie will keinen von all' den Bauernsöhnen, welche sich anbieten!"

„Ne, wirklich!"

„Das aber soll seine Schuld sein, seine, der dort steht!"

„Das wäre!"

„Er hat ihr den Kopf verdreht; ja, er da, dein Sohn — Eyvind!"

„Ei, ei, was man doch erlebt!"

„Aber, siehst du, ich leid's nicht, wenn Jemand meine Pferde nimmt, die auf dem Berg weiden; leid's nicht, daß Jemand meine Mädchen nimmt, wenn ich sie zum Tanze schicke, ich leid's durchaus nicht!"

„Nein, das versteht sich!"

„Ich kann nicht immer dabei sein; bin alt, kann nicht aufpassen!"

„Nein, nein; nein, nein!"

„Siehst du nun, ich verlange, was recht und billig ist, dort soll der Schrein stehen und da die Axt liegen, und dort das Messer, dort sollen sie trinken, und sollen mir nicht auf den Boden spucken, sondern in den Napf im Winkel! Ich leid's nicht anderswo!"

„Ja, ja! ja!"

„Also wenn ich ihr sagen thue: nicht den, sondern den! so soll's der sein, nicht der!"

„Natürlich!"

„Aber so ging's nicht; drei Jahr lang hat sie nein gesagt, und drei Jahr ist es nicht gut zwischen uns gewesen. Das ist schlecht, und er ist Schuld daran, und deshalb will ich ihm sagen,

so daß du's hörst, du, als Vater, daß es ihm nichts nutzt! Er muß ein Ende machen!"

„Ja, ja!"

Ole sah Thore eine Weile an, dann sagte er: „Du antwortest so kurz?"

„Die Wurst ist nicht länger!"

Nun mußte Eyvind lachen, obwohl sein Inneres sehr ernst war. Allein bei fröhlichen Menschen steht die Furcht stets an der Grenze des Lachens, und jetzt berührte er sie.

„Worüber lachst du?" fragte Ole kurz und scharf.

„Ich?"

„Lachst du über mich?"

„Ei, Gott bewahre!"

Allein seine eigene Antwort stimmte ihn zum Lachen. Das sah Ole und gerieth in Wuth. Sowohl Thore als Eyvind wollten ihn besänftigen, indem sie ihn in's Haus nöthigten, doch ein dreijähriger Verdruß suchte sich Luft zu machen, und ließ sich weder dämmen, noch hemmen.

„Du mußt nicht glauben, mich zum Besten haben zu können", fing er an; „ich bin hier in meinem Recht, ich sorge für das Glück meiner Enkelin, so wie ich's verstehe, und das Gelächter dummer Jungen soll mich nicht daran verhindern. Man erzieht seine Mädchen nicht, um sie in die erste beste Kathe zu stecken, welche sich öffnet, und man wirthschaftet nicht vierzig Jahr, um Alles dem Ersten Besten an den Hals zu werfen, der der Dirne was in den Kopf setzt. Meine Tochter, Märits Mutter, ging und stellte sich so lange an, bis sie sich mit einem armen Taugenichts verheiratete; er trank sich und sie in's Grab, und ich mußte das Kind nehmen und die Zeche bezahlen; aber, das Donnerwetter schlag' mich, wenn's meiner Tochtertochter ebenso gehen soll; nun weißt du es! Ich sag's dir, so wahr ich Ole Nordistuen auf den Heidehöfen bin, — eher soll der Pastor die Kobolde im Nordalswalde trauen, als meine Tochtertochter Märit mit dir, du Julebock!*) Willst du mir die passenden Freier vom Hofe verscheuchen, du? Ja, versuch's und

*) Eine Art Gespenst aus altheidnischer Zeit.

komme, dann sollst du eine Reise bergab machen, daß deine Schuhe hinter dir in Rauch aufgehen. Du Habenichts! Glaubst wohl, daß ich nicht weiß, was ihr beide denkt? Ja, ihr denkt, daß der alte Ole Nordistuen bald die Nase auf dem Kirchhofe nach Oben kehrt, und dann wollt ihr spornstreichs vor den Altar. Nein, nun hab' ich 66 Jahre gelebt, — und ich will dir beweisen, Junge, daß ich leben werde, bis ihr die Gallensucht bekommt, alle Beide. Noch das sollst du haben, du magst dich an die Hausmauer legen wie Schwamm, und sollst doch ihre Sohlen nicht sehen. Denn ich schicke sie fort aus der Bygde, dorthin, wo sie sicher ist. Dann magst du hier umherstreichen, wie eine Vogelscheuche und dich mit Regen und Nordwind verheiraten. Und nun red' ich nicht mehr mit dir. Der du sein Vater bist, weißt jetzt meine Meinung, und willst du sein Wohl, so suchst du die Elv dahin zu leiten, wo sie laufen kann; auf meinem Eigenthum will ich sie nicht."

Mit diesen Worten drehte er sich schnell um und ging in kleinen, raschen Schritten, indem er noch lange laut mit sich selbst redete, fort.

Ueber die beiden Zurückbleibenden war schwerer Ernst gekommen, ein böses Vorzeichen hatte sich in ihren Scherz und ihr Gelächter gemischt, und das Haus stand einen Augenblick leer wie nach einem Erdbeben. Die Mutter, welche Alles gehört hatte, sah voll Sorge Eyvind an, ihre Augen füllten Thränen, aber sie wollte nichts sagen, um's ihm nicht noch schwerer zu machen. Als sie schweigend wieder in's Haus getreten waren, setzte sich der Vater an's Fenster und blickte Ole ernst sinnend nach. Eyvind suchte Trost in seinen Zügen zu lesen; in seinem ersten Wort mußte ja fast beider Liebenden Zukunft liegen. Gab Thore Ole Recht, so stand es schlimm. Der Vater wollte offenbar den Sohn nicht ansehen, er mußte Alles voll ausgedacht haben. Ein wilder Schmerz durchzuckte Eyvinds Brust, er sah einen Augenblick nichts wie Armuth, Hohn, Widerstand, Mißverständniß und gekränktes Ehrgefühl vor sich, allein bald gewann seine Seele ihr Gleichgewicht wieder. „Keiner außer Gott kann uns doch am Ende trennen", dachte er, als er des Vaters Stirnrunzeln gewahrte.

Thore seufzte tief, sah sich um und begegnete dem Blicke des Sohnes. Er sah ihn lange an und sagte dann: „Mein Wille wär's, daß du sie aufgäbest, denn man soll sich weder vorwärts betteln, noch drohen. Willst du's nicht, so darfst du's mir, wenn du's überlegt hast, sagen, vielleicht kann ich dir dann helfen."

Ruhig ging er nun, gefolgt vom Sohne, an seine Arbeit.

Abends hatte Eyvind seinen Plan fertig; er wollte suchen Amtsagronom zu werden und den Direktor und den Schulmeister um Beistand bitten. „Will sie dann aushalten, was das Schicksal bringt, so will ich sie mit Gottes Hülfe gewinnen durch meine Arbeit."

Vergebens wartete er auf Märit diesen Abend; als er aber droben ging, summte er sein Lieblingslied leise vor sich hin.

Heb' dein Haupt nur, du junges Blut!
Brach dir auch jetzt eine Hoffnung, gut,
Bald wird dir neue erblühen,
Herrlich im Himmelslicht glühen!

Heb' dein Haupt nur und schau' dich um,
Horch, 's ist Etwas, das ruft dir: „komm!"
Etwas mit tausend Zungen:
„Hast du nicht Muth dir errungen?"

Heb' dein Haupt nur, denn in der Brust
Wölbt sich ein Himmel voll reicher Lust,
Hörst du nicht Harfen erklingen?
Töne durch Lüfte sich schwingen?

Heb' dein Haupt nur und sing' vergnügt,
Kraft des Lenzes nicht unterliegt,
Wächst es im Innern und gähret,
Wird wohl auch Blüthe bescheret!

Heb' dein Haupt nur und tauch' dich tief
Ein in's Vertrauen auf ihn, der rief
Hehr aus dem Dunkel dein Leben,
Er wird auch Segen dir geben!

Elftes Kapitel.

Es war die Zeit der Mittagsruhe; die Leute auf den großen Heidehöfen schliefen, das Heu lag in großen Haufen zusammengetragen neben ihnen, und die Rechen waren mit dem Stiel in die Erde gesteckt.

Im Felsen über den Höfen war eine Oeffnung, durch welche der Weg nach den Sätern der Heidehöfen führte; es waren dies große, grasreiche Bergwiesen. In der Felsöffnung stand ein Mann und schaute hinab auf das vor ihm liegende Land, als erwarte er Jemand. Hinter ihm lag ein kleiner See zwischen Felsen, aus dem ein Bach hinabfloß; um diesen See herum gingen auf beiden Seiten Wege für das Vieh nach den Sätern, die man weit überschauen konnte. Es klangen ihm Stimmen und Hundegebell entgegen, die Heerdenglocken tönten von den Felswänden wieder; denn die Kühe rannten hin und her, um nach dem Wasser zu kommen, Hunde und Säterinnen wollten sie zusammentreiben, allein es gelang ihnen nicht. Die Kühe machten die seltsamsten Sprünge, sie liefen mit kurzem, dumpfem Gebrüll gerade in das Wasser hinein und blieben dann stehen; ihre Glocken läuteten über dem See, wenn sie den Kopf bewegten. Die Hunde tranken ein wenig, blieben aber auf dem festen Lande, die Mädchen folgten und setzten sich auf die warmen, glatten Felsen nieder. Dort holten sie aus ihren Ledertaschen allerlei Eßwaaren und tauschten mit einander, dann erzählten sie allerlei Rühmliches von ihren Hunden, Ochsen und Hausgenossen, entkleideten sich endlich und badeten in Gemeinschaft mit den Kühen, die sie zugleich an's Land trieben. Die Hunde wollten ihnen nicht in's Wasser folgen, sie schlichen träge mit hängenden Köpfen am Ufer umher, ihre Augen sahen heiß aus und die Zunge hing schräg aus dem Maule. Ringsum im Gebirge hörte man keinen Vogel, man hörte keinen Laut außer dem Geschwätz der Mädchen und dem Schellengeklingel, die Heide lag

versengt da, die Sonne erhitzte die Felswände, daß sie fast glühten, und Alles schien gelähmt in der Hitze.

Der Mann, welcher droben in der Mittagssonne saß und wartete, war Eyvind. Er hatte seine Jacke abeworfen und suchte sich einen Platz am Bache. Auf der nach den Heidehöfen hinabfallenden Ebene zeigte sich noch Niemand, und er schien bereits unruhig zu werden, als plötzlich ein großer Hund aus einer Thüre des Hofes hervorgestürzt kam, und hinter ihm ein Mädchen in weißen Hemdärmeln. Sie sprang über die Steinwälle und eilte bergan, da drängte es ihn, ihr jubelnd entgegenzurufen, allein er durfte es nicht wagen. Er sah aufmerksam nach dem Hofe hin, ob nicht zufällig Jemand herauskäme und sie bemerkte, allein sie schlüpfte bereits hinter Büsche, wo sie nicht gesehen werden konnte, und nun erhob er sich mehrere Male vor Ungeduld.

Endlich kam sie näher, sie arbeitete sich, dem Bache folgend, mühsam durch's Gestrüpp, der Hund immer voran, mitunter die Schnauze zur Untersuchung der Luft in die Höhe steckend. Eyvind eilte ihr entgegen, der Hund knurrte und sie gebot ihm Stille. Als Märit Eyvinds ansichtig wurde, hielt sie inne, setzte sich auf ein Felsstück, roth vor Hitze, müde und ermattet. Er schwang sich neben sie empor: „Habe Dank, daß du kommst!“

„Für die Wärme und den Weg! Hast du lange gewartet?“

„Nein, seitdem sie uns Abends bewachen, müssen wir den Mittag benützen. Für die Folge aber wollen wir nicht so geheimnißvoll sein, und es uns leichter machen; gerade darüber wollt' ich mit dir reden!“

„Nicht geheimnißvoll?“

„Ich weiß zwar, daß das Geheimnißvolle dir zusagt; allein auch was Muth erfordert, reizt dich. Heute komme ich, um recht lange mit dir zu reden, merk' nun wohl auf.“

„Ist es wahr, daß du Amtsagronom werden willst?“

„Ja, und ich habe Hoffnung, dies Amt zu bekommen. Ich habe eine zweifache Absicht dabei, zuerst eine feste Stellung zu erlangen, sodann etwas auszurichten, was dein Großvater sehen und beurtheilen kann. Es trifft sich so glücklich, daß die meisten Bauern der Gegend junge Leute sind, welche Verbesserungen wol-

len und Hülfe verlangen; an Geld fehlt es ihnen auch nicht. So will ich denn mein Werk anfangen; ich werde ihre Viehställe nicht minder wie ihre Wasserleitungen verbessern, ich will Vorlesungen halten und arbeiten, ich will den Alten so zu sagen mit guten Thaten belagern."

„Deine Rede klingt kühn, Eyvind, weiter!"

„Das Uebrige betrifft uns. Du darfst nicht wegreisen!"

„Wenn's mein Großvater aber befiehlt?"

„Du darfst auch nichts verheimlichen, was uns betrifft."

„Wenn er mir aber Vorwürfe macht?"

„Wir erreichen mehr, und schützen uns nachdrücklicher, wenn wir offen handeln. Die Leute sollen uns immer sehen und davon reden, daß wir uns lieben; sie werden dann wünschen, daß es uns wohlgehe und unsere Ausdauer belohnt werde. Du mußt bleiben. Die, welche getrennt werden, laufen Gefahr, daß böses Geschwätz sich zwischen sie drängt. Im ersten Jahre glaubt man nichts davon, allein im zweiten fängt man an zu zagen. Wir wollen uns zweimal in der Woche treffen und all das Böse, was sich zwischen uns drängen möchte, durch Lachen verjagen; wir müssen beim Tanz muthig drein. schreiten und singen, während unsere Widersacher umhersitzen und uns verleumden. Wir wollen uns treffen in der Kirche und uns begrüßen, so daß Alle, die uns sehen, wünschen, wir wären hundert Meilen von einander. Macht Jemand ein Spottlied auf uns, so versuchen wir eins zu machen, welches Antwort gibt; mit vereinten Kräften geht Alles. Keiner kann uns nahe kommen, wenn wir zusammenhalten und zeigen, daß wir's thun. Alles Unglück der Liebe trifft nur die Furchtsamen, die Schwachen, oder die Kranken, oder die Berechnenden, welche stets auf günstige Gelegenheiten warten, oder listige Leute, welche zuletzt in ihre eigenen Schlingen fallen, oder sinnliche Menschen, welche nicht so viel von einander halten, daß sie Stand und Unterschiede vergessen können — die verkriechen sich, schicken Briefe, zittern bei jedem Worte, und die Furcht, diese beständige Unruhe, dies Prickeln im Blute halten sie dann für Liebe, fühlen sich unglücklich und schmelzen wie Zucker. Nein, lieben sie sich recht, wahr und innig, so fürchten sie sich nicht, so lachen sie, so

gehen sie offen grad auf die Kirchenthüre zu, in jedem Lächeln wie in jedem Worte. Ich habe darüber in Büchern gelesen und habe es selbst mit angesehen; es ist nicht gut bestellt mit der Liebe, welche Schleichwege geht. Sie muß heimlich beginnen, weil sie beginnt mit Verschämtheit, allein leben muß sie in Offenheit, weil sie lebt in Freude. Es geht, wie mit dem Laube im Frühling; das, was wachsen soll, kann sich nicht verstecken, und jedenfalls siehst du, daß Alles, was dürr ist am Baum, abfällt, wenn die Knospen brechen. Der, in dessen Herz die Liebe zieht, läßt fahren, was er festhielt von altem, todtem Zeuge, die Säfte quellen und gähren, und das soll man verbergen? Nein, mein Mädchen, sie sollen fröhlich werden, wenn sie uns fröhlich sehen; zwei Liebende, welche treu aushalten, sind eine Wohlthat für das Volk, denn sie geben ihnen ein Gedicht, welches ihre Kinder auswendig lernen zur Beschämung ungläubiger Eltern!"

Sie hatte ihn mit Entzücken angehört; er sah es und wollte seine Arme um ihren Hals schlingen, allein schelmisch wandte sie sich ab und ließ sich den Felsen hinuntergleiten.

Er blieb sitzen; sie kam wieder, und die Arme auf seine Knie gestützt, blieb sie stehen und sprach mit ihm, indem sie zu ihm emporschaute.

„Höre, Eyvind, wenn mein Großvater nun will, daß ich reisen soll, was habe ich dann zu thun?"

„Dann sagst du ihm, daß du nicht willst."

„Lieber, kann ich das?"

„Er kann dich ja nicht hinaus in den Wagen tragen."

„Wenn auch das nicht, so kann er mich auf mancherlei andere Weise zwingen."

„Das glaub' ich nicht; Gehorsam bist du ihm schuldig, so lange es keine Sünde ist; aber du hast Recht, ihm durch die That zu beweisen, wie schwer es dir diesmal ist, gehorsam zu sein. Ich hoffe, er wird sich bedenken, wenn er sieht, wie es dir Ernst ist; noch glaubt er, wie die Meisten, daß es eine Kinderei ist. Zeige ihm, daß es mehr ist."

„Glaub' mir, er gibt so leicht nicht nach; er bewacht mich so streng."

„Und doch kamst du hierher?“

„Weil du es wünschtest.“

„Und du wünschtest es nicht?“

„Das Wetter war so schön.“

„Und doch klagtest du über Wärme.“

In diesem Augenblick sahen beide Märits Großvater aus dem Hause kommen und eine Glocke läuten, um die Leute aus ihrem Mittagsschlaf zu wecken. Sie kamen nun überall zum Vorschein, gingen schlaftrunken nach den Pferden und Rechen, zerstreuten sich auf dem Felde und fingen an zu arbeiten. Nur der Großvater ging aus einem Gebäude in's andere, zuletzt hinauf nach dem höchsten Heuboden, um sich umzuschauen. Ein Knabe sprang hin zu ihm, wahrscheinlich hatte er ihn gerufen. Der Knabe eilte fort in der Richtung, wo Pladsen lag. Der Großvater machte mittlerweile wieder die Runde über den Hof, sah mitunter auch nach dem Gebirge empor, und ahnte wohl nicht, daß die schwarzen Gegenstände droben auf dem Felsstück Eyvind und Märit seien. Allein nun ward Märits großer Hund fast zum Verräther, er sah nämlich ein fremdes, schwarzes Pferd auf dem Hofe, und glaubend, daß er in seinem Amte sei, fing er heftig an zu bellen. Sie geboten ihm Stille, er aber wollte sich nicht beschwichtigen lassen; der Großvater stand unten und starrte empor. Aber es kam noch schlimmer, die Hunde der Säterinnen hörten mit Verwunderung die fremde Stimme und liefen herbei. Als sie sahen, daß es ein großer wolfsähnlicher Hund war, vereinigten sich alle struppigen Finnenhunde, um ihn anzugreifen. Märit erschrak so sehr, daß sie, ohne Lebewohl zu sagen, davonlief. Eyvind stürzte mitten unter die kämpfenden Hunde, stieß und schlug; allein sie zogen sich im heulenden Kneuel nur nach einer andern Stelle, bis sie endlich dem hohen Ufer des Sees so nahe kamen, daß er sie mit einem Fußtritt hinabstieß. Da das Wasser an der Stelle gerade tief war, so trennten sie sich nun beschämt, und damit war diese Schlacht beendet. Eyvind schlug den Weg nach dem Walde ein, bis er in's Thal kam, allein Märit begegnete dem Großvater, den der Hund aufmerksam gemacht hatte.

„Woher kommst du?“

„Vom Walde.“

„Was machtest du da?“

„Pflückte Beeren.“

„Das ist nicht wahr!“

„Nein, das ist es auch nicht!“

„Was thatest du denn?“

„Ich sprach mit Jemand.“

„War's mit Eyvind?“

„Ja.“

„Märit, morgen reisest du!“

„Nein!“

„Du sollst reisen!“

„Du kannst mich nicht in den Wagen heben!“

„Nicht, kann ich nicht?“

„Nein, denn das willst du nicht!“

„Ich will nicht? Hör', Märit, blos zum Spaß sag' ich dir, daß ich deinem Buhlen die Rippen zerschlagen werde.“

„Das darfst du nicht!“

„Darf ich nicht? Sagst du, ich darf nicht? Wer sollte mir etwas dafür thun?“

„Der Schulmeister!“

„Der Schul = Schul = Schulmeister? Bekümmert er sich um ihn?“

„Ja, er hat auf der Agronomenschule für ihn bezahlt.“

„Der Schulmeister?“

„Ja, der Schulmeister.“

„Höre, Märit, ich will nichts von diesen Thorheiten wissen, du sollst fort. Du machst mir nur Sorge und Kummer. Ich bin ein alter Mann, ich will dich gut versorgt sehen, ich will nicht in der Leute Mund sein um der Sache willen; ich will ja nur dein Bestes, du sollst mir Dank dafür wissen, Märit. Bald ist es mit mir vorbei, dann stehst du da; wie würde es deiner Mutter gegangen sein, wenn ich nicht gewesen wäre? Höre also, Märit, sei klug, thu', was ich dir sage; ich will ja nur dein Bestes!“

„Nein, das willst du nicht!“

„Nicht, was will ich denn?“

„Deinen Willen haben, nach meinem fragst du nicht.“

„Hast du denn einen Willen, kleines Geschöpf? Weißt du, was dein eigenes Beste ist? Du Närrin! Mit der Ruthe sollst du was haben, so groß und lang du bist. Hör' jetzt, Märit, laß uns vernünftig reden, du bist im Grunde nicht so dumm, du bist nur bethört. Hör' mich, ich bin ein alter, erfahrener Mann, wollen besonnen reden; es steht nicht so gut mit mir, als die Leute glauben; ein loser Vogel, der nichts hat, kann bald mit dem Wenigen davonfliegen, was ich habe; dein Vater griff es schon schwer an. Laßt uns für uns selbst sorgen in dieser Welt, sie ist nichts Besseres werth. Der Schulmeister hat gut reden, der hat selbst Vermögen; der Prediger auch, dann ist's keine Kunst. Aber wir, die arbeiten müssen für's Brod, mit uns ist es eine andere Sache. Ich bin alt, ich weiß viel, habe viel gesehen. Liebe, sieh, das ist etwas, worüber man reden kann, ja, aber es taugt nichts, es ist gut genug für feine Leute, allein wir Bauern verlangen was Besseres. Erst was zu essen, dann Gottes Wort, dann ein wenig Schreiben, Rechnen, und dann ein Bischen Liebe, wenn es sich so macht, aber es ist wahrhaftig höchst thöricht, mit der Liebe anzufangen und mit dem Essen zu enden. Was antwortest du nun, Märit?“

„Ich weiß nicht.“

„Weißt nicht?“

„Ja, ich weiß es.“

„Nun denn?“

„Soll ich es sagen?“

„Ja, freilich.“

„Ich stelle die Liebe sehr hoch.“

Er stand einen Augenblick ganz entsetzt da, erinnerte sich dann der vielen ähnlichen Gespräche mit gleichem Ausgange, schüttelte den Kopf, wandte ihr den Rücken und ging.

Ingrimmig schnauzte er die Knechte an, schalt die Mägde aus, prügelte den großen Hund und ängstigte fast ein kleines Huhn zu Tode, das auf den Acker gekommen war; aber Märit selbst ließ er ungeschoren.

An diesem Abend war Märit so fröhlich. Als sie in ihre Kammer ging, um sich zu Bette zu legen, öffnete sie das Fenster, schaute in die stille Landschaft und sang. Sie hatte von Eyvind ein kleines Buch mit Gedichten bekommen, darin stand eins, welches sie sang:

Hältst du zu mir,
Halt ich zu dir,
All meine Lebenstage!
Sommer entflieht,
Blume verblüht,
Lieb' kennt nicht Winter, nicht Klage.

Süß ist ein Blick,
Ein Wort schon groß Glück,
Bleibt in der Brust mir lebendig!
Wenn's Herz dran denkt,
Wird Trost mir geschenkt,
Die Seele bleibt jung mir beständig!

„Litlili Lun"
Hörst du mich nun,
Bursch von der Birkenheide?
Laut wird, was sacht,
Naht sich die Nacht,
Drum wird es Zeit, daß ich scheide!

„Mitlili Muß"
Sagte ich Kuß?
Nein, dich täuschten die Ohren,
Das vergiß schnell,
Mondlicht glänzt hell,
Küssen — das hab' ich verschworen!

Nun, gute Nacht!
Träumend mir lacht
Hold nun dein Auge, das blaue,
Liebendes Wort
Tönt fort und fort,
Ob ich gleich recht ihm nicht traue!

Fenster schlag' zu,
Nacht ist zur Ruh,
Wenn mir auch Lieder noch klingen.
Was fragst du mich,
Daß ich liebe dich?
Brauch' durch die Nacht ich's zu singen?

Zwölftes Kapitel.

Seit dem letzten Auftritte waren einige Jahre vergangen.

Es ist im Anfange des Herbstes, der Schulmeister geht hinauf nach Nordistuen, Ole's Hause, macht die Hausthür auf, findet Niemand im Flur, geht dann weiter bis in das innerste Gemach des langen Gebäudes; dort sitzt Ole allein vor seinem Bette und betrachtet seine Hände.

Der Schulmeister nimmt nach gewechseltem Gruße einen Stuhl und setzt sich neben Ole.

„Du hast mich rufen lassen", sagt er dann.

„Das hab' ich", antwortet Ole.

„Und was hast du mir zu sagen?"

„Ich denke gerade drüber nach."

„Du fängst an, alt zu werden."

„Ja, und darüber wollt' ich mit dir reden. Es geht rückwärts, ich werde bald liegen."

„So denk' daran, daß du sanft liegst, Ole!"

„Ja, ja, hm, hm!"

„Es geht dir nicht nach Wunsch, Ole?"

„Das hat's nicht gethan, so lang' ich denken kann."

„Ja, ja, so ging's auch mit mir einst, ich ward uneins mit einem guten Freunde und wollte, daß er zu mir kommen sollte, und so lange war ich unglücklich. Da fiel's mir ein, zu ihm zu gehen, und so ward's wieder gut."

Ole sah ihn an, schwieg aber.

„Wie steht's mit deinem Hofe, Ole?"

„'s geht rückwärts, wie mit mir."

„Wer soll ihn haben, wenn du fortgehst?"

„Das ist's eben, was ich nicht weiß und was mir Kummer macht!"

„Deine Nachbarn kommen jetzt vorwärts!"

„Ja, die haben — den Agronomen zur Hülfe."

„Du solltest dich auch nach Hülfe umsehen, Ole", sagte der Schulmeister in gleichgültigem Tone und wandte sich nach dem Fenster.

„Wer will mir helfen!"

„Hast du schon Jemand gebeten?"

Ole schwieg.

Der Schulmeister nahm wieder das Wort: „Ich stand lange so mit dem lieben Gott. Du bist nicht gut gegen mich, sagte ich zu ihm. — Hast du mich darum gebeten? fragte er. Nein, ich hatt' es nicht. So bat ich, und von nun an ging's ganz gut."

Ole schwieg und nun schwieg der Schulmeister auch.

Endlich sagte Ole: „Ich hab' ein Enkelkind; sie weiß, womit sie mich erfreuen könnte, eh' ich fortgehe, aber sie will nicht."

Der Schulmeister lächelte und sagte: „Weil eben das ihr keine Freude macht?"

Ole schwieg, dann sagte Jener wieder: „Mancherlei quält dich, allein so weit ich's versteh', dreht sich Alles um deinen Hof."

„Er ist vielen Geschlechtern ein Segen gewesen und hat guten Boden. Alles, was mein Vater sich erarbeitet, liegt darin; aber nun wächst es nicht. Und ich weiß nicht, wenn sie mich herausfahren, wer dann hineinfahren wird. Aus der Familie wird er nicht sein."

„Deine Tochtertochter wird das Geschlecht fortpflanzen."

„Aber Der, welcher sie nimmt, wie wird er den Hof behandeln? Das möchte ich wissen, eh' ich mich niederlege. Es eilt, Bård, beides, was mich und den Hof betrifft."

Nach längerem Schweigen sagte der Schulmeister: „Sollen wir nicht hinausgehen und den Hof besehen in dem guten Wetter?"

„Ja, laß uns das thun. Ich hab' Tagelöhner droben im Gebirge, sie fällen Holz, allein sie arbeiten nicht, wenn ich nicht dabei bin." Er humpelte nach der Ecke, um Hut und Stock zu holen, dann fuhr er fort: „Sie mögen nicht bei mir arbeiten, ich versteh's ja nicht!"

Als sie draußen waren und die Aecker vor ihnen lagen, blieb er stehen und sagte: „Da siehst du's; keine Ordnung! Das Holz nicht gestapelt, die Axt nicht in den Block gehaut." Er bog sich mit Beschwerde nieder, hob sie auf und hieb sie fest. „So geht's mit Allem, jeden Tag muß ich nachholen, was meine Leute versäumt haben." —

Als sie bergaufwärts gingen, hörten sie einen lustigen Gesang vom Gebirge.

„Sie singen bei der Arbeit", sagte der Schulmeister. „Es ist der kleine Knud Oestistuen, er fällt Holz für seinen Vater."

„Meine Leute singen nicht!"

„Das Lied ist keines der Bygdenlieder!"

„Nein, ich hör's nicht."

„Eyvind Pladsen ist viel auf Oestistuen gewesen; vielleicht ist's eines von denen, die er mitgebracht; wo der ist, wird viel gesungen."

Hierauf antwortete Ole nichts.

Der Acker, welchen sie jetzt überschritten, war nicht gut, es fehlte ihm die Pflege. Der Schulmeister bemerkte es und so blieb Ole stehen. „Ich hab' keine Kraft mehr dazu!" sagte er fast weich. „Fremde Leute ohne Aufsicht — das ist zu theuer. Aber es thut weh, über solch einen Acker zu gehen, kannst du glauben."

Sie hatten eine hohe Stelle erreicht, wo sie den ganzen Hof überschauen konnten, und dann sagte Ole mit einem Seufzer: „Ich wollt' ihn nicht gern verlassen, wie er nun ist, wir haben darauf gearbeitet, meine Eltern und ich: man sieht es aber nicht mehr."

Plötzlich ertönte ein Lied über ihren Häuptern mit jener eigenthümlichen Schärfe, die eine Knabenstimme haben kann, wenn sie recht fest einsetzt. Sie standen unter dem Baum, in dessen Krone Knud Oestistuen saß und Laub für seinen Vater fällte. Unwillkürlich mußten Beide aufhorchen, was er sang:

Willst du auf des Fjällens Plan,
Und den Ranzen schnüren, —
Füll' ihn dann mit Mehr nicht an,
Als du leicht kannst führen.
Nimm nicht mit der Thäler Zwang
Auf die freien-Matten,
Werf' ihn keck, mit frohem Sang,
In des Abgrunds Schatten!

Vögel grüßen dich vom Zweig,
Was dich quält, verschwindet,
Fühlst dein Herz so froh, so reich,
Wo sich Freiheit findet!
Saug' die reinen Lüfte ein,
Sing' die besten Lieder,
Und der Kindheit Sonnenschein
Ueberstrahlt dich wieder.

Schaust du schweigend um dich, weit,
Wird dein Herz beschleichen
Wonne süßer Einsamkeit,
Unter Felsenreichen.
Hörst du dann des Bachs Gebraus,
Eines Steines Rollen,
Greift's dein Herz mit süßem Graus:
Fühlst du rein dein Wollen.

Leb', und bete um dein Heil,
Seele, die gesündigt,
Dann wird deinem bessern Theil
Glück im Tod verkündigt!

Hast du Unrecht je gethan —
Hier wirst du's erkennen,
Heil! kannst du auf freiem Plan
Rein dein Wollen nennen!"

Ole hatte sich niedergesetzt und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen. So saß er lange.

„Hier laß uns mit einander reden", sagte der Schulmeister endlich und setzte sich neben ihn.

Unten auf Pladsen war Eyvind gerade von einer längeren Reise heimgekommen. Der Wagen stand noch vor der Thür, da das Pferd sich ausruhte. Obwohl Eyvind nun guten Verdienst als Amtsagronom hatte, wohnte er doch noch in seiner kleinen Kammer auf Pladsen, und half in der Zwischenzeit, wenn seine Geschäfte es zuließen. Das wenige zu dem Häuschen gehörige Feld war bearbeitet von einem Ende zum andern, allein es war von so geringem Umfang, daß Eyvind es das „Puppenspiel für Mütterchen" nannte; denn sie hatte besonders ihre Freude daran.

Eyvind hatte sich gerade umgezogen, und ein Gleiches that der Vater, der nun, weiß von Mehl, aus der Mühle gekommen war. Sie verabredeten, einen kleinen Spaziergang vor dem Abendessen zu machen, als plötzlich die Mutter ganz bleich hereinstürzte.

„Es kommen seltene Fremde auf's Haus zu", sagte sie; „Liebe, blickt hinaus!"

Beide Männer eilten an's Fenster und Eyvind rief: „Es ist der Schulmeister, und — ja, ich glaub's fast, ja, ja, er ist's wirklich!"

„Es ist der alte Ole Nordistuen", sagte Thore und trat zurück, um von den Ankommenden nicht gesehen zu werden.

Draußen hörten sie des Schulmeisters Stimme: „Er ist wohl soeben angekommen?" worauf Ole brummte:

„Na na!"

Es klopfte, eintrat der Schulmeister und nahm den Hut ab, darauf nahm auch Ole seine Mütze ab und kehrte sich um nach der Thür, um sie zu schließen; es ging langsam, er war offenbar verlegen.

Thore bat die Gäste, sich zu setzen, welcher Einladung sie Folge leisteten.

Die Werbung geschah nun folgendermaßen.

Nach einer Pause sagte der Schulmeister:

„Schönes Wetter diesen Herbst."

„In der letzten Zeit, ja!" sagte Thore.

„Seid ihr fertig mit der Ernte?"

„Nicht ganz."

„Ole Nordistuen, welchen ihr wohl kennt, wünscht deine Hülfe, Eyvind, wenn du Zeit hast!"

„Ich werde thun, was ich vermag."

„Es eilt nicht für den Augenblick. Es ist im Allgemeinen, für die Dauer. Der Hof verfällt, weil ihm Aufsicht und Pflege fehlt."

„Ich bin aber so wenig zu Hause", sagte Eyvind.

Der Schulmeister sah auf Ole und dieser merkte, daß er jetzt in's Feuer rücken müsse. Er räusperte sich daher einige Male und fing dann kurz und bündig an: „Es war, es ist, — ja, — es ist unsere Meinung, daß du gleichsam fest, — daß du bei uns — wenn du nicht auf Reisen bist — wohnen solltest."

„Ich danke für das Anerbieten, allein ich bin zufrieden mit der Wohnung, welche ich habe."

Ole sah den Schulmeister an und dieser sagte: „Ole drückt sich heute nicht ganz deutlich aus. Es kommt, weil er hier einmal früher gewesen ist und die Erinnerung dessen, was damals geschah, ihm in die Quere kommt."

„Ja, ja", sagte Ole, „so ist es, ich war damals toll, ich ließ mich ein in einen Kampf, dem ich nicht gewachsen war. Doch was vergessen, soll todt sein. Der Wind schlägt das Korn nieder, aber nicht den Schnee; ein Regenbach löst keine großen Felsen ab; der Maischnee hat ein kurzes Leben; es ist nicht der Donner, der die Leute todtschlägt."

Nun lachten sie alle vier und der Schulmeister sagte:

„Ole will sagen, daß ihr jenen Auftritt vergessen sollt."

Ole nickte und sah bald auf den Einen, bald auf den Andern, und wußte nicht, ob er fortfahren sollte. Endlich sagte Thore:

„Die Hagebutte faßt uns mit vielen Zähnen, aber verwundet nicht!"

„Ich kannte den Buben damals nicht", fuhr Ole fort und drehte die Mütze auf dem Finger herum, „nun seh' ich, daß es wächst, wo er sä't; es sitzt Gold in seinen Fingerspitzen, und deshalb möcht' ich ihn gern in meine Gewalt bekommen."

Eyvind sah den Vater an, dieser die Mutter und sie den Schulmeister, dann richteten sich Aller Blicke wieder auf Ole. Endlich sagt der Schulmeister:

„Ole meint, daß sein Hof sehr groß ist."

Ole unterbricht ihn und ruft: „Groß, aber in schlechtem Stande; ich kann Nichts mehr, bin alt und die Beine richten nicht aus, was der Kopf will. Allein es lohnt sich, ihn zu verbessern."

„Ei, gewiß", fiel der Schulmeister ein. „Der beste Hof im Kirchspiel."

„Der größte, ja, das ist eben das Unglück; zu große Schuhe verliert man vom Fuße; eine große Flinte schießt weit, aber man muß sie doch aufheben können!" sagte Ole und fuhr dann mit einer schnellen Wendung nach Eyvind fort: „Du könntest ihn — in Schwung bringen!"

„Ich sollte also Verwalter sein?"

„Eben das, du sollt'st ihn haben."

„Das heißt, ich sollt'" —

„Du solltest ihn dann recht verwalten!"

„Aber?"

„Willst du nicht?!"

„Ei freilich."

„Nun, so ist's also abgemacht, sagte die Henne, als sie über's Wasser flog."

„Aber?"

Ole blickte verwundert den Schulmeister an; dieser sagte dann:

„Eyvind möcht' wohl wissen, ob er auch Märit bekommt."

„Mit in den Kauf, mit in den Kauf!" rief Ole schnell, und da konnte Eyvind sich nicht länger halten, er mußte herzlich lachen, tanzte und sprang, und während die Andern in sein Lachen einstimmten, rief er, sich die Hände reibend:

„Märit mit in den Kauf, Märit mit in den Kauf!"

Thore lachte in tiefen, schluchzenden Tönen und die Mutter weinte zugleich vor Freuden.

Endlich sagte Ole: „Was hältst du von dem Hofe?"

„Vortrefflicher Boden!"

„Na, ich sag's ja, nicht wahr?"

„Herrlicher Boden! Es soll der beste Hof im ganzen Amte werden!"

„Der beste im Amte, ah, glaubst du wirklich?"

„So wahr ich hier stehe!"

„Hab' ich's nicht gesagt?"

Beide sprachen durcheinander, daß Niemand ein Wort verstand, endlich schwieg Eyvind und da sagte Ole: „Aber Geld, darauf kommt's an und ich habe Nichts!"

„Es geht langsam ohne Geld, aber es geht!"

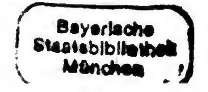
„Es geht! ja, ja, es geht! Hätten wir aber Geld, so ging's schneller, nicht wahr?"

„Viel schneller, gewiß!"

„Viel schneller? Hätten wir doch Geld! Ja, ja, der kann auch beißen, der nicht alle Zähne hat; und auch der kommt vorwärts, der mit Ochsen fährt."

Die Mutter blinkte Thore zu mit den Augen, er sah kurz und von der Seite oft nach ihr hin, während er den Oberkörper hin und her wiegte und mit seinen Händen bis über die Kniee strich; der Schulmeister drückte jeden Augenblick die Augen fest zu, Thore ertappte sich jeden Augenblick darüber, daß er mit offenem Munde saß, allein Ole und Eyvind sprachen gleichzeitig mit stets steigender Geschwindigkeit, indem sie sich selbst durch lautes Lachen unterbrachen.

Endlich sagte der Schulmeister mit kräftiger Stimme: „Schweigt doch einmal, Thore will etwas sagen." Da hielten sie





inne und sahen Thore an. Dieser räusperte sich, blickte zur Erde und sagte leise verschämt:

„Wir haben auf diesem Eigenthum einen Mühlengang gehabt, in der letzten Zeit haben wir den zweiten angelegt. Das hat zwischen Jahr und Tag ein paar Schillinge abgeworfen; allein weder mein Vater noch ich selbst haben davon gebraucht, ausgenommen, als Eyvind etwas lernen sollte. Der Schulmeister hat sie angelegt und sie haben sich ein wenig vermehrt; nun aber wird's das Beste sein, daß — Eyvind sie bekommt, um den — Hof in Stand zu setzen."

Die Mutter hatte sich bei diesen Worten gleichsam schamvoll in einen Winkel retirirt, während sie ihren Mann mit leuchtenden Blicken betrachtete. Thore schwieg, als sei er eine große Last vom Herzen los und sah sehr ernst, fast einfältig aus. Ole saß vor ihm mit aufgerissenem Munde, als hab' er plötzlich in Thore einen verkappten Millionär entdeckt. Eyvind erholte sich zuerst von seinem Erstaunen und rief: „Ist es nicht, als ob das Glück mich verfolgte?"

Dann trat er hin zum Vater, gab ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter, daß es dröhnte, und lachte: „Du, Vater, hoho!"

Endlich besann auch Ole sich und fragte: „Und wie viel Vermögen?"

Der Schulmeister antwortete für Thore: „Nicht so wenig!"

„Ein paarhundert Spezies?"

„Ein wenig mehr!"

„Mehr noch? Eyvind, hörst du? Gott bewahr' uns, welch ein Hof wird das werden!"

Er sprang auf wie ein Jüngling und schüttelte sich vor Lachen.

„Ich muß sogleich mit dir hinauf zu Märit", sagte Eyvind nun, „wir fahren in dem Wagen, er steht ja noch vor der Thür, dann geht's schnell!"

„Ja, schnell, schnell, willst du auch Alles schnell haben?"

„Ja, schnell und toll!"

„Schnell und toll! Akkurat wie ich in meiner Jugend!"

„Hier ist Hut und Stock, nun jag' ich dich aus dem Hause!"

„Du jagst mich hinaus, ha, ha, ha, aber du folgst mir!

Kommt ihr Andren mit; heut Abend bleiben wir beisammen, so lange wir die Augen offen halten können. Kommt!"

Sie stimmten mit ein, Eyvind half dem Alten in den Wagen, und fort im Galopp ging's hinauf nach den Heidehöfen. Droben war der große Hund nicht der Einzige, der sich verwunderte, als Ole Nordistuen mit Eyvind Pladsen auf den Hof gefahren kam. Als Eyvind aus dem Wagen sprang und dem Alten hinaushalf und Knechte und Mägde sie anstarrten, kam Märit aus der Hausthür, um zu sehen, was den Hund so fürchterlich bellen mache, allein sie blieb plötzlich stehen, wie vom Donner gerührt, wurde dann feuerroth und eilte zurück in's Haus.

Der alte Ole rief oder brüllte vielmehr ihren Namen mit so fürchterlicher Stimme, als er in's Zimmer getreten war, daß sie wieder hervorkommen mußte.

„Geh' hin und freu' dich, Mädchen; hier ist er, der den Hof haben soll!"

„Ist's wahr?" rief sie laut, ohne dies selbst zu wissen.

„Ja, es ist wahr!" rief Eyvind händeklatschend und eilte auf sie zu; sie aber dreht sich um wie ein Wirbel, wirft, was sie in der Hand hält, auf den Boden und flieht von Neuem; Eyvind hinter ihr her.

Bald kamen der Schulmeister, Thore und die Frau. Der Alte hatte Licht angezündet und den Tisch decken lassen; man aß und trank, allein der Alte ging beständig im Zimmer hin und her, und hob die Beine noch höher als gewöhnlich, immer aber den rechten Fuß höher als den linken.

Ehe wir diese kleine Erzählung schließen, haben wir zu melden, daß nach Verlauf von fünf Wochen Eyvind Pladsen und Märit in der Kirche des Kirchspiels getraut wurden. Der Schulmeister leitete an diesem Tage selbst den Gesang, da sein Hülfsküster krank war. Seine Stimme war etwas wackelig, denn er war alt, aber Eyvind meinte nie schöneren Gesang gehört zu haben. Und als er Märit die Hand gab und vor den Altar

führte, nickte der Schulmeister vom Chore zu ihm hinab, gerade wie Eyvind es gesehen, als er traurig jenem Tanze zusah; er nickte wieder und konnte seine Thränen nicht zurückhalten.

Jene Thränen waren der Eingang zu diesen; zwischen ihnen lag sein Glaube und seine Arbeit.

Hier endet die Geschichte vom fröhlichen Burschen.

Kleine Erzählungen.

Thrond.

Inmitten der größten Gebirgsstrecken in Norwegen findet man mitunter eine warme Vertiefung, welche urbar gemacht und zuweilen bewohnt ist. Gewöhnlich wird eine solche Stelle jedoch nur umzäunt und zur Erzeugung von Viehfutter verwandt; dies wird eingesammelt in eine Feldscheuer und bleibt dort liegen, bis der Winter feste Wege macht, um dann zu Wagen nach dem Haupthofe hinabgefahren zu werden. Seltener geschieht es, daß sich Jemand dort häuslich niederläßt, am seltensten, wenn das kleine Landstückchen drei oder vier norwegische Meilen von andern Leuten entfernt ist; die ebene Landstraße und das Wetter jeden Tages führen nicht gerade dorthin. Es ist daher meist eine abenteuerlichere Seele, welche dort eine Nachbarschaft mit sich selbst zu versuchen wagt.

In einer solchen Gegend, genannt der Kesselboden, wurde Thrond geboren. Die Mutter benetzte ihn selbst mit etwas Wasser und sagte: „Heiße Thrond in Gottes Namen; so hieß mein Vater vor dir, und keinem wird es Schaden bringen, nach ihm genannt zu sein!"

Alf, ihr Gatte, saß dabei; er sagte nichts und so hatte es dabei sein Bewenden. Dies geschah während der Herbstzeit, aber es mußte erst wieder Frühling werden, ehe das Ehepaar sich bis zur Kirche durchschlagen konnte und des Predigers Hand dem

Geschehenen Weihe und Bestätigung gab. Ihre Angehörigen in der Bygde hatten halbwegs eine solche Kirchfahrt erwartet; denn als das Paar eines Sonntags dort erschien und um Begleitung und Pathenhülfe bat, meinte Arne, der Schmied: „Zu früh kommt ihr nicht!" — „Hm, früh genug!" antwortete Alf.

Das war Thrond's erste Kirchfahrt; er ward acht Jahre alt und hatte noch die zweite nicht gemacht. „Kann ich nicht auch, Vater, das große Haus zu sehen bekommen, das sie Kirche nennen?" bat der Bube. „Nimm ihn einmal mit dir nach der Bygde!" bat die Mutter, aber Alf antwortete: „Ich habe genug außerdem zu tragen" — und dabei blieb's für dieses Mal.

Seit Thrond's zweitem Jahre war noch ein zweites Wesen in der kleinen Neubauerfamilie gewesen. Es war nicht ein zweites Kind; „dazu hab' ich keinen Rath!" meinte Alf; es war eine arme Magd, welche das Kind warten sollte, wenn die Eltern zu Holze oder zur Bygde waren — und dazu hatten sie ein halbtaubes zehnjähriges Mädchen genommen, das sie ohne Lohn bekommen konnten. Ihr und der Mutter gegenüber erwachte die Seele des Knaben zuerst, sie sahen seine Augen täglich, stündlich. Er begriff bald, daß er „zur einen schreien müsse, leise reden zur andern", was sich vor seiner Einbildungskraft so stellte, daß das, was die Magd in ihrem Innern trüge, schwer sei, das, was die Mutter dort hege, leicht sei und lustig, wenn man seiner habhaft werden könnte. Der Vater sprach selten mit ihm; er hatte tagesstrenge Arbeit und war müde, wenn der Abend kam. Sonntags schlief er meist, um sich für die Woche zu stärken, und dieser Tag war deshalb der schlimmste für den Knaben. „Sei doch still, Thrond!" flüsterte dann die Mutter unaufhörlich und drohte ihm mit der Hand.

Aber der Vater hatte längst einen so großen Platz in des Knaben Vorstellungen eingenommen, daß er gar nicht mit ihm zu reden wünschte. Es war das der Fall seit jenem Weihnachtsabend, an dem Thrond seine neue Mütze bekam; sie brannten Licht auf dem Tische (statt einer Thranlampe), aßen Grütze mit Rahm und — sangen. Da hatte der Vater eine Flasche hervorgezogen, wie Thrond sie nie zuvor gesehen, „denn sie war weiß." Nachdem sie

daraus getrunken, hatte er den Sohn auf den Schooß genommen, ihm finster in die Augen gestarrt und — gerufen: „Huh, Junge!" Dann hatte er gesagt: „Ich sehe, du bist nicht zaghaft, und darum sollst du nun ein Märchen hören." Dies Märchen handelte von einer Blessom*), die in Einer Nacht von des Königs Schloß in Kopenhagen bis nach Walders (in Norwegen) fuhr. Er stand mit hinten auf dem Schlitten, neben einem Jutul**) und hielt sich nur mit Mühe fest in der scharfen Fahrt.

Etwas so Wunderbares hatte Thrond in seinem Leben nicht gehört, er konnte es nicht „aus dem Kopfe bekommen" und verband es mehrere Jahre mit der Vorstellung vom Vater. Wenn dieser spät nach Hause kam, war er stets in Kopenhagen gewesen; legte er sich müde und schweigend nieder, so geschah es lediglich, weil der Jutul so stark gefahren war und überhaupt das Ganze nicht mit rechten Dingen zuging. Alles, was über des Hauses Gesichtskreis hinauslag und wohin nur der Vater allein kam, war gewissermaßen Kopenhagen oder Walders; es lag wunderbar fern und dort gingen die Dinge ganz anders zu als zu Hause.

Das Märchen nahm ihn mehrere Tage und Nächte so sehr in Anspruch, daß er nicht sogleich daran dachte, seine Mutter oder Randi (die halbtaube Dienstmagd) nach mehreren zu fragen. Zu seiner großen Freude wußte die Mutter viele, aber doch keins, das dem ersten zu vergleichen war. Das Merkwürdigste in denen der Mutter war, daß darin sowohl die Katze, als die Schafe und die Kuh eine Zeit lang sprechen konnten; und konnten sie es nicht immer, so waren sie doch nahe daran, meinte Thrond, — und schielte etwas bange nach der Katze hinüber. Auch gab es mancherlei Dinge im Walde, denen man am besten fern bliebe, wie es schiene. Die Gnomen ließen sich bald hier, bald da blicken, und wenn es an zu dämmern fing, so meinte Thrond zu sehen, wie sie die ganze kleine Viehheerde in Nebel hüllten. Der Vater kam bald dahinter, daß die Mutter ihm Märchen erzähle; davon wollte er aber nichts wissen. Einmal, als Thrond sich fürchtete, hinauszugehen, wurde

*) Blessom, Fee.
**) Jutul, Berggeist.

Alf so zornig, daß er zur Frau sagte: Sie habe verdient, daß die Gnomen kämen, um sie zu holen, dafür, daß sie den Buben so bange gemacht habe. So gibt es also doch wirklich Gnomen! dachte Thrond und drückte sich, Schutz suchend, fester an die Mutter an. Von nun an wollte sie ihm nichts mehr erzählen; er hielt sich daher an Randi, welche stets so still war und sich für sich hielt. Sie wußte nur Eine Geschichte, von einem blinden Mädchen, das sein Gesicht wieder bekommen sollte, wenn ein schöner Prinz käme und ihr seine Hand und sein halbes Königreich anböte.

Gottes Wort lernte er spät genug; es war der Vater selbst, der ihn damit bekannt machte, denn Alf war ein belesener Mann. Alles wurde ihm mit den Worten der Schrift eingegeben, allein es kam nicht ganz so im Kopfe des Knaben zu stehen, wie es im Buche stand. Der „Herrgott" war lange Zeit der höchste Gnomenkönig mit langem, grauem Bart und großen Augen; er wohnte irgendwo ganz in der Nähe und konnte alles sehen. Deshalb war es auch nicht rathsam, den — Finger mehr in den Rahmtopf zu stecken, wenn die Mutter im Kuhstall war.

Thrond mochte wohl an die acht Jahre alt sein, als an einem Winterabend nach Weihnachten ein Fremder in's Haus trat, welcher einen Kasten auf dem Rücken trug.

„Gottes Frieden über dein Haus!" sagte er und sah sich um. Thrond schlich sich hin zu Randi. „Gottes Frieden auch dir!" sagte die Mutter und schob einen Krack*) vor, damit er sich darauf setze.

„Bist du nicht der Fidel-Knud?" sagte sie weiter, als das Feuer auf dem Herde aufflackerte und sein Gesicht beleuchtete. „Diesmal irrtest du nicht, Aaste; manches haben wir durchgemacht, seit ich zu deiner Hochzeit aufspielte." Nun berichtete er, daß er in der Bygde an der andern Seite des Gebirgs bis nach Weihnacht gewesen sei und schönes Geld verdient habe. Auf dem Heimwege, mitten auf dem Bergkamme, sei ihm so seltsam unwohl geworden, daß er gedacht habe, es sei am besten, zu Menschen zu kommen, ehe er über die Heide ginge. Thrond bemerkte, daß der

*) Krack, Stuhl ohne Rücklehne.

Mann schwarze Haare*) hatte, — was er nie zuvor gesehen — und eine viel längere Jacke als der Vater. Er hatte eine Narbe im Gesicht und sagte nicht: „In Jesu Namen!“ wenn er sich zu Tisch setzte. Dieser Mann wurde bald darauf so krank, daß er zu Bett gehen mußte. „Ich glaub', ich werd' nicht mehr aufstehen“, sagte er. „Ei, red' nicht so!“ sagte Aaste und deckte ihn warm zu. Throud mußte die Nacht auf dem Fußboden liegen, das Feuer flammte auf dem Herde und er schlief nicht.

Es wurde auf einmal so kalt; ihn fror, besonders an der einen Seite. Aber er verstand schon warum: er lag eigentlich draußen im Walde. Er verwunderte sich und staunte, wie er doch eigentlich dort hinaus gekommen sei; das Feuer sah er in weiter Ferne und doch sollte es eigentlich im Hause brennen, weil der Fremde krank sei. Er stand auf, um sich dem Feuer zu nähern, aber er kam nicht vom Flecke. Er arbeitete und strebte, denn wie, in Gottes Namen, sollte es eine ganze Nacht im Walde gehen? Da hörte er es in weiter Ferne singen. Er hatte die Melodie früher gehört, es war ein Choral; zuerst sang einer, und das war die Mutter, dann waren es zwei, drei, zwanzig, viele; es war so selig zu hören. Plötzlich verstummte es gänzlich und einer sagte: „Laßt uns ihn aufheben und irgendwo hintragen.“ Da fiel es ihm ein, daß er eigentlich im Walde sei; es wurde wieder kalt und er wollte schreien, konnte aber nicht. Es soll gut sein, Vater Unser zu beten, dachte er, konnte aber den Anfang nicht finden.

Da ergriff ihn Jemand an der Schulter, daß er die Sprache wieder gewann und „Mutter!“ schrie, daß er selbst sich entsetzte. „Du schläfst ja so unruhig“, sagte diese; sie stand neben ihm und half ihm auf.

Von dem Fremden sah er nichts mehr; „er sei abgereist“ sagte die Mutter. Tags darauf kam der Vater nach Hause und arbeitete an einem schwarzen Kasten. Die Mutter kam vom Boden in ihrem schwarzen Kleide; sie sollte nach der Bygde. Sie kam heim mit drei Männern, die einander so ähnlich sahen! Ob-

---

*) Die Norweger selbst sind fast alle blond- oder goldhaarig.

wohl der eine eine Spitzmütze trug, die andern flache Mützen, so wußte er doch nie, wer die spitze eigentlich trüge. Sie aßen und setzten dann den Kasten, den der Vater gemacht, auf einen Karren. „Hier ist noch einer", sagte die Mutter und kam mit dem Kasten, den Knud auf dem Rücken getragen. „Ach, den kann der dort nehmen!" sagte er, und wies auf Thrond. Die Mutter bat ihn, schön zu danken: „Brauch' ihn so gut als der, den du nun beerbt hast", sagte jener und lachte. Dann entfernten sie sich.

„Was ist in dem Kasten, Mutter?" fragte der Knabe, als sie wieder in der Stube standen. „Siehe selbst zu!" Das that er, in einem Tuche lag etwas Feines und Leichtes, daß er sitzen blieb und es blos ansah. „Nimm es", sagte die Mutter. „Es zerbricht doch nicht?" fragte er und steckte den Finger hinein. Ganz bleich sprang er auf: „Es weint!"

So geschah es, daß Thrond Alfson seine Geige bekam.

— Die Geige war schwarz; das war auch der Zigeuner, welcher sie besaß, und, wie es nun war oder nicht war, es schien ihm, daß sie einander ähnlich sähen. Das ihm Unerklärliche, Neue an jenem trug er auf diese über und jene geheimnißvolle Nacht, in der er gekommen, lag darin mit all ihrem Streite zwischen Wirklichkeit und Traum. Alf hatte einst etwas Geigenspiel gelernt und groß war Thrond's Andacht, als er von diesem lernte, wie er sie hantieren müsse. Es erfüllte ihn selbst fast mit Entsetzen, als er sie zwang, die einzigsten beiden Melodien, welche er kannte, zu singen, nämlich die „Lurweise" und den „Haukefald".*) Alle Märchen, ja alles, was er gedacht, mußte mit, zu tanzen hier. Der Bogen war der Jutul und wenn er über alle Saiten und durch alle Skalen fuhr, war es die Blessom, welche von Kopenhagen nach Walders in Einer Nacht fuhr. Die weiche Quinte war seine Mutter; die nächste Saite, welche stets der Mutter folgte, war Randi, die dritte hatte eine grobe Sprache und das war der Vater; der Baß war eine prächtige Saite, aber geheimnißvoll; sie drohte zu ihm empor, er fürchtete sich halbwegs vor ihr und

*) Lur, Lure bedeutet Horn; Haukefald Hirtenlied auf dem Gebirge, Jodeln.

durfte ihr keinen Namen geben. Fuhr er so darüber, daß sie mit der dritten einen Ton ausmachte, dann waren es die drei Fremden; sie glichen einander so sehr, daß er nie wußte, wer von ihnen die Spitzmütze trüge. Ließ er den Bogen mit seiner eigenen Schwere streichen, so daß es ein leises, fernes Spiel wurde, so waren's die Gnomen, welche im Berge spielten. Ein Fehlgriff auf der Quinte — war die Katze, auf dem Basse — die Kuh. Jeder Tanz, den er lernte, war wieder etwas Bestimmtes. Einer war Moses, welcher stotterte und mit seinem Stabe schlug, ein anderer die Mutter in ihrem schwarzen Kleide, endlich einer von lauter langen Strichen — der König.

„Das ist doch auch ein ewiges Gefidel!" schalt der Vater. „Ach, du kannst dich nicht beklagen, bist draußen den ganzen Tag", antwortete Aaste; „was aber sollen wir sagen, die nicht Frieden haben von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang?" „Nimm ihm die Geige ab", sagte der Vater. „Ich hab' oft daran gedacht", sagte die Mutter. Dann aber lehrte sie ihn Tags darauf einen neuen Tanz. Sie konnte mehr, als sie selbst wußte; denn Aaste war nicht immer über dreißig Jahre alt gewesen und hatte nicht immer so still gelebt, als jetzt. „Woran denkst du, Mutter?" fragte der Knabe mitunter; „wohl eine halbe Stunde lang hast du mir denselben Tanz vorgesungen."

Bisher hatte er noch keinen Sommer mit auf die Viehweide gedurft. Nun war kein schöner Tag, an dem er nicht einsam und allein dort hinauf wanderte; wurde ihm mitunter angst zu Muthe, so spielte er seine Geige und was es Böses umher gab, mußte hinein in sie. Wenn er droben saß und spielte, stand nichts fest, weder Hügel, Busch noch Fels; es floß. Als er größer ward, machte er selbst Tänze, und da er den größten Theil des Tages spielte, mußte das, was er sonst lernte und erlebte, auch dort hinein. Jeder Tanz war ihm daher gleich schön; ja, es fiel ihm nicht ein, Vergleiche anzustellen; denn sie waren das Werk der Nothwendigkeit, jedes Stück. Nur bemerkte er, daß sonst ganze Melodien Vater, Mutter, den Berg oder Wald bedeuteten, während dies jetzt mit einzelnen Tönen, ja mit einem einzigen Striche der Fall

sein konnte. Schöner wurde ihm jeder Tanz, je nachdem sich mehr hineinlegte.

Er hörte einst den Vater erzählen, daß ein Knabe, etwas größer als er, viel Geld auf dem letzten Markte durch sein Spiel verdient habe. Dies fing an, in seinem Kopfe herumzugehen; der Knabe konnte gewiß nicht so gut spielen als ich, dachte Thrond. Als die Zeit des nächsten Marktes sich näherte, bat er die Mutter, so, daß der Vater es nicht hörte, ob er nicht mit zu Markte dürfe. „Bist du nicht recht klug, Junge! Laß nie deinen Vater dergleichen hören", sagte die Mutter. Doch eines Tags, als sie zusammen auf dem Felde arbeiteten, sagte sie zu Alf: „Wir handeln eigentlich sündlich an dem Knaben. Nur ein einziges Mal ist er von dem Fleck Erde gekommen, auf dem er das Tageslicht sah, nämlich, als er getauft wurde." — „Ach, wir werden ihn früh genug missen, Aaste", sagte der Vater so, daß die Mutter plötzlich ein seltsames Weh beschlich. Thrond schwieg und schwieg seitdem, da aber wagte sie sich eines Tags in der Dämmerung, als sie Korn druschen, weiter: „Er, unsern Thrond mein' ich, spielt wahrhaftig so schön, daß er schönes Geld auf dem Markte verdienen könnte, nimm ihn mit!" Alf wußte aber, was der Knabe dort zu sehen bekommen und nachher in seinem Kopf herumwälzen würde, daher sagte er: „Das könnte theures Geld werden, das er da verdiente." Aaste sah ihn an und schwieg.

Als nun aber der Knabe einmal die Augen nach außen gerichtet hatte, konnte er sie nicht wieder in sich nehmen. Einst, beim Essen, einige Monate später, sprachen Alf und Aaste über einige neue Ansiedler in der Nähe, welche gerade Hochzeit haben sollten; aber sie hatten Mühe, das eine wie das andere zu bekommen, darunter auch Spielleute. Aber, Gott segne sie, könnt' nicht ich Spielmann sein? dachte Thrond, sagte aber nichts. Er paßte der Mutter auf, als sie allein in der Küche war. Und trotz allem, was der Vater vorbrachte, war die Mutter bald auf dem Wege und gebot dem Sohne, sich anzubieten: „Er ist nur noch ein ganzer Knabe, aber doch spielt er, daß es einem ganz weh wird um's Herz", sagte die Mutter. Gewiß möchte er kommen und sie zur Kirche begleiten, wie es Sitte sei, meinten die Brautleute.

Wollt's nicht gehen, so hätt's ja nichts auf sich, sie könnten sich ja einen andern Spielmann nehmen in der Bygde.

Wer nun froh war, das war Thrond Alfson. Alles, was er nun sehen sollte, begegnete in Gedanken demjenigen, was er spielen wollte; und es war nur mit genauer Noth, daß er den Zusammenstoß aushielt.

Wenig schlief er in den Nächten, welche zwischen diesem und dem Hochzeitstage lagen, und von dem Augenblick, wo er aufstand, bis der Vater nach Hause kam, spielte er unablässig; er begab sich mit seiner Geige von der Stube nach dem Walde, vom Felsabhange nach dem Tannenabgrunde — und spielte.

„Du bleichst mir ganz ab, Knabe", sagte die Mutter und strich ihm das Haar aus der Stirn.

„Ach, ich muß sehen, was ich kann!" antwortete Thrond.

An dem Sonntagmorgen, wo er in neuem Kleide hinauf über's Gebirge zog, erhob sich die Sonne blank und fein auf rein blauem Himmel. Die Mutter saß auf der Thürschwelle im Schwahl und folgte ihm mit den Augen, so weit sie konnte — der Vater stand im Fenster, ging aber weg, um sich niederzulegen, als er die Mutter kommen hörte. Keins von ihnen sollte zur Kirche den Tag. Als Aaste das Frühstück bereitet hatte und sie gegessen, sprach sie es aus vor Alf, daß sie wohl Lust habe, ihm nachzuwandern.

„Thu', was du willst", sagte Alf, und nun kleidete sie sich eilig an und ging.

Thrond meinte, als er wanderte, daß die Vögel nie zuvor so mannichfaltig gesungen hätten; es war möglich, daß er selbst Lust hatte, mit einzustimmen. Aber es ist doch das Beste, seine Kräfte zu sparen, dachte er; hatte er ja doch die ganze Nacht nicht schlafen können. Er kam zum Hochzeitshause, ohne eigentlich zu wissen wie; er konnte nicht essen und stellte sich sogleich an die Spitze des Zugs, wie seine Pflicht es ihm vorschrieb; aber weder der Zug, noch der Hochzeitsstaat flößte ihm das geringste Interesse ein. Denn die Erwartung dessen, was er sehen sollte, machte ihn fast blind vor dem, was er sah. Er ging voraus und spielte, und es schien ihm, als ob Braut und Bräutigam, Alt und Jung, Vögel

und Wald, Himmel und Sonne mitsangen, — wenn nicht laut, so doch in ihrem innersten Herzen. Er wurde nie müde, schritt vorwärts wie ein Trunkener, ohne den Boden unter sich zu fühlen; er blickte endlos in die Weite — und spielte. Mitunter dachte er mechanisch: Nun sind wir in der Bygde, aber stets war es nur noch eine Krümmung, noch ein Abhang. Er tröstete sich damit, daß sie auf einmal vor ihm liegen würde, denn sie lag so — das wußte er wohl.

„Biegen wir nun dort um den Hammer*), dann stehen wir gerade in der Bygde", hörte er einen hinter sich sagen.

Der Bogen machte stärkere Striche, der Finger preßte stärker auf die Saite und—da glitt der Hammer zur Seite. Er sah einen leichten, blauen Rauch gegen den Himmel liegen und unter ihm ein Schimmern und Glitzern, einen Glanz und ein Gefunkel, was er unmöglich gleich von einander zu trennen vermochte. Nach und nach floß es von einander, er zog bestimmte Wege darin und dort lag ein Haus mit so viel Fenstern, daß ihm war, als säh' er eine Eisfläche an einem sonnigen Wintertage — dort lag ein anderes, so groß, „daß des Vaters Haus in seinem Schwahle hätte stehen können, selbst wenn es den Viehstall noch mit auf dem Kopf gehabt hätte" — und rings umher Haus bei Haus, Hof neben Hof, das eine weiß, das andere roth — keins hatte Strohdach, sondern blanke Schieferbedeckung, so daß die Augen an zu schmerzen fingen. Fein und leicht stand es da in der Luft, fein und leicht hing der Nebel darüber, künstlich wie seine Geige, ja viel künstlicher war alles ringsum, die Wagen in den Höfen, die Pferde, welche abgespannt daneben standen, die bunten Kleider der Leute, die Hunde, welche am Walde spielten, die Kinder, welche standen und zuschauten — und hin über dies alles klangen Töne, lang und stark, in bestimmtem Takt, so daß es ihm vorkam, als ob jedes Ding, das er sah, sich nach demselben bewegte. Auf einmal erinnerte er sich seines eigenen Tones — aber in Gottes Namen, wo war der geblieben? Die Violine mußte gewiß geborsten sein, denn keine Spur von Klang war mehr in ihr. „Gerade jetzt, wo ich sie erst

---

*) Hammer, Felsvorsprung.

recht gebrauchen sollte!" schrie Thrond halblaut und erblaßte. Vielleicht strich er nur nicht kräftig genug; er legte daher alle Macht in den Bogen. Etwas half es, aber geborsten mußte die Geige sein; denn wohl wußte er, wie sie klingen konnte — und wenn er dies dachte, so war er nahe daran, in Thränen auszubrechen. Da sah er wieder gerade vor sich hinaus und erblickte ein Haus, viel, viel größer als die andern und so wunderbar schön, daß es war „wie der Schatten eines Baumes auf dem Wasserspiegel". Denn einen Wipfel hatte es und feiner und schlanker wurde er, je höher er gen Himmel emporstieg. Fenster waren da, so hoch wie das ganze Haus — und wie es dort allein lag, umgeben von einer Mauer, und nach oben wies, da begriff er auf einmal, daß die Töne von dort kämen, richtig aus der Höhe. Das ganze Haus wurde vor seinem Gedanken zur Musik; es konnte alles klingen und war eigentlich Gesang. Das ist die Kirche, dachte er. Eine „unglaublich große" Menge Volks stand umher, alle glichen einander, alle sahen so heiter aus. Diese sind's, die die Kirche bauten, dachte er, und wagte nicht, sie anzusehen vor lauter Hochachtung. Dachte dann an sich selbst, wie er hier ging, an den kläglichen Ton, den die Geige gerade bekommen, hier, wo alle standen, „die die Kirche gebaut". Er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham, aber vorwärts mußte er gar an der Spitze des Zugs. „Das kann nicht der rechte Marsch sein", tröstete er sich und begann einen andern. Ein anderer ertönte unter dem Bogen, aber fort war alles, was sonst darin gelegen hatte, es war Bogenstrich auf Bogenstrich und nichts anderes. „O verlaß mich nun nicht, du lieber Herrgott!" betete der Knabe; er hielt sich an den Besten, den er kannte. Er fühlte, sie sahen ihn an, die, so die Kirche gebaut; er konnte sich nicht erinnern des Fjällens oder des Wasserfalls, des Waldes und was er umschloß, so gern er auch wollte. Gut, daß weder Vater noch Mutter hier sind und meine Schande sehen, dachte Thrond, — aber zu seinem Schrecken meinte er die Mutter zu sehen in ihrem schwarzen Kleide mitten in der Menge; „sie war so blaß".

„Hahaha!" hörte er; es war wohl dicht hinter ihm; denn er sah keinen lachen. Die Finger verloren den rechten Griff und der Bogen glitt über das Bret; „nun kann ich wohl nicht einmal

den Ton treffen?" sauste es durch seinen Kopf; er preßte die Geige unter das Kinn, nahm den Bogen in die volle Hand und mit der Kraft der Angst taumelte er etwas über die Saiten nieder, gerade aus dem Gemüthe; ein Tanz war es, aber er kannte ihn selbst nicht.

Es ging auf zwei Saiten und drei Saiten, er wollte auch gern die vierte mitnehmen . . . es sollte noch eine fünfte und sechste da sein, aber die konnte er auch nicht erreichen. . . . „Hei, nun geht's wohl gut!" lachte es wieder, — er sah den Zigeuner auf dem Thurmknopf sitzen und ihm Gesichter schneiden. „Bist du gekommen, du auch?" und nun war's ihm, als ob die Geige dort hinauf sollte, wenn er den Zigeuner nicht herunterspielen könnte. Das Spiel wurde zu Wolken, die ihm vor den Augen trieben; die Thurmspitze neigte sich und ging wieder empor mit dem Zigeuner, die Häuser tanzten, die Leute standen fest, die Elv ging an den Felsen empor . . . . wenn die Finger nur aushielten, wenn nur keine Knoten an den Saiten wären! Aber aus dem Gewühl arbeitete die Mutter sich hervor: „Um Gotteswillen, was ist's, das du spielst, Thrond?" Er blickte sie an und sank zurück im Nebel, weit, weit. „Ja, geh' du mit, ich muß mir helfen, so gut ich kann!" Er lachte, so sehr er auch bebte.

Da stand er bei der Kirchenthür und ohne auf den Zug zu sehen, kehrte er sich um, den Bogen in der einen Hand, die Geige in der andern, und wie durch die Luft fuhr es, den Leuten vorbei, auf gut Glück, durch Höfe, über Felder, so lange er Kraft hatte, sank dann zur Erde und weinte bitterlich. Lange lag er da, das Gesicht zur Erde gekehrt; still war's ringsum, so still, daß er den Himmel konnte sausen hören. Dann erhob er sich und sah die Geige; sie lag neben ihm und sagte kein Wort. „Ja, deine Schuld ist doch alles!" sagte Thrond und griff nach ihr. „In Stücke sollst du, da du mich so beben machtest!" Er preßte sie in die Hand und wollte sie auf den Boden schleudern mit voller Kraft. Aber erst mußte er sie noch einmal sehen. Da schien es ihm, daß sie doch alles umschloß, was er gelebt und gelernt, er erinnerte sich wieder der Fjällen, des Vaters, des Jutul. . . . Thrond weinte wieder: „Ja, ja, möge es nun dabei bleiben, aber die elenden

Saiten zerschneid' ich, denn mehr spielen — das darf ich nimmermehr in der Welt!"

Er zog sein Messer hervor, beeilte sich, als sei keine Zeit zu verlieren, und setzte es an die Quinte. „Weh!" weinte die Quinte. Ich thu', als ob ich's nicht höre, dachte Thrond und setzte das Messer an die nächste. Die sprang auch; die dritte mit. Nun war nur noch der Baß übrig. . . . Der Baß ist eine liebe Saite, dachte Thrond; „sie ist schwer zu bekommen. . . ." „Ich glaub', ich — lass' sie sitzen", sagte er weiter und sah sich seltsam um.

Als ich dies meinem Freunde vorgelesen hatte, machte ich eine Pause. Er sagte jedoch nichts und ich mußte ihn ansehen. „Nun, und was weiter?" fragte er. „Wie so?" fragte ich. „Nun, der Schluß?" „Der Schluß? Ich glaubte, du hättest den Knaben so aufgefaßt, daß er ihn schon selbst liefern würde." „Wurde er denn ein Künstler?" Was ich antwortete, will ich hier auf meines Freundes Bitte niederschreiben, wär's auch nur, ihm zu dienen. „Es ist eben derselbe junge Mann, der neben dir spielt."

Nicht war der geschaffen, welcher Thrond wieder nach dem Walde gebracht hätte. Er wollte wohl versuchen, zu spielen, was er an dem Tage gesehen hatte und was er noch sah, als er das Messer vom Basse zurückzog. Er hatte es angesetzt, als der Zigeuner sich auf dem Thurmknopfe zeigte und die Geige zu sich emporziehen wollte; es war nur ein Augenblick, aber Thrond war auf dem Wege — den Verstand zu verlieren.

Dies Spiel war's, das entsetzte, aber es lockte auch. Er gedachte seiner, als er die drei Saiten zerschnitt; aber er gedachte seiner auch, als er die vierte schonte. Er zweifelt nun nicht mehr, daß er es einmal erreichen wird; ja, was mehr ist, all das erreichen wird, was um ihn sang, aber wofür er nicht genug Saiten finden konnte. Du hörst selbst, wie verzweifelt er spielt; es ist diesem Ziele zu. Jahre sind gegangen, Jahre werden gehen, und dort sitzt er noch und spielt. Wunderbare Dinge dichtet er mitunter, aber seltsam ist e i n Stück, worin er klagt, daß mein Auge feucht wird; denn er meint, das Herdfeuer in der Heimat flackern zu



sehen, während er selbst im Walde liegt und friert — besonders auf der einen Seite.

Aber ich gedachte des Tages, an dem Thrond mir seine Geschichte erzählte: wie ein Mann ein Künstler wird, kann wohl kaum dargestellt werden; aber ungefähr so muß es wohl zugehen.

Er hat gewiß Träume von Kindheit an und einen dunkeln Trieb, der mit dem Instrumente zu ihm kommt; aber ein Punkt (vermuthlich unbewußt) muß es sein, an dem er plötzlich die Lust fängt, an dem er plötzlich alle Fähigkeit zu verlieren scheint, gerade als sie sich recht zu regen begann. Ist etwas an ihm, so steht das, was er erreichen will, auf einmal so unendlich groß vor ihm, daß sein Instrument ihm geborsten scheint. Ist etwas Rechtes an ihm, so spielt er in solchem Augenblick um sein Leben oder seinen Verstand. Ist er eine echt kräftige, gesunde Natur, so siegt doch die Lust, einen Versuch zu machen; sie hing nur an einer Saite, aber es war — eine tiefe.

Im Augenblicke der Wahl schnitt Thrond, ohne zu wissen, was er that, die drei Saiten durch; manchmal nachher, wenn er allein saß, tüchtig verlassen, arm, hungrig, verstand er, welche Saiten er zerschnitten.

Das ist — Künstlerleben.

Eine gefährliche Freierei.

Zu der Zeit, als Aslaug eine erwachsene Dirne ward, gab es keinen Frieden mehr in Husaby. Es schlugen und rauften sich vielmehr dort die schmuckſten Burſche in der ganzen Dorfſchaft Nacht auf Nacht. Am ſchlimmſten war es in der Sonnabendsnacht; dann aber legte ſich der Vater, der alte Knud Husaby, niemals, ohne wenigſtens ſeine Lederhoſen anzubehalten und einen tüchtigen Birkenknittel vor ſein Bett zu ſtellen, auf ſein Lager. „Hab ich ein hübſches Töchterchen, ſo werd' ich ſie auch zu ſchützen wiſſen", ſagte der Husaby.

Thore Neſſet war nur ein Käthnerſohn und doch gab es Leute, welche ſagten, er komme am ofteſten zum Beſuche bei der Hufnertochter auf Husaby. Das aber gefiel dem alten Knud nicht, er ſagte, es ſei das nicht wahr, denn er wenigſtens habe ihn dort niemals geſehn. Die Leute aber ſchmunzelten doch unter einander, daß, wenn er nur recht auf dem Heuboden hätte ſuchen wollen, wo Aslaug ſich manches Geſchäft zu machen pflegte, ſo würde er den Thore gefunden haben.

Der Frühling kam und Aslaug zog nach der Alm mit der Heerde. Wenn nun der Tag ſich heiß über die Thäler legte, der Felſen ſich kühl erhob über den Sonnendampf, die Heerdenglocken erklangen, der Hirtenhund bellte, Aslaug jodelte und auf dem Hifthorn blies — ſo wurden die Burſche von Herzweh ergriffen, wenn ſie in die Nähe kamen und dies Bild betrachteten. Und am erſten Sonnabendabend ſchlich ſich der eine nach dem andern hinauf. Allein ſchneller als hinauf, kamen ſie wieder hinunter; denn droben ſtand ein Burſche und paßte auf, nahm Jeden in

Empfang, welcher kam, und wirbelte ihn so im Kreise herum, daß er auf Lebzeiten der Worte gedachte, welche diesen Kreisel begleiteten: „Komm ein ander Mal wieder, dann sollst du mehr bekommen!"

Soweit nun die Bursche schließen konnten, gab es nur einen in diesem Kirchsprengel, welcher solche Fäuste hatte, und dieser war eben Thore Nesset. Und alle die reichen Hufnertöchter meinten, das wäre doch zu arg, daß der „Käthnerbock" *) am höchsten bei der Aslaug Husaby angeschrieben stände.

Dasselbe meinte auch der alte Knud, als er davon hörte, und er sagte, wenn es keinen andern gebe, der ihn zügeln könne, so wolle er dies Geschäft schon noch selbst besorgen. Knud fing ja freilich an alt zu werden, allein, wenn er auch schon über die sechzig war, mochte er doch noch mitunter seine Kräfte mit dem ältesten Sohne messen, wenn es ihm zu langweilig im Hause ward.

Nach der Husaby-Alm hinauf führte nur ein Pfad und zwar durch den Garten des Hofes. Am nächsten Sonnabendabend, als Thore nach der Alm hinauf wollte und sich still über den Hof schlich, leichter zu Fuß, als er den Gebäuden erst vorbei war — fuhr ein Kerl grade auf ihn los.

„Was willst du von mir?" sagte Thore und schlug ihm in's Gesicht, daß es in ihm sang.

„Das sollst du zu wissen bekommen", sagte ein anderer hinter ihm mit einem Nackenschlage, und das war der Bruder.

„Hier ist der dritte Kerl", sagte der alte Knud und ging ihm zu Leibe.

Thore ward stärker in der Gefahr. Er war geschmeidig wie Weiden und schlug um sich, daß es knallte; er wand sich und bückte sich; wo ein Schlag fiel, war er nicht; wo es Niemand erwartete, theilte er aus. Er bückte sich und sprang auf, doch ward er fürchterlich zugedeckt. Aber der alte Knud sagte doch später: „mit einem tapfereren Burschen habe er sich noch nie gebalgt." Sie fuhren

---

*) Man unterscheidet in Norwegen „Gaardmänner", solche, die einen ganzen Bauerhof besitzen, und „Huusmänner", Käthner, die nur ein Häuschen und wenig Acker haben.

fort bis Blut floß, da aber sagte der Husaby: „Halt!“ und dann entschlüpften ihm noch die Worte: „Kannst du am nächsten Sonnabend hinaufkommen, dem Husaby und seinen Jungen zum Trotz, so soll die Dirne dein sein!“

Thore schleppte sich heim, so gut er konnte, und als er heim gekommen war, legte er sich zu Bette. Viel Gerede ging von der Balgerei auf Husaby, allein Jeder sagte: „Was wollte er auch dort.“ Nur eine Seele gab es, die das nicht sagte, und das war Aslaug. Sie hatte ihn an jenem Sonnabendabend erwartet, als sie aber erfuhr, was zwischen ihm und ihrem Vater passirt war, setzte sie sich hin und weinte und sagte bei sich selbst: „Bekomm' ich den Thore nicht, so gibt es keinen frohen Tag mehr für mich in der Welt.“

Thore blieb am Sonntage im Bette liegen, und als der Montag kam, fühlte er, daß er noch liegen bleiben müsse. Der Dienstag kam, und das war so ein schöner Tag. Es hatte geregnet in der Nacht; das Gebirge sah so frisch grün aus, das Fenster stand offen, Düfte strömten hinein, die Glocken läuteten von der Alm herunter und da droben jodelte Jemand .... wahrhaftig, wenn seine Mutter nicht im Zimmer gesessen hätte, so würde er geweint haben. Der Mittwoch kam, und noch lag er dort; am Donnerstag fing er an darüber nachzudenken, ob er doch nicht am Sonnabend wieder gesund sein sollte, und am Freitage war er wieder auf den Beinen. Er dachte nun an die Worte, welche der Vater gesagt hatte: „Kannst du am nächsten Sonnabend zu ihr hinaufkommen, ohne daß Knud und seine Buben das verhindern können, so soll das Mädel dein sein.“ Er schaute nach dem Husabyhofe hinauf, einmal nach dem andern: „Ich erlebe nun keinen Weihnachten mehr“, dachte Thore.

Hinauf nach der Husaby-Alm ging nur ein Pfad, wie vorhin gemeldet ist; aber ein tüchtiger Kerl mußte doch wohl auch sonst hinaufkommen können, selbst wenn ihm der grade Weg verschlossen wäre. Ruderte er z. B. dort um die Landspitze und legte dann an auf der Seite, so wär' es vielleicht möglich hinaufzukommen, wenn es auch so steil dort war, daß nur mit genauer Noth Ziegen

emporklimmen konnten, und die pflegen doch sonst nicht so bange zu sein auf dem Gebirge.

Der Sonnabendabend kam, und Thore ging aus von Morgens früh. Es war ein schöner Tag; — die Sonne strahlte, daß es lebendig ward im Gebüsche. Es jodelte und blies hinab vom Gebirge. Er saß vor seiner Hausthür, als der Tag sich neigte und ein rauchender Nebel nach den Bergen hinaufzog. Er schaute hinauf, es war dort so still; er sah nach dem Husabyhofe — und dann sprang er in das Boot und ruderte um die Landspitze herum.

Vor der Sennhütte saß Aslaug und war fertig mit ihrem Tagewerk; sie dachte daran, daß Thore diesen Abend ja nicht kommen könne, allein daß vielleicht so viel mehr Andre nun an seiner Statt kommen würden; sie machte daher den Hund los und sagte nichts, sondern ging nur weiter. Sie setzte sich so hin, daß sie über das Thal hinausschauen konnte; allein dort stieg Nebel empor, auch war sie nicht recht im Stande hinabzublicken. Sie wählte dann einen andern Platz und ohne weiter darüber zu denken, setzte sie sich so, daß sie nach der Seite blickte, wo der Fjord lag; es gab das ihrer Seele so viel Frieden, wenn sie so weit über das Wasser hinabschaute.

Als sie so dort saß, kam sie in eine Stimmung, wo sie Lust zu singen fühlte; sie nahm ein Lied mit „langen Tönen" und weit erklang es über die Berge. Sie wollte sich gern selbst singen hören, fing daher von Neuem an, als der erste Vers zu Ende war. Als sie aber den zweiten gesungen hatte, kam es ihr so vor, als ob Jemand tief unten antwortete. „Kind, was kann doch das sein?" dachte Aslaug, schritt dann vor nach dem Abhang, schlug die Arme um eine schlanke Birke, welche dastand und über dem Abgrund zitterte — und schaute hinunter. Aber sie sah nichts; der Fjord lag still da und ruhte sich aus, nicht ein Vogel strich über denselben hinweg. Aslaug setzte sich daher wieder nieder und fing abermals an zu singen. Da aber antwortete es im selben Tone und näher als das erste Mal. „Der Laut war kein Echo, was er auch ist." Aslaug sprang wieder auf und beugte sich von Neuem über den Felsen hinab. Und da sah sie unten an der Felswand ein Boot, welches angelegt hatte; es sah so klein aus, wie eine Nuß-

schale, weil es so tief unten war. Sie warf den Blick hinaus und sah eine Mütze von Fell, und unter derselben ein Mannsbild, welches an dem fast nackten Felsen emporklomm.

„Wer kann das sein?“ fragte Aslaug, ließ die Birke los und sprang zurück. Sie wagte nicht sich selbst zu antworten, denn sie wußte ja recht gut, wer es war. Sie warf sich nieder auf den Rasen, ergriff das Gras mit beiden Händen, als sei sie es, welche das, woran sie sich festhielt, nicht loslassen dürfe. Allein die Graswurzeln ließen los, sie schrie und griff tiefer und tiefer hinein. Sie bat Gott den Allmächtigen, ihm zu helfen, allein dann fiel es ihr ein, daß dies Unternehmen Thore's heißen müsse: Gott versuchen, weshalb er auch keine Hülfe von oben erwarten könne.

„Blos dies eine Mal!“ bat sie. „Blos dies eine Mal erhör' mich und hilf ihm!“ Und nun umarmte sie den Hund, als ob das Thore sei, den sie festhalten wolle, sie rollte sich mit ihm über den Rasen und es schien ihr, als ob die Zeit endlos sei.

Aber da plötzlich schlug der Köter an: „Wau, wau!“ sagte er zu Aslaug und sprang an ihr empor. „Wau, wau!“ hinaus von Neuem — und da kam eine rauhe Mütze über den Felsrand empor — und Thore lag in ihren Armen. Da lag er eine ganze Minute, ohne daß einer von ihnen im Stande war, ein Sterbenswort zu reden; — und in dem, was sie dann zuerst sagten, war auch weder Sinn noch Verstand.

Allein der alte Knud Husaby sagte, als er dieses erfuhr, das Wort, was nicht unwitzig war; dabei schlug er auf den Tisch, daß es schallte: „Der Bursch ist werth, es zu haben, das Mädel soll sein bleiben!“

Der Vater.

Der mächtigste Mann in dem Kirchensprengel, von dem hier erzählt werden soll, hieß Thord Overaas. Er stand eines Tages im Arbeitszimmer des Predigers, hoch aufgerichtet und mit ernster Miene: „Ich habe einen Sohn bekommen und will ihn getauft haben.“ —

„Wie soll er heißen?“ —

„Finn, nach meinem Vater!“

„Die Gevattern sind?“

Dieselben wurden genannt und waren die angesehensten Leute der Dorfschaft, Männer und Frauen aus der Verwandtschaft des Vaters.

„Habt ihr sonst noch etwas auf dem Herzen?“ fragte der Prediger, indem er aufschaute. Der Bauer stand eine Weile. „Ich hätte ihn gerne allein und nicht in Gemeinschaft mit andern getauft“, sagte er. „Ich meine nämlich, an einem Wochentage. Am liebsten am nächsten Samstag, 12 Uhr Mittag.“

„Habt ihr sonst noch etwas?“ fragte der Prediger wieder. —

„Nein, mehr hab' ich nicht zu sagen.“

Der Bauer drehte den Hut zwischen den Händen, als wolle er gehen. Da erhob sich der Prediger. „So laßt mich euch noch sagen“, hob er an und ergriff die Hand des Bauers, indem er ihm fest in die Augen blickte:

„Gebe Gott, daß das Kind dir zum Segen werde!“ —

* * *

Sechzehn Jahre nach diesem Tage stand Thord abermals in des Predigers Stube. „Du konservirst dich gut, Thord", sagte der Prediger, als er auch nicht die geringste Veränderung an ihm wahrnehmen konnte. „Ich hab ja auch keine Sorgen", antwortete Thord.

Der Prediger schwieg dazu; nach einer Weile fragte er ihn: „Was hast du heut Abend auf dem Herzen?"

„Heut komme ich wegen meines Sohnes, der konfirmirt werden soll." —

„Er ist ein aufgeweckter Bursche!" —

„Ich wollte dem Prediger nicht gern sein Honorar geben, ehe ich hörte, welche Nummer er in der Kirche erhalten würde." —

„Ei, er hat Nummer Eins!" —

„Ja, ich hab's gehört — und hier sind zehn Thaler Honorar!" —

„Hast du sonst noch etwas?" fragte der Prediger und sah den Thord an. —

„O nein, sonst hab ich nichts." —

Und Thord ging fort. —

* * *

Abermals verflossen acht Jahre. Da hörte man einst plötzlich einen Lärm vor der Schreibstube des Predigers; denn viele Männer kamen, und Thord an der Spitze.

Der Prediger blickte auf und erkannte ihn:

„Heute Abend kommst du in zahlreicher Gesellschaft!" —

„Ei ja, ich wollt' blos meinen Sohn in der Kirche proklamirt haben, er soll sich verheiraten mit Karen Storliden, der Tochter von Gudmund, welcher hier steht." —

„Ei, das ist ja die reichste Erbin in der ganzen Dorfschaft!" —

„Man sagt das, jawohl", antwortete der Bauer, und strich sein Haar mit der einen Hand in die Höhe.

Der Prediger versank eine Weile in Gedanken; er sagte nichts, schrieb die Namen in sein Buch und ließ die Männer unterschreiben. Thord legte drei Thaler auf den Tisch.

„Mir kommt nur einer zu!" sagte der Prediger. —

„Weiß das, 's ist aber mein einziges Kind und ich — möcht' es gern gut machen." —

Nun nahm der Prediger das Geld:

„Es ist das dritte Mal nun, daß du hier stehst deines Sohnes wegen, Thord." —

„Nun bin ich aber auch fertig mit ihm", antwortete Thord, legte seine Brieftasche zusammen, sagte: „Fahrwohl!" und folgte — langsam den andern Männern.

Vierzehn Tage hierauf ruderten Vater und Sohn in stillem Wetter über das Wasser nach dem Hofe Storliden, um sich rücksichlich der Hochzeit zu bereden.

„Das Kissen liegt nicht gut unter mir", sagte der Sohn und erhob sich im Boote, um es zurecht zu legen. Da aber glitt das Bret, auf dem er stand, aus, er fiel, schlug aus mit den Armen und stürzte in's Wasser. —

„Halt dich am Ruder!" rief der Vater, sprang auf und hielt ihm dasselbe hin. Allein als der Sohn ein paarmal darnach gegriffen hatte, verlor er die Kraft und fühlte sich erstarren.

„Warte, warte!" rief der Vater und ruderte näher zu ihm hin. Da schlägt der Sohn rückwärts über, sieht mit langem Blick den Vater an — und versinkt.

Thord wollte es nicht recht glauben; er hielt das Boot still und starrte auf den Fleck, wo der Sohn versunken war, als müsse er wieder emporkommen. Es stiegen einige Blasen auf, noch einige, dann nur eine einzige große, welche platzte, — und spiegelblank lag die See wieder da.

Drei Tage und drei Nächte hindurch sahen die Leute den Vater um diesen Fleck herumrudern, ohne daß er Verlangen nach Essen oder Schlaf bekam; er fischte nach seinem Sohne. Endlich fand er ihn und trug ihn auf seiner Schulter den Berg hinauf nach seinem Hofe.

Seit diesem Tage mochte wohl ein Jahr verflossen sein. Da hörte der Prediger an einem Herbstabend spät etwas draußen an der Flurthür tappen, und eintrat darauf ein hochgewachsener, etwas vorn übergebeugter Mann, mager und mit weißen Haaren.

Der Prediger sah ihn lange an, eh' er ihn erkannte; es war Thord.

„Kommst du so spät?" sagte der Prediger und blieb vor ihm stehen.

„Ach ja; ich komme so spät", sagte Thord, indem er sich niedersetzte.

Der Prediger setzte sich auch erwartungsvoll, und so schwiegen beide ziemlich lange.

Dann sagte Thord: „Ich habe etwas mitgebracht, welches ich gern den Armen geben möchte." — Er stand auf, legte Geld auf den Tisch und setzte sich wieder.

Der Prediger zählte das Geld.

„Das ist viel Geld!" sagte er. —

„Es ist die Hälfte meines Hofes; ich verkaufte ihn heute." —

Der Prediger blieb lange schweigend sitzen; endlich fragte er sanft:

„Und was gedenkst du nun anzufangen?" —

„Etwas Besseres!" —

Wieder eine Weile Schweigen, Thord richtete seine Blicke auf den Boden, der Prediger sah ihn mit großen Augen an.

Dann sagte der Prediger langsam:

„Nun glaube ich, daß dein Sohn dir endlich zum Segen geworden ist." —

„Ja, ich denk' es nun auch selbst", sagte Thord und blickte auf, während zwei schwere Thränen über sein Antlitz rollten.

Aus dem Stifte Bergen.

Wie der Mann heißt, muß ich verschweigen, da er noch lebt. Er besitzt einen Bauerhof und hat einen erwachsenen Sohn.

Es ist Gebrauch, daß der einzigste Sohn die Bauerstelle erhält, sobald er zwanzig Jahr alt wird. Allein dieser Vater wollte seinen eignen Willen behaupten und so wurde der Sohn siebenundzwanzig Jahr alt als Dienstknecht des Vaters, und durfte nichts vornehmen, ohne ihn erst vorher gefragt zu haben.

Der Sohn ließ nie einen Wunsch über seine Lippen kommen; endlich jedoch legten sich die Nachbarn in's Mittel, und der Vater mußte sich nun bequemen, die Stelle dem Sohn gerichtlich zu übertragen, wenn er es auch ungern genug that. Am Ende unterließ er, die Uebertragungsurkunde gerichtlich bekannt zu machen.

Es geschah dies an einem Sonnabend im Winter. Am Sonntag saß der Vater allein in der Stube und war übler Laune. Da kamen einige Männer vom Gebirge herunter, grüßten und baten, ob man ihnen nicht ein Pferd leihen wolle; sie hätten einen schweren Weg in's Thal herunter gehabt. — „Ich habe hier nichts mehr zu befehlen", antwortete der Mann, „was jedoch die Pferde betrifft, so sollen sie diese Woche hindurch Ruhe haben."

Die Männer gingen nun hinaus auf den Hofraum, wo sie den Sohn trafen. Einer von ihnen fragte ihn: „Willst du uns nicht ein Pferd heut leihen, damit wir zur Kirche kommen können? Wir sind müde vom ewigen Waten im Schnee und wir wollen zum Abendmahl."

„Die Pferde sollen eine ganze Woche ruhen", antwortete der Sohn; „ihr mögt sie daher gern leihen." —

Er brachte sie darauf selbst aus dem Stalle und spannte sie vor den Wagen.

Der Vater hört den Schellenklang, sieht grade hinaus, als sie vorbeifahren, und lächelt seltsam.

Als der Sohn in's Zimmer tritt, geht der Vater ihm entgegen: „Hast du ihnen die Pferde geliehen?"

Der Sohn wollte antworten, allein der Vater gibt ihm eine fürchterliche Ohrfeige, mit den Worten:

„Die Uebertragungsurkunde ist noch nicht gerichtlich, du Grünschnabel!" —

Am Donnerstag Abend darauf — er hatte die ganze Woche wie zuvor gearbeitet — kommt der Sohn in Reisekleidern in's Zimmer, geht grade auf den Vater zu und sagt:

„Nun muß ich dir Lebewohl sagen!"

Alle Arbeit im Zimmer stockte, und der Vater fragte erstaunt: „Was denn, willst du reisen?"

„Ja!"

Beide sahen einander an; der Sohn streckte die Hand aus und sagte: „Nun mußt du wohl leben!"

Der Vater ergriff die Hand, wollte antworten, vermochte es aber nicht sofort. Ehe er zu einem Entschluß kommen konnte, war der Sohn unten auf dem Wege. Er fragte Einige, ob sie wüßten, wo der Bursche hin wolle; sie wußten es jedoch nicht.

Zwei Jahr später sandte der Sohn eine Botschaft heim mit einem Hausirer, daß er in Diensten sei bei einem reichen Bauern in Jarlsberg im Süden des Landes. Noch ein paar Jahre vergingen, da kam Botschaft von ihm, daß er sich verheiratet habe und einen Bauerhof besitze.

Der Mann, der mir diesen eigenthümlichen, echt norwegischen Vorfall erzählte, hatte den Vater besucht.

„Hast du nicht einen Sohn?" fragte der Fremde.

„Ich habe einen, welcher im Süden des Landes verheiratet ist", antwortete der Alte und sah den Weg hinunter.

„Ist er schon lange weg gewesen?" —

„Zum Winter wird es acht Jahr." —

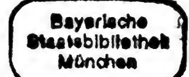
„Dann wird er dich wohl bald besuchen?"

„Der Weg ist lang, und er hat viel zu thun." —

„Willst denn du ihn nicht besuchen?"

„Ich bin jetzt zu alt dazu." —





Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus den skandinavischen und den slavischen Literaturen: **Tegnér's** Frithjofs-Sage; ausgewählte Poesien von **Björnstjerne Björnson, Stagnelius; Holberg's** Lustspiele; die besten Werke von **Oehlenschläger, Andersen, K. Hauch, Hertz;** ferner von **Lermontoff, Puschkin** 2c.

Aus der orientalischen Literatur: Sinesische Volkslieder aus dem **Schi-king,** Dichtungen der Inder (**Savitri,** die Gattentreue, **Veda-Hymnen, Kalidasa's** Wolkenbote und Sakuntala), Lieder des **Hafis,** Arabische Lieder; aus dem Koran und Sinnsprüche, die schönsten Blüthen der hebräischen Poesie.

Aus dem Alterthum: **Homer's** Epen; die Dramen des **Sophokles** und **Aeschylus;** Auswahl aus **Euripides; Plautus'** Lustspiele 2c.

Unter denen, welchen wir die schwere Aufgabe der Uebersetzung anvertraut haben, machen wir vorläufig namhaft: Jordan und Seeger für Shakespeare, Lobedanz für die Skandinavier, Strodtmann für die englischen Lyriker, Viehoff und Ehrenthal für die Griechen, Kurz und Rapp für spanisches Theater, Dingelstedt und Laun für französisches Theater, Fr. Spielhagen, Hertzberg, Zoller, Eitner, Altmüller, Bartsch, R. Prutz u. A. für Verschiedenes.

Da jedes aufgenommene Werk vollständig mitgetheilt wird, bildet es ein für sich bestehendes, ein oder mehre Bändchen umfassendes Ganze, reiht sich aber in der äußeren Anordnung und Uniformität der Sammlung plangemäß ein. Die zu einer Literatur gehörigen Bände schließen sich außerdem wieder zu kleineren Gruppen zusammen.

Art und Weise des Erscheinens:

Die Bibliothek erscheint, obschon auf systematischer Grundlage, doch nicht in systematischer Reihenfolge, sondern in einer aus verschiedenen Literaturen bunt abwechselnden Folgenreihe von Bänden. Monatlich werden 2 solcher Lieferungen ausgegeben, die verschieden sind in Umfang und Preis, welcher sich für

den Bogen Oktav auf 3/4 Sgr.

berechnet, so daß die einzelnen Lieferungen, zwischen 8 bis 12 Bogen enthaltend, von 6 bis 9 Sgr. kosten, im Abonnement sowohl, als im Einzelverkauf.

Bei einer solchen noch unerreichten Niedrigkeit des Preises ist die Ausstattung eine so würdige und gefällige, wie man sie bisher nur an Pracht-Ausgaben gewohnt war. — Das Abonnement erstreckt sich, da der Umfang der ganzen Bibliothek nicht genau voraus bestimmt werden kann, auf **Serien** von je 50 Lieferungen. Jede Serie schließt jedoch mit vollständigen Werken ab.



Erschienen:

Band 1. Shakespeare's **Macbeth**, von W. Jordan. (5 Sgr.)
„ 2. Tegnér's **Frithjofs-Sage**, v. H. Viehoff. (6 Sgr.)
„ 3. Shakespeare's **Hamlet**, von L. Seeger. (9 Sgr.)
„ 4. Töpffer's **Rosa u. Gertrud**, v. K. Eitner. (10 Sgr.)
„ 5. Shakespeare's **Romeo u. Julie**, v. Jordan. (6 Sgr.)
„ 6 u. 7. Burns' **Lieder u. Balladen**, von K. Bartsch. 2 Theile. (13½ Sgr.)
„ 8—10. Dante's **Göttliche Komödie**, von K. Eitner. 3 Theile. (25 Sgr.)
„ 11. Byron's **Dichtungen** (Belagerung von Corinth. Die Insel. Der Gefangene von Chillon), von W. Schäffer. (6 Sgr.)

Unter der Presse:

Band 13. Björnson's **Bauernnovellen**, von E. Lobedanz. II. Theil (Ein fröhlicher Bursch. Kleine Erzählungen),

als Fortsetzung der Bibliothek ausländischer Klassiker.

Preis ¾ Sgr. der Bogen.



Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.



